10618338

100176558

Per. 179 e

(4,1

10016558

10016558

Inspicium

Bavaricum pag. 212 lit. Griphyx.

10016558

Baierische Sammlungen

und

Auszüge

zum

Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Erstes Monathstück.

Im Weinmonath, 1767.

München

zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10016558

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Herbst.

Auch dich besinge mein Lied,
o Herbst, du Vater
des Segens!
Die Thäler sehn dich, und
jauchzen vor dir.
Dich sehn sie, Vater des Weins, auf deinen trächtigen Hügeln,
Von trunknen, muthigen Winzern umtanzt.
Ich sang den fröhlichen Lenz, mit jungen Rosen gekrönet,
Sang ich den stillen Gefilden sein Lob.
Tief in dem kühlen Gehölz sang ich den mächtigen Sommer,
Und floh vor seiner verzehrenden Gluth.

Jetzt soll die Muse mein Haupt mit Reben feyerlich kränzen,
Dich zu besingen, wohlthätiger Herbst.
Wie im Getümmel der Lust auf den nun feyernden Feldern
Der reiche Landmann zufrieden dich preist.
Belebe selber mein Lied, und laß es Seelen begeistern,
Begeistern, wie dein gewaltiger Wein,
So oft ein Kenner der Lust, so oft ein fühlender Jüngling
Aus ihm den Muth und die Munterkeit trinkt.
Nur dir, nur dir zieht der Lenz die hülfsbedürftigen Fluren
Mit brüderlicher Gefälligkeit auf.
Nur dich verkündiget er in seiner glänzenden Blüthe,
In deren Hüllen die Fruchtbarkeit reift.
Dann geht der Landmann umher, im Morgenthaue der Dämmrung,
Und überzählet den Segen der Nacht.
Mit neubegierigem Blick zählt er die Blüthen, und lächelt,
Und preist den Frühling, und hoffet auf dich.
Der Sommer dienet dir gern, nur dir verpflegt er die Saaten,
Nur dir verweilet die Sonne so spät.

Nur

Nur deinetwegen schickt er, aus den dir dienst-
baren Wolken
Den neuerschaffenden Regen herab.

Was gleicht den Tagen voll Lust, die eine sitt-
same Sonne
Für dich mit fröhlicher Heiterkeit schmückt.
Dann taumeln über das Feld, die sich verjün-
genden Weste
Um deine Früchte liebkosend hieher.

Still und gedankenvoll geht von allen Musen
begleitet
Ein Dichter durch das sich freuende Thal,
Wie Thomson, der die Natur auf ihren Flu-
ren besuchte,
Und ihre Reitzungen alle besang.

Du siehst den Dichter, o Herbst! und horchst
auf seine Gesänge
Auf deines Freundes begeisterndes Lied.
Sanftrauschend dankest du ihm: du rauschest durch
die Gesträuche
Du rauschest über den spielenden Bach.

Sey nun uns gütig, o Herbst! der du bald jün-
gendlich fröhlich
Mit heitrer Stirn den Gefilden erscheinst:

Bald deine heitere Stirn in Wolken fürchterlich runzelst
Und weinend über die Fluren hinfährst.
Sey nun uns gütig, o Herbst! verbirg nicht unter den Wolken
Das süße Lächeln des schönen Gesichts,
Und laß dich über das Feld nur sanfte Winde begleiten,
Und halt die stürmischen Winde zurück.

Bienenstock.

Von Ausschweifungen der Jugend.

Die Menschen begehen unstreitig das meiste Unrecht bey Beurtheilungen ihres Nächsten; es mag sie nun hiezu ihr Verstand oder ihr Wille, einzeln oder beyde zugleich, verleiten. Sie nehmen gewiße Grundsätze für wahr und unbetrüglich an, und ihre Eigenliebe, die Mutter so vieler Thorheiten, saget ihnen, nach diesen müsse sich doch das übrige menschliche Geschlecht richten: wer diesen nicht folgt, der ist in ihren Augen ein Thor,

ein

ein Lasterhafter, ein Verbrecher. Die Sit-
tenlehre wird also gänzlich willkührlich, und so
vielerley Charactere es unter den Menschen giebt,
eben so vielerley moralische Lehrgebäude werden
von ihnen behauptet. Der Geitzhals Crassus
kennt keine andere Tugend, als die Sparsam-
keit, und weis von keinem andern Laster, als
von der Verschwendung. Der scheinheilige Cal-
lus verschliest allen den Himmel ohne Barm-
herzigkeit, welche nicht täglich eine gewiße An-
zahl Gebethsformeln mit verdrehten Augen, ver-
stelltem Gesichte, und ohne Verstand so laut her-
sagen, daß es die Nachbarn und Vorbeygehen-
de hören, und erlaubt hingegen sich und denen,
welche dieses thun, alle Arten von Ungerech-
tigkeiten. In den Augen eines Possenreißers
ist Niemand klug, der ein gesetztes und ernsthaf-
tes Betragen hat, und welcher nicht über je-
des zweydeutige Wort mit ihm lachen will, wenn
im Gegentheil der mürrische Pempon glaubt,
daß ein weiser Mann keine Empfindungen von
Freude und Vergnügen haben dürfe.

Aus eben diesem Grunde sind die Urtheile
über das Betragen, welches ein Jüngling beob-
achten soll, gar sehr verschieden. Die Welt, das

ist, der grösste Haufen der Menschen wird hierinn von seinen Leidenschaften beherrschet; selbst ganze Nationen stimmen in der Erziehung und Anführung der Jünglinge nicht mit einander überein. Wenn ein Engeländer seinem Sohne alle Freyheiten erlaubt; wenn dieser in seinem zwölften Jahre ohne Furcht mit den Großen ja mit dem Könige selbst spricht: so präget der Deutsche dem seinigen eine solche Ehrerbiethung gegen Personen von einigem Titel und Rang ein, daß der meiste Theil derselben nicht ohne Verwirrung und mit Zittern und Furcht einem Großen seine Aufwartung macht, und dabey den Verstand, welchen er wirklich hat, nicht blicken lassen kann. Ich sehe dieses Betragen mit als einen Grund an, warum so wenig Deutsche von niedriger Geburt und geringem Vermögen ein glänzendes Glück an den Höfen machen. Man hat dort nicht die Zeit und die Geduld, durch verdriesliche Erfahrungen zu erforschen, wer unter zehen solcher furchtsamen Köpfe Verstand hat; man wählt lieber diejenigen, welche es selbst sagen, daß sie Verstand besitzen, und die es zum wenigsten einigermassen durch ihr äußerliches Betragen so gleich beweisen.

Meine

Meine Absicht ist anjetzt nicht, Regeln zu der Erziehung der Jugend zu geben. Diese höchst wichtige Materie erfordert zu ihrer gründlichen Abhandlung Alphabete, und nicht einzelne Bogen; sondern ich will nur allein die Meynung dererjenigen untersuchen, welche dafür halten, man müsse der studirenden Jugend gewiße Ausschweifungen und Fehler übersehen, und ihr Betragen nicht nach den Grundsätzen der Sittenlehre und Klugheit beurtheilen. Es wären Fehler der Jahre, und die nothwendigen Folgen der mangelnden Ueberlegung. Wenn die Rolle der lustigen Streiche gespielt, so käme es auch an die ernsthafte Scenen.

So dachte Aulus, der Vater eines Sohnes von sehr guten Gemüthsgaben. Als er im Begrif war, ihn hieher auf die Akademie zu schicken, so sagte er zu ihm, statt ihm Lehren eines würdigen Vaters zu geben: Mein Sohn, lerne was, und geh fleißig in die Collegia, damit ich dich bald wieder zu mir nehmen kann. **Ich will aber nicht, daß du den ganzen Tag zu Hause und über den Büchern sitzen sollst. Das Nachtstudiren macht die jungen Leute ungesund und verdrießlich. Geh in honnette Ge-**

sellschaften, und reite zuweilen aus. Heut zu Tage hilft das viele Wissen nichts. Du siehest, ich habe mein reichliches Auskommen. Ich habe ein paarmal über die Institutionen und den kleinen Struv gehöret. Die Pandecten fieng ich zwar an, aber sie waren mir zu weitläuftig; ich hörte einen Practicum, und als ich in mein Vaterland zurück kam, so habe ich zwey Jahre bey dem seligen Battus, der ein recht tüchtiger Advocat war, geschrieben, und die Formeln gelernet. Ich habe immer mein Brod gehabt, und besser als andere, die Tag und Nacht studirten, und das Corpus Juris fast auswendig konnten. Man bekömmt nur den Kopf voll Grillen, und macht sich über jede Kleinigkeit ein Gewissen. Er erzählt ihm noch überdem verschiedene lustige Streiche, die er gespielt, und wie er sich auf öffentlichen Markt mit vieler Ehre geschlagen, weil ein anderer Student seiner Hausjungfer ein Vivat gerufen. Der junge Aulus folgte treulich seines Vaters Lehren; kam hieher, gieng mit dem Lesebuch des Morgens in die Collegia, und kam so klug heraus, als er hinein gegangen war. Des Nachmittags gieng er in Gesellschaft, oder ritt aus, spielte, soff, lebte lie-

berlich, und machte Schulden. Der Vater bezahlte diese verschiedene mal mit seinem sehr übel erworbenen Gelde. Noch immer blieb der unvernünftige Vater bey seinem tollen Wahne, ein junger Mensch müsse in seiner Jugend lustig seyn, und die besten Stnnden des Lebens müßig und lasterhaft zubringen. Endlich machte der Sohn so viele Schulden, daß des Vaters Vermögen fast nicht mehr hinreichend war, und empfand zugleich die natürlichen Folgen der Ausschweifungen an seinem Körper. Der Vater kam und fand seinen Sohn elend, ausgezehrt und in den Händen des Todes. Der nahe bevorstehende Uebergang in ein anders Leben hatte die Vernunft wieder bey ihm zurück geführt. Nun gab der Sohn, voll Reue über seine begangene Unthaten, dem ängstlichen Vater bessere Lehren, und starb. Der Vater, voll Gram über den Verlust seines Sohnes und seines Vermögens, büßte durch eine langwierige Krankheit, wobey er von aller Hülfe entblößt war, das an seinem Sohn begangene Verbrechen.

Wie viel hundert dergleichen unglückselige Beyspiele könnte ich nicht anführen, wenn sie

nicht jedermann, doch ohne den gewünschten Eindruck zu machen, vor den Augen herum giengen. Der Grund von allen ist das Vorurtheil, daß man der Jugend gewiße Ausschweifungen übersehen müsse, und die so viele Aeltern verblendende Liebe gegen ihre Kinder. Diese letztere macht überdem noch, daß sie die Fehler ihrer Kinder nach dem verjüngten Maaßstab ansehen, und dem einreißenden Uebel nicht zu rechter Zeit begegnen.

Ich bin kein Feind der Freude und erlaubter Vergnügungen. Wir sind nur einmal jung in der Welt, und die Jünglingsjahre sind es, in welchen wir am besten und am anständigsten der Ergötzlichkeiten genießen mögen. Ich untersage der Jugend keine derselben, die mit den guten Sitten, der Ehrbarkeit, der Erhaltung unserer Gesundheit und unsern Vermögensumständen übereinstimmen. Sobald sie aber wider unsere Pflichten sind, sobald sie Laster werden, so verabscheue ich den Jüngling, welcher sich denselben ergiebt. Wenn der junge Alcipus sich mit ausnehmenden Fleiß auf die Wissenschaften legt, und eine wohlanständige Aufführung zeiget, dabey aber in seinen Ergötz-

lichkeiten und übrigen Aufwand sparsam ist, um seiner Eitelkeit in Kleidern ein Gnüge zu thun, doch ohne über seine Geburt hinaus zu gehen: so bleibt es allezeit eine kleine Thorheit. Da er aber deßwegen weder weniger Collegia höret, oder die Anschaffung der nöthigen Bücher unterläßt: so vergebe ich ihm diesen kleinen Fehler gar leicht. Wir haben alle eine schwache Seite. Wenn aber Lysias, um täglich in reichen und kostbaren Kleidern zu gehen, sich eine Kammer miethet, welche vorher der Hauswirth zum Hühnerstall gebrauchet, des Mittags in einem der schlechtesten Gasthofe für einen Groschen speiset, bey seinen Lehrern sich die Collegia in der demüthigsten Stellung frey bittet, und dem ohngeachtet sich gezwungen siehet, um seinen Schuldnern zu entgehen, des Nachts sich davon zu machen, und in einem reichen Kleide nach seinem Geburtsort zu Fuße zu wandern; nachdem ihm die Mutter geschrieben, daß sie auch das letzte Stück ihres Hausgeräths versetzen müssen: so nenne ich den Lysias nicht nur thöricht und eitel, sondern er ist auch in Ansehung dessen, daß er durch seine Ausschweifungen seine alte Mutter und sich selbst in die elen-

elendesten Umstände gestürzet, ein Verbrecher, und der Bestrafung der Obrigkeit würdig.

Nun, spricht der junge Sylvius, ich weis nicht, was der Moralist will. Soll ich mich meiner Jugend nicht gebrauchen, und die freudigen Jahre meines Lebens unter den Büchern und in Gesellschaft alter verdrieslicher Männer zu bringen? Ich sehe nicht, fährt er fort, daß seine Lehren in der Ausübung und im gemeinen Leben von einigem Nutzen sind. Pascasius war von Jugend an der liederlichste Jüngling. Er spielte, er soff, er hielt sich in den berüchtigsten Häusern auf, er ward von mehr als einer Akademie als infam verwiesen, er ist bey dieser abscheulichen Lebensart höchst unwissend geblieben; doch sehe ich ihn eine ansehnliche Bedienung bekleiden: und ob zwar diejenigen, welche sich mit ihm zugleich darum bewarben, geschickte Leute und von einer untadelhaften Lebensart waren, auch die Großen von den schändlichen Handlungen des Pascasius überzeugt waren, so wurden sie doch abgewiesen, und dieser rühmt sich noch öffentlich, was für liederliche Streiche er in seiner Jugend ausgeführet. Ja, eben diese Beförderung muntert ihn, so zu

sagen, auf, öffentlich der Tugend und der Wohlanständigkeit Hohn zu sprechen. Sylvius hat recht, aber Ausnahmen und einzelne Beyspiele werfen eine allgemeine Regel nicht um. Ich könnte selbst verschiedene erzählen. Wenn aus einzelnen Exempeln Grundsätze gefolgert werden sollen, so müssen alle diejenigen, welche öffentliche Einnahmen unter sich haben, solche bestehlen, weil ich vor einiger Zeit erlebet, daß einer, welcher des Diebstahls bey einer herrschaftlichen Casse überführt war, dennoch zu einer Bedienung befördert ward, zu welcher durchaus ein vollkommen redlicher Mann erfordert wird. Da auch größtentheils die Jünglinge nicht so viel Verantwortung auf sich haben, wenn sie sich den Lastern ergeben, als ihre Aeltern, oder diejenigen, welche für ihre Erziehung Sorge tragen sollen: so wäre es zu hart und zu unbillig, wenn man alle junge Leute, die sich in ihren akademischen Jahren verführen lassen, und auf Abwege gerathen, von Beförderungen ausschließen wollte. Ich werde allezeit der Jugend zugestehen, daß ihre Fehler eher, als eines jeden andern Alters ihre, Vergebung verdienen; denn tausend Lehren sind nicht im Stande, uns diejenige wahre Ueberlegung zu verschaf-

schaffen, welche uns die Erfahrung giebt. Nur wünsche ich einem jeden, daß er nicht traurige Erfahrungen an sich selbst mache, sondern anderer Unfälle sich zu Warnungen und Lehren dienen lasse.

Gesetzt, daß es einem Pascasius und zehen andern liederlichen Jünglingen geglückt hat, durch unerlaubte Wege zu Bedienungen zu gelangen, und so gar geschickten Männern vorgezogen zu werden: so gehen erstlich hundert und noch mehrere herum, welche die Schuld ihrer Jünglingssünden Zeit Lebens durch Armuth, Verachtung und Elend büßen müssen; und zweytens ist die alte Regel, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen, noch immer so wahr, als sie vor tausend und mehrern Jahren gewesen. Ramirus, der in seiner Jugend viele Ausschweifungen begangen, gelangte durch List und Betrügereyen zu einer Ehrenstelle nach der andern; er übte in denselben so viel Laster und Verbrechen aus, daß er ein sehr scheinbarer Einwurf gegen die Tugend und ihre Lehren ward. Jedem ehrliebenden Mann war sein Glück zum Anstoß. Allein, auf einmal und wider alle Vermuthungen, weil man glaubte,

daß

daß ihn sein Stand nunmehr schützte, wurden alle seine vorherige Ausschweifungen, Laster und Verbrechen, wiederum rege gemacht, und je höher bis hieher sein Glück gestiegen, desto empfindlicher war es ihm nunmehr, daß er seiner Bedienung entsetzet, und jedermann zur Schand und zur Verachtuug hingestellet ward.

Ich warne daher wohmeinend aufgeweckte Jünglinge, sich nicht durch den lauten und lachenden Beyfall einiger Thoren verführen zu lassen, dergleichen Handlungen vorzunehmen, welche ihnen in männlichen Jahren vorgerücket werden können. Und ist es dann eine so große Ehre und ein so verdienstvoller Vorzug, wenn ich sprechen kann: Ich habe in meiner Jugend manchen lustigen Streich mit verübet, das ist: ich bin in meiner Jugend auch ein Thor gewesen, und habe ohne Ueberlegung gehandelt.

Das Reich der Natur und Sitten.

Der Renommist.

Dritter Gesang.

Die Luft belebte schon der Sonne reger Schimmer.
Sie warf den güldnen Stral in Kaufbolds Ruhezimmer;
Der Vorhang, der ihn brach, und rauschend vor ihn trat,
Zog an der weißen Wand ein länglichtes Quadrat.
Das große Stichblatt schien in falben Schattenbildern
Der Schreckkometen Lauf elliptisch abzuschildern.
Ganz Leipzig hub sich nun halbtaumelnd in die Höh.
Zur Arbeit gieng der Mann, die Dame trank Caffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen.
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.

Im

Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt.
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußt
es decken,
Und wo auch gar keins war, lag doch ein schwar=
zer Flecken.
Nur Raufbold ruhte noch, und lag von Sor=
gen frey.
Bis in den hellen Tag auf einer harten Streu.
Von Schätzen nie beschwert, auf seinen weiten
Reisen
Schlief er so arm, und sanft, als wie die al=
ten Weisen.
Sein ganzer Reichthum war sein großes Rau=
ferschwerdt,
Und seine ganze Lust Calmuck, das edle Pferd.
So manchen süßen Traum ließ ihn Pandur
ergetzen;
Vom wüthendem Tumult, von Schreyen, und
von Wetzen
War seine Seele voll; erstiegne Schnurrbarthein,
Und Ständchen, fielen ihm in süßen Schlum=
mer ein.
Ein paarmal lächelt er mit einer wilden Freude,
Und spricht verwirrt etwas von einem niodschen
Kleide;

Pandur hörts, und erschrickt. Er traut der Mode nicht,
Und untersucht genau des Helden Angesicht.
Mißtrauisch meynt er schon, zu seinem größten Schrecken,
Geheime Neigungen zur Mode zu entdecken.
„ O Raufbold! (seufzet er,) du schläfst? ach wüßtest du,
„ Wie ich unruhig bin bey deiner süßen Ruh;
„ Wie deine Wort im Traum entflogen, mich erschrecken.
„ Dein Antlitz würde sich mit edlem Unmuth decken.
„ Wer weis, ob dich nicht schon der Mode Wort verführt.
„ Wer weis es, ob nicht schon dein Herz die Neigung spürt,
„ Die leichte jensche Tracht rebellisch zu verändern,
„ Und wie ein Narr den Hals, und Degen zu bebändern.
„ Nimmt denn euch dich der Glanz von der Veränderung ein?
„ O! wärst du doch zu stolz ein Leipziger zu seyn!

„ O!

„ O! möchtest du doch nie den Fuß mit weißen
Strümpfen,
„ Und deinen Degen nie mit Narrenband be-
schimpfen!

So sprach er, und stützt sich auf Raufbolds
Degenknopf.
Viel Anschläg irren ihm durch seinen schlauen
Kopf;
Zulezt entschließt er sich, vom Helden sich zu
wagen,
Und um sein künftges Glück Orakel zu befragen.

In Leipzig war damals, die nun verlohrne
Kunst,
Aus dicken Caffeesatz, durch schwarzer Geister
Gunst,
Die Zukunft auszuspähn; und die geheimsten
Thaten,
Geschehn, und künftig noch, prophetisch zu er-
rathen.
Pandur, der dieses weis, verstellt sich alsobald;
Giebt sich aus dicker Luft die jenisch Gestalt;
Zieht große Handschuh an, und eilet nach der
Grotte,
Zum Delphos neuer Welt, zum pytschen
Caffeegotte.

Vergieb es mir, o Nacht, und du, pro=
phetscher Geist,
Wenn man dein Heiligthum profanen Augen
weißt.

Da wo Schellhafers Haus die festen
Mauren endet,
Ragt, wenn man seinen Blick schief gegen über
wendet,
Ein glänzend Haupt empor, das durch die neue
Pracht
Fast einem Tempel gleicht, Paläste finster macht.
So wie im dicken Wald ein Kranz bejahrter
Eichen,
Durch seine Wipfel droht den Himmel zu er=
reichen;
Ein schlanker Tannenbaum sie sämmtlich über=
eilt,
Und durch sein grünes Haupt die leichten Wol=
ken theilt;
So streckt dieß stolze Haus den Giebel in die
Lüfte,
Und hüllt das hohe Dach in ewgen Rauch und
Düfte.
Der Eingang zeigt sogleich in einer Schilderey,
Daß dieß des Caffeegotts geweihter Tempel sey.

Es liegt ein Araber an einem Caffeebaume;
Ihm bringt in hellem Gold von dem durchsüß=
ten Schaume,
Den man aus Bohnen kocht, die die Levante
schickt,
Ein nackter Liebesgott, der lächelnd auf ihn
blickt.
Pandur trat kühn herein, und stieg zur Grotte
nieder;
Ein heiligs Schrecken fuhr durch seine starren
Glieder,
Da er dem Gott sich naht, umringt von stil=
ler Nacht,
Und fürchterlich geschmückt mit unterirrdischer
Pracht.
Er saß im schwarzen Pomp. Das Zepter, das
er führte,
War wie ein Löffelchen; die Krone, die ihn
zierte,
Dem Zuckerhute gleich. Es steigt die blaue
Glut
Vom rauchenden Altar, auf dem ein Kessel ruht,
Der unaufhörlich braust, vom schwarzen Ruß
bezogen,
So wie des Phlegethons unaufhaltsame Wo=
gen.

So manche Mißgeburt gezeugt vom finstern Spleen
Und dicken schweren Blut, umflattert rauschend ihn.
Das Hypochonder saß, und krümmte sich für Schmerzen,
Und die Melancholie sprach Selbstmord in dem Herzen.
Pandur faßt einen Muth, und gieng hindurch zum Thron;
Bückt vor dem Gotte sich, und sprach mit rauhem Ton:
„ Du, der du mit Caffee die Leipziger belebest,
„ Und zur vornehmen Frau ein Gärtenweib erhebest;
„ Der du mit deinem Trank Holzhacker so beglückst,
„ Als du im Staatsgemach den großen Herrn entzückst;
„ Ich nahe mich zu dir vom fernen Ruf belehret,
„ Daß dir des Schicksals Macht die seltne Gunst verehret,
„ Die Zukunft zu durchschaun, und in Caffee zu sehn,
„ Was Astrologen kaum durch das Gestirn verstehn.

„ 3

„ O sage mir, Prophet, wird Raufbold un-
terliegen?
„ Wird endlich über ihn der Pleiße Mode siegen?
„ Uns wird der Niedrige, nach aller meiner Müh,
„ Zuletzt doch noch ein Sklav von der Ga-
lanterie?

Er schwieg. Der Gott versetzt: „ Der Ruf
ist wahr gewesen,
„ Daß ich die Zukunft kann aus dickem Caffee
lesen.
„ Doch bist du nicht Pandur, der uns zu-
wider ist?
„ Und ist dein Raufbold nicht ein wilder Re-
nommist?
„ Soll ich, dem Feind von uns die Zukunft
zu verrathen,
„ Verrückt im Kopfe seyn, und auf dem Drey-
fuß braten?
„ Denn wisse, Schlägergeist, es kostet Müh
und Schweiß,
„ Eh ich, vom Geiste voll, zu prophezeihen
weis.

Pandur versetzte drauf: „ Du kennst schlecht
deine Freunde.
„ Die Leipziger allein sind deine wahren Feinde.

„ Wie bin ich nicht erstaunt! wie ist dein Reich verheert!
„ Es raucht kein Tempel mehr, wo Knaster dich verehrt;
„ Dein sonst so mächtig Reich naht sich dem Untergange.
„ Das freye Caffeehaus seufzt jetzt im sklavischen Zwange;
„ Die Stutzer dieser Stadt sind meist von dir getrennt,
„ Indem ihr Wankelmuth den Thee als Gott erkennt.
„ Und hat die Mode nicht die Neuerung ersonnen,
„ Und die Galanterie den Thee selbst liebgewonnen?
„ Nein! Jena, glaube mir, in allem groß und frey,
„ Verschmäht den weibschen Thee, und ist nur dir getreu.
„ Willst du die Zukunft noch zu meiner Ruh durchschauen,
„ So will ich dir voll Dank drey Caffeehäuser bauen;
„ Von nun an soll Caffee, um Weihrauch dir zu streun,
„ Wenn hoch geschmauset wird, des Schmauses Anfang seyn.

Er

Er sagt es, und der Gott erhob vom Thron
die Glieder,
Und setzt wahrsagrisch sich auf einem Dreyfuß
nieder;
Und alsobald erschien des Tempels Priesterinn,
Die wilde Phantasie, und reicht ihm Caffee hin.
Er trank; es herrscht um ihn geweihte grause
Stille;
Doch plötzlich tönt die Gruft von schrecklichem
Gebrülle,
Und blaue Flammen gehn von seinem Dreyfuß aus;
Panduren überfiel ein ungewohnter Graus,
Als ihm die Phantasie den dicken Caffee brachte,
Und der prophetsche Gott also den Anfang machte:
„ Was seh ich? — In die Gruft des
Schreckens geht der Held.
„ Der Panzer rauscht daher im schwarzen
eisern Feld —
„ Ich sehe Schlacht und Krieg, und rühm-
liche Gefahren —
„ Kann dieser Held sein Herz für Liebe
nicht bewahren?
„ Er putzt, er pudert sich? Er ficht, es
strömet Blut —
„ Wie? hat ein Leipziger solch einen ta-
pfern Muth?

„ O

„ O laß nicht ab, Pandur, und steh ihm
bey im Falle!
„ Dieß ist das Rosenthal, ich seh, ich
sehe Halle!

Also der Gott. Sein Mund schäumt für
prophetscher Wuth;
Doch nach und nach senkt sich sein aufgebrach-
tes Blut.
Pandur bückt sich voll Dank; vom künftigen
Geschichte
Des tapfern Helden voll, eilt er zu ihm zurücke.

Indeß versammlet sich der Mode Vor-
gemach.
Sie schimmert auf dem Thron, und rief dem
Putz, und sprach:
„ Geh hin, geliebter Putz, zum ersten meiner
Söhne,
„ Der Stutzer Obersten, Sylvanen, denn
die Schöne
„ Sogleich ihr Herz ergiebt, wenn seine Fe-
der straft,
„ Und hohen Stand und Geld die goldne We-
ste prahlt.

„ Er-

„ Erweck ihn, hilf sein Haar durch heißes Ei-
sen krümmen;
„ In Puder und Jeßmin laß seine Locken
schwimmen;
„ Und wenn sich sein Verdienst in Gallakleid
erhebt;
„ Und endlich seinen Witz des Schneiders Gunst
belebt;
„ So laß ihn in den Hecht zum Renommi-
sten tragen,
„ Der wird vielleicht, wie er, der kurzen Tracht
entsagen.
„ Er war sein alter Freund; sein schön gepu-
dert Haar
„ Erreicht vielleicht den Zweck, der mir un-
möglich war.

Sie sagts, der Putz eilt fort. Sein Haar
im West zerflogen,
Formirt den Sterblichen den schönsten Regenbo-
gen.
Sein halb mit Gold gestickt, halb silbernes Ge-
wand,
Das er mit viel Geschmack nachläßig um sich
wand;

Wallt in der obern Luft im allerreinsten Schimmet,
Und bald erreicht sein Flug Sylvans geschmückes Zimmer.
Sogleich verweilt den Blick die aufgeputzte Wand,
An der er manch Gemäld auf bunten Tüchern fand.
Zween Spiegel, deren Last zwo große Schleifen hielten,
Und neidisch auf sich selbst in goldnen Rähmen spielten,
Entdeckten ihm sein Bild; und mit Zufriedenheit
Tritt er ins Schlafgemach. — In stiller Einsamkeit
Schlief ruhig noch Sylvan, und ließ den Morgen sterben,
Den Nachttisch traurig seyn, und den Caffee verderben.
Ihm nahte sich der Putz, und sprach: „Auf, junger Held!
„Der Ruhm erwartet dich in der beglänzten Welt;
„Und eine Gottheit selbst befiehlt dir, zu erwachen;
„Die Mode schickt mich her, dich heute schön zu machen.

„Dein

„ Dein Bruder Raufbold ist in Leipzig angelangt;
„ Soll er nicht sehn, wie stolz der Stutzer aus dir prangt?
„ Eil in den blauen Hecht, versuch, ihn zu bekehren.
„ Wer kann ihn, so wie du, die Mode lieben lehren!

Indem erwacht Sylvan. Er trug vor kurzer Zeit,
Als ein Jenenser noch, ein ungesteiftes Kleid;
Doch Stutzer lehrten bald ihn den Capur verachten.
Er ward ihr Oberhaupt, der Erst in neuen Trachten.
So wie ein Renegat, mehr als ein Muselmann
Von frommer Wuth erhitzt, den Christen hassen kann;
So schien der Stutzer auch Jenenser mehr zu hassen,
Weil er vor kurzer Zeit erst ihre Tracht verlassen.
Er warf den Schlafrock um, noch halb vom Schlaf entstellt;
Und da der rasche Stoff von seinen Achseln fällt,

Macht

Macht er ein sanft Getön, indem die seidnen
Falten
Mit säuselndem Geräusch zu dem Pantoffel wallten.
Sein Diener bringt Caffee. „ Pardie! (spricht
er,) Johann
„ Mir träumt sehr albern Zeug — doch zieh mich
hurtig an,
„ Und dann frag in dem Hecht, ob Raufbold
angekommen „
Er sagts, und hurtig ward der Anputz vorge-
nommen.
Ein weißer seidner Strumpf verwickelte das Knie.
Der Schuh, ein Meisterstück von seines Schu-
sters Müh,
Erhob in schwarzem Glanz mit Band besetzte
Kanten,
Und Schnallen schimmerten von böhmschen Dia-
manten.
Le Grand trat ins Gemach; ein lumpichter
Franzos,
Doch in der seltnen Kunst, das Haar zu kräu-
seln, groß.
Ein weißes Puderhemd floß zu des Stutzers
Füßen;
Le Grand baut das Toppee, und läßt sich Locken
schließen.

Ein

Ein dicker Staub von Mehl, der still im Pfeifer lag,
Schießt ungestüm heraus, und trübt den heitern Tag.
Der Putz half sein Toppee mit klugen Fingern thürmen,
Und setzte sich darauf, es tapfer zu beschirmen.
Den weißen Hals umgab ein schwarzes seidnes Band,
Das sich bey seinem Kinn in eine Schleife wand;
Ein neuer Modesammt, aus aschenfarbger Seide,
Voll Laubwerk schön gewebt, dient ihm zum Oberkleide.
Ein breitgewirktes Gold umgab der Weste Rand,
Und Atlas hieß der Stoff, aus welchem sie entstand.
Sie war noch prächtig neu; die Farbe glich den Lüften,
Wenn sie der Frühling leert von rauhen Winterdüften.
Ein schwarzer Atlas war der Hüften enges Kleid;
Das Uhrband schimmerte mit goldner Herrlichkeit.
Um seinen Degen war ein weißes Band geschlagen,
Zum Zeichen, nie damit ein Blutduell zu wagen.

Sein Rohr aus Indien ziert ein besondrer Knopf.
Aus Meißner Porzellan ein Frauenzimmer-
kopf;
Der unbeseelte Thon sprach in das Aug Ent-
zücken;
Der Reitz war auf der Stirn, der Muthwill
in den Blicken.

So stellte sich das Haupt von Leipzigs
Stutzern dar.
Es rauschte West und Rock, es duftete sein
Haar,
Und um ihn her goß sich, in süßer Atmosphäre,
Lavendel und Jesmin, der schönen Welt zur
Ehre.
Ein kühnes Entrechat trug ihn zum Spie-
gelglas,
Wo er Toppee und Haar noch einmal klügelnd
maß;
Doch hätt ihn, da der Schmuck ihm allzuschön
geglücket,
Beynah sein eignes Bild, wie den Narciß,
entzücket.
Indeß trat sein Lakay ins duftende Gemach,
Und sagte: „Gnädger Herr, ich fragt im Hech-
te nach;

„ Ihr Traum hat wahr geredt; Herr Kauf=
bold ist gekommen,
„ Die Sänfte wartet schon, die ich mit her
genommen.

Sogleich fliegt er herab; allein indem er
geht,
So schickt er noch zuvor zur Mode dieß Gebeth:
„ O Göttinn! welcher ich drey Stunden Zeit
verschwendet,
„ Eh ich den langen Putz auf dein Geheiß vol=
lendet,
„ Die Sänfte bringt mich jetzt zu einem Schlä=
ger hin,
„ Denn ich vieleicht ein Spott in meinem An=
zug bin;
„ Doch deine Wunderkraft begleite meine Lehren!
„ Vieleicht kann ich zu dir sein wildes Herz
bekehren.

So sprach er, und sein Wort drang zu der
Göttinn Höhn;
Die Mode liebet ihn, und sie erhört sein Flehn.
Ein Complimentenherr muß sich herab be=
geben,
Zu seinem Schutze seyn, und seinen Mund beleben.

Der Putz versammelt sie, theilt ihre Schaaren ein,
Und er fängt vom Toppee gebietrisch an zu
schreyn:

„ Du, zierlicher Brador, setz ich auf deine
Schleife,
„ Daß um den weißen Hals dein schwarz Ge=
fieder streife;
„ Und wenn der Geist Charmant die Knie ihm
zierlich beugt,
„ So mache, daß sein Haupt sich gleichfalls
artig neigt.
„ Du aber, Seladon, liebäugle mit den
Blicken,
„ Die Schönen, die ihn sehn, betrügrisch zu
bestricken.
„ Beredter Florimand, den Mund eröffne du,
„ Wenn sein Verstand nicht denkt; und denkt
er, schließ ihn zu.
„ Ihr andern Geister könnt auf seinem Hute
sitzen.
„ Die Tresse soll ein Theil, ein Theil die Fe=
der schützen;
„ Da, wo sein schroff Toppee die höchste Spitze
macht,
„ Nehm ich selbst meinen Sitz. Nehmt ihr mein
Wort in Acht:

„ Und

„ Und wird Sylvan beschützt; so will ich euch beglücken;
„ Wo nicht, so sollen euch die schwersten Strafen drücken,
„ Der eine soll zwölf Jahr mit steifem Rücken stehn;
„ Der andre soll niemals nach jungen Schönen sehn;
„ Der dritte, wenn er scherzt, soll stäts vernünftig scherzen,
„ Und Tabacksdampf soll euch die bunten Flügel schwärzen.

So sagt er; und die Schaar wird durch die Ehr entflammt;
Mit stolzem Angesicht eilt jeder an sein Amt.
Indessen läßt Sylvan die Thür der Sänfte schließen;
Die Träger schreiten fort mit weitgedehnten Füßen.

Gerausch und Lärm nahm nun im blauen Hechte zu.
Der wilde Renommist verläßt die lange Ruh,
Und hebt sein schweres Haupt dem hohen Tag entgegen,
Vom harten Stroh empor, auf dem er sanft gelegen.

Von seinen Lippen schallt ein jenischer Gesang,
Und nach Calmucken war sein allererster Gang.
Er stand im öden Stall, und hieng die schlaf=
fen Ohren.
„ Was machst du, armes Thier? Hast du den
Muth verlohren? „
Sprach Raufbold ganz bewegt, und gab ihm
beßres Heu:
Und dankbar wiehert er mit einem Lustgeschrey.
Da er zurücke gieng nach seinem finstern Zimmer,
Umleuchtet plötzlich ihn des Stutzers heller
Schimmer.
Der Renommist kann sich nicht so geschwind
entziehn.
Sylvan fliegt auf ihn zu, umarmt, und küs=
set ihn.
„ Was Teufel! Bruderherz, (sprach Raufbold
voller Freuden,)
„ Wer hätte das gedacht bey unserm letzten Schei=
den,
„ Daß wir in Leipzig einst uns würden wie=
dersehn! —
„ Doch, Kerl, du bist ja, der Teufel hole!
schön:
„ Gehst du beständig so, wie aus dem Ey ge=
scheelet,
„ Und sind die Haare stäts in dem Toppee gezählet?

„ Mon

„ Mon Cher, (versetzt Sylvan,) wir le=
ben hier galant;
„ In Leipzig gilt doch noch Verdienst und Adel=
stand,
„ Und vantre bleu! wer wird in Kleidern
schlechter gehen,
„ Da wir hier jeden Tag die schönsten Damen
sehen?
„ Doch, Bruder, wie confus sieht nicht dein
Anzug aus!
„ Wie kömmst du in den Hecht, in dieß vi=
laine Haus?
„ Hat niemand dir im Thor den Engel an=
gewiesen,
„ Und Artopo gelobt, und Waplern dir
gepriesen?

Indes erreichten sie das finstere Gemach. Der Schläger schreyt, Caffee! indem der Stu=
ker sprach:

„ Herr Bruder, mich erfreuts, daß du hier
angelanget.
„ Nach einem jenschen Freund hat oft mein
Herz verlanget.
„ Du bist ein hübscher Kerl; bleib hier, ver=
ändre dich;
„ Vergiß die jenische Tracht, und werde so,
wie ich;

„ So sollst du hier mit mir ein Engelsleben
führen,
„ Und ich will selber dich bey Damen produ=
ciren.
Der Renommist macht ihm ein höhnisches
Gesicht,
Und sagte; „ Nein, Sylvan, zum Narren werd
ich nicht!
„ Zum Narren„? (fieng Sylvan schon hitzig
an zu fragen.)
Doch indem ward Caffee und Knaster aufge=
tragen.
„ Da Bruder, lange zu, (sprach Raufbold,)
stopf dir ein.
Allein, es hat Sylvan, ihm gütigst zu verzeihn;
Er rauche jetzt nicht mehr. Kaum will es Rauf=
bold glauben;
„ Allein du wirst es mir doch hochgeneigt er=
erlauben?
Sprach er mit bitterm Spott. Die Pfeife
ward gefüllt,
Die sein gesträubtes Haupt in dicken Dampf=
kreis hüllt.
Der Stutzer zitterte in fremder Atmosphäre,
Wie im Cometenschweif des bangen Erdballs
Schwere.

Der

Der kriegische Pandur kam aus dem Stall zurück.
Die Neugier lenkt sogleich auf den Sylvan den Blick;
Doch wie verdroß es ihn, da er den Puder wittert!
Sein Fluch macht, daß das Heer der Complimente zittert.
Der Putz, ihr Führer, bebt, und jeder wird erschreckt,
Da dieser wilde Geist mit Lachen sie entdeckt.
Wie wenn die Frösch im Lenz aus lauen Sümpfen fliehen,
Und aus vertrautem Schilf an die Gestade ziehen;
Die Schaar, wenn etwas rauscht, vom Rand ins Wasser hüpft;
Mit flüsterndem Geräusch in schlanke Binsen schlüpft;
Bis auf den Boden sinkt, und sich kaum sicher schätzet,
Wenn in dem Wassergras das Heer vertraulich schwätzet;
Jedoch, so bald die Fluth nicht mehr von Wellen bebt,
Der kühnste Frosch zuerst sein dickes Haupt erhebt;

Und wenn der grüne Leib kein zitternd Wasser
fühlet,
Mit seinen Füßen steigt, und auf der Fläche
spielet:
So bebt vor seinem Blick der Geister feige
Schaar.
Der, von der Furcht gejagt, flieht in des Stu-
tzers Haar;
Der in den großen Hut; und jener in die
Schatten,
Wo unter seinem Hals sich Bind und Schleife
gatten.
„ O! (ruft der Schlägergeist, indem er spöt-
tisch lacht,)
„ Wie tapfer gebt ihr nicht auf euren Helden
Acht!
„ Warum flieht ihr vor mir? Ich werd euch
nicht verderben.
„ Ihr seyd zu schön geputzt, und allzuklein zum
Sterben.
Er sprach, und lachte laut. Zu tückscher That
geschwind,
Verwandele sich sein Leib in einen Wirbelwind,
Der durch das Zimmer braust, des Stutzers
Haar verheerte,
Und eine halbe Wand von dem Toppee zerstörte,
Je-

Jedoch der treue Putz baut schnell es wieder
auf,
Und ließ in seiner Wuth der Schmähsucht freyen
Lauf.
Pandur verhöhnet ihn; doch nicht zum Krieg
geschaffen,
Straft ihn des Putzers Witz mit stachelich-
ten Waffen.
Die Helden stunden auf. „ Komm Raufbold,
(sprach Sylvan,)
„ Und sieh einmal mit mir die hiesgen Gär-
ten an.
Und alsobald gehn sie, dem Zufall überlassen.
Es donnert Raufbolds Fuß, der Sporn klirrt
durch die Gassen,
Der blanke Kieselstein ächzt unter seinem
Schritt
Und Fensterglas erbebt, indem er niedertritt.

Nicht fern vom Petersthor, auf dessen
vordern Theilen
Der Helden Rüstung ruht, und die verzierten
Säulen
Die Last der Kugeln drückt, die wie Colossen
stehn,
Und in gevierte Reihn erhabner Linden sehn;
Auf

Auf dem berühmten Platz, der Ruhmenplatz genennet,
Den, auf der Ammen Arm, die kleine Schöne kennet,
Und wenn sie größer wird, an angenehmer Hand,
Die süßen Triebe fühlt, die sie noch nicht gekannt;
Gieng jetzt der Renommist an eines Stutzers Seite,
Kunst und Natur lockt ihn mit angenehmem Streite;
Doch Apels Garten prangt in königlicher Pracht
Umsonst für seinen Blick, zum Schönen nicht erwacht.
Sein Fuß tritt grimmig auf, daß die Allee erzittert,
Daß jede Bank erbebt, und eine Linde splittert.
Die Pleiße selber hebt, bekränzt mit jungem Rohr,
Ihr neubegierigs Haupt aus träger Fluth empor.
Sie sieht so manches Volk aus weit entlegnen Ländern;
Den Gallier, der floh, den Glauben nicht zu ändern;

Der pohlosche Jude kömmt zu ihren Schätzen her;
Der Kaufmann Griechenlands, und der Armenier.
Es gehn an ihrem Strand die seltsamsten Gesichter;
Staatsleute voller Wind, und abgedankte Dichter:
Doch niemals sah sie noch in ihrem weiten Reich
Solch einen jungen Herrn, dem Renommisten gleich,
Die Ungezogenheit sprach aus den wilden Blicken;
Die große Peitsche hieng schief über seinem Rücken;
Der kurze Rock verrieth ein schmutzigs Oberhemd,
Und seine ganze Tracht war widerlich und fremd.
Es wieherten indeß von fern geschmückte Rosse.
Der Stutzer ward bestürzt beym Anblick der Carosse.
Selinde saß darinn. Der Schönheit Wunderschein
Verklärt Sylvans Gesicht, und Raufbold ward zum Stein.

„ Nun,

„ Nun, Bruder, (sprach Sylvan,) mich dünkt, du bist getroffen. —

„ Kann man dieß Mädchen denn nicht nah zu sehen hoffen „?

(Sprach Kaufbold ganz verwirrt.) Es lächelte Sylvan,

Und fieng also zu ihm mit süßen Mienen an:

„ Du sollst den höchsten Grad von meiner Freundschaft sehen,

„ Und sollst den Nachmittag mit zu Selinden gehen;

„ Doch, Kaufbold, anders nicht, als wenn du dich bekehrst,

„ Und dieses schöne Kind durch deine Tracht verehrst.

„ Gern wollt ich dir ein Kleid von meinen Kleidern leihen;

„ Allein du möchtest mir den Antrag nicht verzeihen.

„ Wohlan, so putze dich in allem andern nur.

„ Es lege sich dein Haar in zierliche Frisur;

„ Ich will dir den Le Grand zu deinen Diensten senden,

„ Und der frisire dich mit schöpferischen Händen.

„ Doch zieh die Stiefeln aus. Ist Kopf und Fuß galant,

„ So siegt die Miene leicht im mäßigen Gewand.

„ Um vier Uhr will ich dich mit zu der Schöne nehmen;
„ Allein kein wildes Wort muß mich und sie beschämen.
„ Geh, mache dich bereit, ich meld uns selber an.
Und Raufbold, voller Dank, umarmet den Sylvan.

(Ende des dritten Gesangs.)

Gespräch von dem Schaden, den ungeschickte Lehrer einem Lande bringen.

Rhadamanthus und zween Schatten.

Rhadamanthus.

Dein Mantel, und andere Kennzeichen lassen mich glauben, daß du oben ein Lehrer der Jugend gewesen bist. An welchem Orte hast du gelehret? und hast du deinem Amte recht vorgestanden? Verheele mir nichts; denn hier kann die Unwahrheit leicht entdecket werden.

Er=

Erster Schatten. Ich war von dem Könige Prolomäus zu einem Lehrer der schönen Wissenschaften nach Alexandrien berufen worden.

Rhadamanthus. Du beantwortest die vornehmste Frage nicht. Bist du auch zu diesem Amte geschickt gewesen, und hast du dasselbe getreu verwaltet?

Erster Schatten. Der König hatte mir dieses Amt anvertrauet, und mich also zu demselben geschickt gehalten. Ich forderte demnach auch mit Rechte, daß andere in meiner Geschicklichkeit keinen Zweifel setzten. Du scheinst mir also sehr verwegen zu seyn, daß du dich nach derselben erkundigest. Mir ist die Meynung einiger Sauertöpfe immer lächerlich vorgekommen, daß man an sein Amt, gleichwie eine Sclave in der Mühle, geschlossen sey. Ich habe die Jugend unterwiesen, in so weit es meine Bequemlichkeit hat erlauben wollen.

Rhadamanthus. Du scheinst mir einer von den Bösewichtern gewesen zu seyn, welche die Könige betriegen, und den öffentlichen Scha-

bestehlen. Die Könige sehen nicht alles mit ihren eigenen Augen, sondern sie besetzen zuweilen, da sie vorher durch den falschen Bericht anderer betrogen worden, die Aemter mit Unwürdigen. Auf welche Art erlangtest du dein Amt? Hast du vorher allen Fleiß angewandt, diejenigen Wissenschaften zu lernen, die du hernach die Jugend wider lehren solltest? Hat deine bekannte Gelehrsamkeit, oder deine Schmeicheley, oder der falsche Bericht der von dir bestochenen Freunde des Königes, denselben bewogen, dich mit dem Amte zu bekleiden.

Erster Scharten. Ich hatte mich auf vielerley geleget, weil ich nicht wissen konnte, zu welchem Amte das Schicksal mich bestimmt hätte. Diese Zerstreuung aber hinderte mich, einen einzigen Theil der Gelehrsamkeit gründlich zu erlernen. Ich hielt dieses auch für unnütz, weil ich versichert war, Zeit genug zu haben, mich einem Theile der Gelehrsamkeit vornehmlich widmen zu können, wenn ich nur erstlich ein Amt erlanget hätte, und wußte, worauf ich mich besonders legen müßte. Ich sehe auch noch nicht ein, daß diese Meynung zu verwerfen sey.

Rhadamanthus. Da du aber die schönen Wissenschaften nicht gründlich gelernet hattest; wie konntest du dann wohl so unverschämt dich zu einem Lehrer derselben bestellen lassen? Fiengst du deinen Unterricht sogleich an, als du von dem Könige zu einem Lehrer berufen warest?

Erster Schatten. Ich habe schon vorher gesagt, daß ich in den schönen Wissenschaften nicht völlig unwissend gewesen bin. Ich meynte also, wenig zu wagen, wenn ich sogleich nach Erlangung meines Amtes mich auf den Lehrstuhl setzte. Aber die edle Jugend verachtete meinen Vortrag, und sagte dreist, ich sey vor ihnen kaum einen Schritt voraus, und ich lehre sie des Morgens, was ich selbst nur des Abends vorher gelernet hätte. Ich verachtete aber diese Spöttereyen großmüthig, und hörete eine Zeitlang mit meinem Unterrichte auf. Einige Zeit hernach both ich zwar meine Dienste der Jugend wieder an: aber dieses eigensinnige Volk blieb bey seiner Meynung, ich sey nicht geschickt, die freyen Künste gründlich, deutlich und annehmlich zu lehren. Ich hielt mich hierauf von meiner Pflicht entlediget, nachdem ich

meine

meine Schätze diesen Undankbaren zweymal vergeblich angebothen hatte.

Rhadamanthus. Genossest du aber dennoch den Lohn, welchen der König den Lehrern bestimmt hatte?

Erster Schatten. Allerdings. Und warum hätte ich denselben nicht annehmen sollen? War es wohl meine Schuld, daß ich die Jugend nicht unterwies? Ueberdas hatte mich mein Amt vier Talente gekostet, welche ich denjenigen gegeben hatte, die den König durch ihr Zureden bewogen, mir dieses Amt anzuvertrauen.

Rhadamanthus. Waren aber in dem Lande keine andere Gelehrte, welche mit größerm Nutzen der Jugend dieses Amt hätten verwalten können?

Erster Schatten. Es mögen wohl einige da gewesen seyn; ich habe mich aber nach ihnen nicht so genau erkundiget. Denn ich bin beständig der Meynung gewesen, daß die Aemter deswegen in den Republiken eingesetzet sind, damit die Unterthanen von den Einkünften der-

selben bequem leben mögen. Ich wünschte aber so sehr ein bequemes Leben, als der geschickteste und gelehrteste meiner Mitbürger.

Rhadamanthus. So meynest du wohl, daß die Aemter um der Menschen, nicht aber die Menschen um der Aemter willen da sind?

Erster Schatten. Dieß ist jetzo eine herrschende Meynung in der Welt. Ich würde ein Sonderling gewesen seyn, wenn ich anders gedacht hätte.

Rhadamanthus. Wie du in dein Amt eingesetzet wurdest, mußtest du nicht heilig versprechen, die Wissenschaften nach äußersten Vermögen auszubreiten, die Unwissenheit aus den Gemüthern deiner Zuhörer zu vertreiben, und diese zu brauchbaren Gliedern des gemeinen Wesens zu machen?

Erster Schatten. Dieses habe ich allerdings versprochen, und ich meyne auch mein Versprechen gehalten zu haben. Was andere glauben, bekümmert mich nicht.

Rhadamanthus. Hier ist nicht der Ort zu scherzen. Wie konntest du dir die geringste Hoffnung machen, deinen Eid zu erfüllen; da dir die nöthige Gelehrsamkeit fehlete, und du in dem festen Wahne stundest, daß der König die Aemter nur deswegen seinen Unterthanen gäbe, damit sie desto besser faullenzen könnten? Sieh, du bist eines vielfachen Diebstahles schuldig. Denn erstlich hast du dem Könige und deinem Vaterlande den mit deinem Amte verbundenen Lohn gestohlen. Dieses Amt und der Lohn gebührete einem Würdigen. Diesem hast du also auch das seine geraubet. Das sind aber deine Verbrechen nicht alle. An dir hat es nicht gelegen, daß dein Vaterland nicht mit einer finstern Barbarey bedecket worden ist. Zween oder drey Lehrer von deiner Art sind der Ausbreitung der Wissenschaften in einem Lande schädlicher, als der Einfall eines barbarischen Kriegesheeres. Alle diejenigen jungen Leute, welche die schönen Wissenschaften gründlich würden gelernet haben, wenn ein geschickterer, als du, den Lehrstuhl bekommen hätte, nun aber dem Vaterlande zu einer unnützen Last geworden sind, schreyen mich wider dich um Rache an. Dein Exempel hat die Faulheit so dreiste

gemacht, mit aufgedecktem Angesichte und ohne Scheu in Alexandrien sich sehen zu lassen, und du bist Schuld daran, daß so viele junge Leute sich derselben ergeben haben. Ehe ich aber über dich das Urtheil spreche, so will ich vorher noch den andern Schatten nach seinem Lebenslaufe fragen.

Du, welche Handthierung hast du oben getrieben?

Zweyter Schatten. Ich war zu Alexandrien bestellet, das Schulgebäude und die Zimmer, in welchen die große Büchersammlung aufgestellet war, rein zu halten.

Rhadamanthus. Hast du diesem geringen Amte fleißig abgewartet?

Zweyter Schatten. Ich hielt mir immer scharfe Besen, sorgete für die Reinlichkeit der Zimmer, und hatte den Spinngeweben einen beständigen Krieg angekündiget. Es sind viele verstorbene Alexandrier hier, welche mir das Zeugniß geben werden, daß ich mich nicht mit Verletzung der Wahrheit rühme; vornehmlich dieser hier stehende Schatten, welcher zu Alexan-

Alexandrien in der Schule ein öffentlicher Lehrer gewesen ist, wird für mich zeugen.

Rhadamanthus. Ich gebrauche keine Zeugen. Deine Stimme, deine Art des Vortrages und andere untrügliche Merkmaale sind mir sichere Bürgen von deiner Aufrichtigkeit. Brachtest du aber deine ganze Lebenszeit mit der Reinigung deiner Zimmer zu?

Zweyter Schatten. Damit ich meine Familie desto bequemer ernähren möchte, so brachte ich meine übrige Zeit, die ich zur Ausübung meines Amtes nicht gebrauchete, mit Abschreibung der Bücher zu, und verkaufete sie hernach.

Rhadamanthus. Alekto und Megära! führet den ersten Schatten in das Behältniß, worinn diejenigen eingeschlossen sind, welche den öffentlichen Schatz bestohlen, und das Vaterland verrathen haben, und beleget ihn mit gleicher Marter, als diese Unglückseligen leiden. Du aber gehe nach der seligen Wohnung der Frommen.

Bienenstock.

Seufzer eines Ehemannes bey einer kranken Frau.

Ihr Götter nahmt euch jüngst die Mühe
Mir eine Frau zu geben.
Von eurer Hand bekam ich sie
Mit ihr vereint zu leben.
Ich dank' euch, als ihr sie mir gabt.
Doch wenn ihr sie erwählet habt
Den Himmel zu ererben.
So laßt sie, laßt sie sterben.

Gleim.

An

Anmerkungen über die ehemalige und gegenwärtige Anzahl der Einwohner auf unsrer Erdkugel.

Ich habe kürzlich einen Theil meiner Zeit angewandt, die Nachrichten der alten und neuern Geschichtschreiber zu lesen, und mit einander zu vergleichen. Es setzte mich in Erstaunen, daß ich die Welt in Ansehung dessen, was sie vormals gewesen war, so kahl an Menschen fand. Wie konnte denn die Natur die wundervolle Fruchtbarkeit der ersten Weltalter verlieren? Ist sie etwann alt geworden, und in Gefahr, aus Mangel an Stärke in ein Nichts zu verfallen?

Ich that vor einiger Zeit die Reise durch Italien, wo ich nichts als den verfallnen Ueberrest des alten und ehemals so berühmten Italiens fand. Ob gleich Jedermann daselbst

in Städten lebt: so sind diese doch aus Mangel an Einwohnern beynahe Wüsteneyen. Sie scheinen bloß nur noch übrig zu seyn, um uns die Stellen anzuweisen, wo vormals diejenigen Städte standen, welche in der Geschichte ein so edles Ansehen haben.

Einige behaupten, daß die einzige Stadt Rom vor Alters mehr Menschen in sich faßte, als gegenwärtig das größte Königreich in Europa. Und dieß wird vieleicht nicht ausschweifend scheinen, wern wir bedenken, daß einige römische Bürger zehn, ja zwanzigtausend Sclaven hatten, noch diejenigen ungerechnet, welche sie in ihren Landhäusern gebrauchten. Da man nun berechnet hatte, daß vier oder fünfmal hunderttausend Bürger daselbst waren: so können wir nicht eine Muthmassung von der ganzen Anzahl ihrer Einwohner fassen, die nicht so gar unsre Einbildungskraft in Erstaunen setzen sollte.

Vormals waren in Sicilien mächtige Königreiche und zahlreiche Völker, die jetzt vergessen sind: und diese ganze Insel ist gegenwär-

wärtig um nichts, als um ihrer feuerspeienden Berge willen berühmt.

Griechenland ist von seinem Volke so entblößt, daß es jetzt nicht den hundertsten Theil seiner ehemaligen Einwohner in sich begreift.

Spanien, welches vormals so sehr von Menschen wimmelte, stellt jetzt dem Gesichte nur wüste und unbewohnte Felder dar: und Frankreich ist nichts in Vergleichung des alten Galliens, das Cäsar beschreibt.

Die nordlichen Länder sind ungemein entblößt. Es fehlt sehr weit, daß sie jetzt, wie ehedem, nöthig haben sollten, sich zu theilen, und ganze Haufen von Leuten zu Pflanzstädten, ja ganze Völker zur Aufsuchung neuer Wohnungen auszuschicken.

Pohlen und die europäische Türkey haben kaum noch Einwohner: und in Amerika können wir nicht den zweyhundertsten Theil von jenen Menschen finden, die ehemals so mächtige Reiche in dieser neuen Welt ausmachten.

Asien ist in wenig besserem Zustande. Kleinasien, welches vormals viele mächtige Monarchien und eine so erstaunliche Anzahl von großen Städten begriff, kann sich jetzt nur zwoer oder dreyer rühmen. Das größre Asien, so weit es unter der türkischen Bothmäßigkeit steht, ist nicht besser bevölkert: und der Theil, welcher unter dem persischen Monarchen steht, werden wir befinden, wenn wir es mit seinem ehemaligen blühenden Zustande vergleichen, hat nur einen geringen Theil von der unendlichen Menge seiner Einwohner übrig, die zu den Zeiten eines Xerxes und Darius seine Ebenen bedeckten.

Was die kleinen Staaten betrift, die an diese großen Reiche stossen: so sind es bloße Wüsteneyen; wie z. B. die Königreiche von Trimetta, Circaßia und Curiel. Alle diese Fürsten mit ungeheuren Gebiethen können kaum funfzigtausend Unterthanen aufstellen.

Aegypten hat nicht weniger als die übrigen Länder abgenommen. Kurz, wenn wir die ganze Erdkugel übersehen: so werden wir nichts als Verfall und Abnahme finden. Es hat das

An=

Ansehen, als wenn sie erst kürzlich durch Pest und Hunger verwüstet wäre.

Afrika ist allezeit so wenig bekannt gewesen, daß wir davon nicht so genau und richtig reden können, als von den andern Theilen der Welt. Wenn wir aber nach den Küsten an dem mittelländischen Meere urtheilen dürfen, die allezeit wohl bevölkert gewesen sind: so befinden wir, daß es erstaunlich von seinem alten Zustande herabgesunken ist, da die mächtige Republik Carthago, oder die römischen Pflanzstädte daselbst blüheten. Die afrikanischen Fürsten sind jetzt so schwach, daß sie kaum den Namen verdienen: indem sie die elendesten Potentaten sind, die wir kennen.

Diese Betrachtungen haben mich bewogen, eine so genaue Berechnung, als es die Natur der Sache leiden wollte, anzustellen. Hiedurch bin ich überzeugt worden, daß gegenwärtig kaum der fünfzigste Theil von so vielen Menschen, als zu Cäsars Zeiten waren, in der Welt ist. Ja, was noch seltsamer ist, sie wird täglich mehr und mehr von Leuten entblößt; und wo sie ferner auf diese Art abnimmt, wird sie in

zehn Menschenaltern weiter hinaus nicht besser seyn, als eine Wüste.

Dieß ist der schrecklichste Wechsel, der sich jemals in der Welt zugetragen hat: aber wir haben ihn kaum gemerkt, weil sein Fortgang stuffenweise und unvermerkt, in dem Verlaufe von sehr vielen Jahrhunderten, geschehen ist. Er ist ein Zeichen von einer gewißen innern und üblen Beschaffenheit, von einem oder dem andern geheimen und unversehenen Gifte, von einem gewißen innerlichen Verfalle, wodurch die menschliche Natur verzehret wird.

Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften.

Der

Der Tod.

Eine anakreontische Ode.

Gestern, Brüder, konnt ihrs glauben?
Gestern bey dem Saft der Trauben,
(Stellt euch mein Erschrecken für!)
Gestern kam der Tod zu mir.

Drohend schwung er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bachusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod verschone mich!

Lächelnd

Lächelnd griff er nach dem Glase;
Lächeln macht ers auf der Basse,
Auf der Pest Gesundheit leer.
Lächelnd setzt ers wieder her.

Fröhlich glaubt ich mich befreyet,
Als er schnell sein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkst du, sprach er, los zu seyn?

Tod, bath ich, ich möcht auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß ich, ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Sprach er. Nur sey mir ergeben.

Leßing.

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

10016558

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.
Zweytes Monathstück.
Im Wintermonath, 1767.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

100716558

10016558

Das
Glück der Christen.

Mensch! Eitel ist das Glück
der Thoren!
Gleich Thau, am Morgen
kaum gebohren
Zerschmilzt zubald das
Glück der Welt:
Das Glück der Christen steht gegründet,
GOtt ist sein Glück, das nie verschwindet;
Es steht, und Erd und Himmel fällt.
Er jauchzt in seinem festen Glauben:
Ob alle Welten mich bedrohn,
Wie könnt ihr Grimm dich, GOtt, mir rauben?
Du sprichst: sie fallen schon.

Vergiß dich stolz auf deinem Throne,
Monarch! der Christ lacht deiner Krone.
Dein GOtt gebeut, und sie fällt ab.
Der Christ wird beßre Kronen erben,
Jahrtausende, die Zeiten sterben,
Und seiner Krone droht kein Grab.
Nach Gunst der Mächtigen zu dürsten,
Ward nie sein edler Herz gelehrt.
Ihn ehrt sein Freund, der GOtt der Fürsten,
Wenn ihn kein König ehrt.

Entweih der Menschheit heilge Rechte,
Du Held, dem künftigen Geschlechte,
Als Sieger, noch bekannt zu seyn!
Sey groß, das Wunder deiner Krieger!
Der Christ, ein größrer Held und Sieger,
Sieht gegen sich dich dennoch klein.
Nie flucht dem schönern Sieg des Christen,
Wie dir, gequälter Völker Schmerz.
Er wagts, sich wider sich zu rüsten,
Und er bezwingt sein Herz.

Kein Gram umwölkt des Christen Freude.
Vergebens ruft sein Feind dem Neide;
Ihr Haß gelingt den Frevlern nicht.
Der Fromme lacht der stumpfen Pfeile,

GOtt

GOtt rüstet sich zu seinem Heile,
Sein Schild und seine Zuversicht.
Sein Feind, begierig ihn zu fangen,
Wird schnell vom eignen Netz berückt.
Christ, deine Feinde sind vergangen,
Und du bist noch beglückt!

GOtt zörnt. Er sendet seine Plagen;
Er lehrt den Mund des Christen klagen:
Sein Grimm zerbricht ihm sein Gebein.
Der Fromme liegt. Der Frevler Rotte
Frohlockt, und schreyt in ihrem Spotte:
Wird ihn nicht bald sein GOtt befreyn?
Er ruf ihn laut! Sein GOtt wird schlafen.
Wärst du, sein GOtt, nicht ein Gedicht;
Du würdest seine Feinde strafen.
Doch du, sein GOtt, bist nicht.

Ein Fels, gegründet in den Meeren,
Sieht sie sich wider ihn empören,
Und spottet ihrer kurzen Wuth.
Beschützt vom nachbarlichen Himmel,
Merkt kaum sein Antlitz das Getümmel
Der Ohnmacht ihrer stolzen Flut.
Sie stürzen zornig auf ihn nieder,
Er trotzt der drohenden Gefahr.

Noch kämpfen sie, und fliehen wieder,
Und er bleibt, wie er war.

So steht der Christ, gekrönt vom Siege.
Sein Unglück waffnet sich zum Kriege,
Und er bezwinget sein Geschick,
Sein Geist, entflohn zu sichern Höhen,
Hört seine Feinde kaum noch schmähen,
Und sieht gerecht auf sie zurück.
Gelassen sieht der Christ zur Linken
Im Streite tausend untergehn,
Zehntausend ihm zur Rechten sinken;
Und er allein bleibt stehn.

Herr, meine Burg, mein Fels, mein Retter,
GOtt, meine Zuflucht vor dem Spötter
Und vor dem Feind, der auf mich tobt!
Dein sey mein Glück, dein sey mein Leben!
Du, HErr, du hast es mir gegeben!
Nimm es zurück, und sey gelobt!
Sieh mich die ganze Welt verachten:
Was frag ich ohne dich nach ihr?
Laß Leib und Seele mir verschmachten!
Doch hang ich, GOtt, an dir.

Verbirg dein Antlitz mir im Grimme,
Ich weis, der Donner deiner Stimme,
HErr,

HErr, tödtet meine Seele nicht.
Du wirst mir wieder Trost gewähren.
Du zählest alle meine Zähren,
Und wischest sie mir vom Gesicht.
Mein Vater, laß die Welt mich hassen!
Du, GOtt der Hülfe, bist noch mein.
Und wolltest du mich auch verlassen;
Du müßtest GOtt nicht seyn.

So spricht der Christ, so trotzt sein Glaube,
Der, auch noch unverzagt im Staube,
Von GOtt Erbarmung sich erzwingt.
Ein Herz jauchzt mitten in dem Leide
Zu dir, dem muthig seine Freude
Noch Dank für seine Leiden singt.
Mensch, lern ein Christ zu seyn begehren.
Deucht dich das Glück des Christen klein:
So bist du werth, es zu entbehren,
Und werth, kein Mensch zu seyn.

Sein Glück währt länger, als sein Leben.
Der Tod kömmt, und die Helden beben,
Wenn ihn der Christ gelassen schaut.
Er lacht ihm, seinem Freund, entgegen;
Sein Herz grüßt ihn mit frohern Schlägen,
Als ihren Bräutgam eine Braut.

Nun droht ihm jede Quaal vergebens,
Er frohlockt, sich erlöst zu sehn.
Ihm war sein erster Tag des Lebens,
Wie dieser, nicht so schön.

Auf des Gewissens strenger Wage
Durchwägt er sterbend seine Tage,
Und schämt sich seiner Tage nicht.
Sie sind nicht schwarz durch seine Tücke.
Er sieht getrost auf sie zurücke,
Ihm droht kein fürchterlich Gericht.
Kein Seufzer, seiner Angst Verräther,
Schreckt ihn, dem Richter sich zu nahn,
Den oft gekrönte Missethäter
Im Tode zitternd sahn.

Heil mir! singt, Engel, meine Brüder,
Singt, heilge Sänger, eure Lieder
Dem Tage meines Heils mit mir!
GOtt Schöpfer! Vater meiner Seele!
Du, dem ich kindlich sie befehle,
Frohlockend send ich sie zu dir.
Bald wird, verloren im Entzücken,
Mein Geist dich, mein Messias, sehn,
Die Wunden deiner Lieb erblicken,
Und ewig sie erhöhn.

Der Christ schweigt, fühlt sein End, und danket.
Sein Auge, das schon kraftlos wanket,
Blickt zärtlich noch zu GOtt hinan.
Sein Ohr wird taub; doch seine Seele
Hört noch entzückt in ihrer Höhle
Den Tröster ihres Glaubens an.
Sein Mund starrt; doch er starrt vergebens.
Dich, den er, weil er lebt, erhob,
Nennt noch sein letzter Hauch des Lebens,
Und ist noch, GOtt, dein Lob.

Sammlung vermischter Schriften.

Schreiben an eine Demoiselle bey ihrer Ankunft in diese Welt.

Liebe Demoiselle!

Seyn sie willkommen! Seit einem Jahre habe ich ihrer Ankunft entgegen gehoffet, und nun freue ich mich mit allen Freunden ihrer ehrwürdigen Aeltern, daß sie endlich hier sind. Ich freue mich aber nicht so sehr über ihren Eintritt in eine Sphäre,

die mit Last, Mühe, Unlust und Uebel erfüllet ist; sondern ich freue mich eigentlich darüber, daß sie bey solchen Aeltern angekommen sind, die ihnen den Weg zeigen können, den sie auf ihrer Reise durch die Welt wandern müssen; den Weg, welchen unzählige Thorheiten unsicher und beschwerlich machen.

Erlauben sie, daß ich, als ein guter Freund, ihnen zum voraus einige kleine Abentheuer erzählen darf, welchen sie zum Theile schwerlich entgehen werden, sondern die sie vielmehr geduldig werden ertragen müssen.

Zuerst wird man sie, unschuldiges Kind, auf einen Tisch legen, und ihnen, gleich einem Missethäter, der das Leben verwirket hat, Hände und Füße binden. Sie werden schreyen, sie werden weinen; aber, arme Demoiselle, Niemand wird sich ihrer erbarmen, Niemand wird zum Mitleiden gerühret werden; hingegen wird man vorgeben, die Sorge für ihre künftige Gesundheit mache diese Fesselung nothwendig. Und damit sie außer Stand gesetzet werden, ihren Widerwillen zu schreyen uud den Verlust ihrer natürlichen Freyheit zu beweinen; so wird man

sie

sie in eine Art von Trillhäusern legen, die man Wiege nennet, und unter dem disharmonischen Gesange einer übel gebildeten Wärterinn so lange trillern und schaukeln, bis sie in einen Schwindel gerathen, der sie des Gebrauchs ihrer Sinnen beraubet. Sobald dieser nachläßt, und sie sich wieder regen, wird man wieder wiegen und damit so lange fortfahren, bis die durch Mode und Thorheit bestimmte Zeit ihrer Fesselung und Wiegung vorüber ist.

Ihre Zunge, das Glied, welches in Gutem und Bösem das berühmteste ist, fängt nun an sich zu regen. Hat ihre Wärterinn bey der Wiege das feurige Lied,

Heya Pupeia

gesungen; so wird ohne Zweifel ihr erstes Wort Ha, Heia seyn. Hat sie die Ode:

Mu Mu mein liebes Kindelein

gesungen; so wird sich das große Werk der Sprachkunst bey ihnen auf Mu gründen. Vermuthlich werden ihre zarten Hände Dinge zum Munde bringen wollen, die ihnen schädlich sind; ihre Wärterinn wird mit einer gewaltigen Verzehrung des Mundes rufen: ba! ba! sie werden dieses fürchterliche Maul ansehen, sich erschrecken

schröcken und gleichfals ba! ba! rufen. Alsdann folgen die ersten angenehmen Wörter, Papa und Mama. Also wächst das wichtige Sprachwerk mit jedem Tage, mit jeder Stunde, und das wichtigere Werk der Begriffe wächst zugleich mit.

Aber hier steigt ein fürchterliches Abentheur hervor, ein Abentheur, bey dem ich oft gewünschet habe, daß alle Kinderwärterinnen stumm, oder ihre Mäuler mit einem festen Schlosse verwahret seyn möchten. Ein zahlreiches Heer nahet sich Ihrer Wiege; Geschöpfe ohne Körper, deren Existenz nur Kinder glauben, und welche die Vernunft mit Mühe wieder in Nichts verwandelt. Der mächtige Held, den die hochdeutschen Ammen den **Baubau**, die niedersächsischen **Claus** nennen, geht voran; ihm folgen Gespenster, Alpen, Hexen, Zauberer, verwünschte Prinzessinnen, feurige Drachen, Teufel mit Ochsenhörnern, Pferdefüssen und Kuhschwänzen; Teufel in rothen Kleidern, mit Allongeperucken und Hahnenfüssen, Kobolde, Wechselbälge, dreybeinigte Hasen, das hochdeutsche wilde Heer, und der platdeutsche Hackelnberg; schwarze Hunde, Nachtraben, Leichhüner,

hüner, Vorlase; und wer weis? wie die Phantomen mehr heißen. Wagen sie es ja nicht zu schreyen, liebes Kind, sonst läßt ihre Wärterin den Baubau an das Fenster kommen. Dieser tragt die schlimmen Kinder weg. Und wie würden sich ihre werthen Aeltern betrüben, wenn sie, ihre erstgeborne Tochter, des Morgens in der Wiege fehleten? Schreyen sie ja nicht; sie sind mir zu lieb, als daß ich sie dem garstigen Baubau gönnen sollte. Ihre Wärterin wird übrigens schon sie für dem Austauschen in Sicherheit setzen, und den Mann mit den Pferdeklauen abhalten, daß er keinen Wechselbalg an ihre Stelle legen kann. Auf daß sie aber die Verdienste derselben einsehen, sich bey Zeiten vor Gespenstern, Teufeln, Hexen und Drachen hüten, und die Nächte gefährlicher als die Tage halten lernen; wird sie ihnen erzählen: " Es " war einmal ein Mann, der lag des Nachts " im Bette, da klopfte es zwischen zwölfen " und eins dreymal vor seiner Kammer. Als " es das erstemal klopfte, rief er, wer ist da? " Allein, es antwortete nicht, sondern es war " ganz stille. Es klopfte zum andernmal. Er " rief wieder; aber es kam noch nicht. Es " klopfte zum drittenmal, da dachte er: das

" geht

„ geht nicht mit rechten Dingen zu. Indem
„ er das dachte, kam etwas Weißes in die Kam-
„ mer, ohne daß die Thür aufgieng, winselte
„ und rief: Mann! Mann! ich bin deine se-
„ lige Frau und kann nicht ruhen, bis du mir
„ einen Leichenstein gesetzet hast. Der Mann
„ zog das Deckebette über den Kopf und schwitzte
„ seinen Angstschweis; aber das Gespenst riß
„ ihm das Bette ab und drohete ihm, die Au-
„ gen auszukratzen. In der Angst rief er:
„ alle gute Geister! in dem schlug die Glocke
„ Eins, und der Geist verschwand. Dieß ist
„ eine wahre Geschichte: die selige Base hat
„ sie mir manchmal erzählet, wie sie noch lebte,
„ und die selige Frau war eine rechtschaffene
„ Frau. Darum, Zeit und Stunde sind nicht
„ gleich: ich weis es selbst; ein Vierteljahr vor
„ meines Manns Tode rief alle Nacht ein Leich-
„ huhn auf unserm Wahlnußbaume, die Katzen
„ maueten, die Hunde heuleten, und im Hause
„ gieng es um, als wenn es alles umstürzen
„ wollte. Sogar als ich des Nachts einmal
„ aufwachte, war es als wenn Jemand in der
„ Kammer gewesen wäre und mir gesagt hät-
„ te: dein Mann wird sterben: ich hörete aber
„ nichts, und dennoch war es so. "

Diese

Diese ist indessen noch eine von den erträglichsten Lügen, welche die Wärterinnen der Jugend für Wahrheit aufdringen. Sie möchten solche immer erzählen, wenn es ohne betrübte Folgen geschehen könnte: aber ihre phantastischen Bilder drücken sich dem jugendlichen und zarten Gehirne so fest und tief ein, daß sie sich manchesmal kaum in den männlichen Jahren gänzlich austreiben lassen. Die Gesetzgeber sollten billig eine nachdrückliche Strafe auf solche Märchen setzen; und unsre Schulleute sollten die ersten Begriffe von GOtt und der Religion in kurze, leichte Erzählungen bringen und den Ammen und Wärterinnen solche lehren, damit selbige statt der Gespenster und Hexenmärchen den Kindern etwas Nützliches zu erzählen hätten.

Sie, meine kleine Demoiselle, werden von dem Gespenster und Hexenabentheur nichts zu befürchten haben. Denn ich bin überzeuget, ihre Aeltern würden der Wärterinn einen Hexenproceß machen, die sich unterstünde, Ihrem zu bessern Ideen bestimmten Gehirne dieses Affenspiel einzuplaudern.

Dahingegen wartet ihrer ein fürchterlicher Panzer von den Kiefern des Wallfisches, nämlich, die den Schönen so schädliche Schnürbrust. Es hilft kein Bitten: sie müssen diesen Panzer anlegen, sie müssen sich bis auf das Ersticken zusammenschnüren lassen; und warum? auf daß ihr Leib schlank werde, das ist, damit sie eine schöne Taille bekommen mögen. Es kömmt hiebey in keine Betrachtung, daß durch enge Schnürbrüste wenigstens ein paar hundert Krankheiten entstehen können; sie müssen geschnüret werden; denn es ist besser, bey einer gezwungenen Taille ungesund seyn, als bey einer natürlichen sich der besten Gesundheit erfreuen. Und was würden die Leute von einer Demoiselle ohne Schnürbrust sagen? Sie möchten sagen was sie wollten, und man möchte schnüren, so viel man will; wenn nur durch die Schnürbrüste ohne Schaden der Gesundheit das große Werk der schönen Taille ausgeführet würde. Die Erfahrung zeiget, daß tausend Schnürbrüste keine schöne Taille machen können, wenn die Natur sie nicht vorher hat wachsen lassen. Der Bauer schnüret seine Kinder nicht, und dennoch findet man unter tausend Dorftöchtern mehr gute Gewächse und mehr schöne Taillen,

als unter zwey tausend auf Leben und Tod geschnürten Stadtschönen. Allein, diese Anmerkung, liebe Demoiselle, hilft ihnen nichts: sie werden dennoch das Kleid der Minerve anlegen, und sich damit ihre ganze Lebenszeit hindurch beschweren müssen. So mächtig herrschet die Mode! Wir laden uns die größten Unbequemlichkeiten auf, wenn sie nur solche gut heißt. Der Himmel gebe, daß sie ohne Unglück in ihrem Harnische lange leben mögen!

Tragen sie ihren Kopf fein hoch, kleine Minerve. Heben sie ihre Brust aus der Schnürbrust herauf; sonst werden sie einen Halsschmuk nach der Mode bekommen, der zwar beschwerlich und schmerzhaft zu tragen, aber ein zuverlässiges Mittel ist, die Häupter der Jugend zu erheben. Sehen sie, dieses eiserne Band wird sich um ihren zarten Hals schlingen, und ihre Augen verhindern, diejenigen Dinge zu sehen, welchen ihr Fuß ausweichen muß, wenn sie nicht fallen sollen: hingegen wird es ihre Augen zu den Sternen hinauf ziehen. Sie werden lauter erhabene Dinge sehen, und endlich vergessen, daß sie auf Erden sind. Eine fleißige Erinnerung, oder ein geschickter Tanzmeister, würde

zwar ihrem Kopf und ihrer Brust bessere Dienste thun; es würde mehr Natur in der Wendung ihres Halses, in der Erhabenheit ihres Haupts und in der Bewegung ihres ganzen Körpers seyn; aber es ist jetzo Mode, daß die jungen Schönen den Schmuck der Sclaven tragen, und daher unterwinde ich mich nicht, für sie das eiserne Halsband zu verbitten. Glücklich sind die Knaben, daß sie weder lange geschnüret, noch mit Halsbändern gequälet werden! aber sie sind zugleich die undankbarsten Geschöpfe der Welt, daß sie im männlichen Alter die Pein, welcher sich die jungen Schönen um ihretwillen unterwerfen, und unter solcher, um sich gefällig zu machen, zu Märterinnen werden müssen, mit so wenigem Dank erkennen, ja wohl gar des erhabensten Haupts und der schönsten Stenseherinn spotten. Jedoch, Undank ist der Welt Lohn, und sowohl in der Mode, als die Schnürbrüste und Halsbänder; und eine Mode ist der andern werth.

Tragen sie ihren Panzer mit Geduld; sie sind durch den einstimmigen Schluß aller modischen Völker zu dieser Bürde verdammet: das

Hals-

Halsband aber können sie vermeiden, wenn sie freywillig ihr Haupt erheben.

Dieses sind ohngefehr die ersten fürchterlichen Abentheur, die ihnen aufstossen werden. Ich sollte hier mein bereits zu lange gewordenes Schreiben schließen. Allein, ich höre ihre Wärterinn sagen: der heilige Niklas soll ihnen eine neue Puppe und ein schönes Kleid bringen. Sie freuen sich. Der Schneider legt ihnen das Kleid an; der Spielzeugkrämer bringet ihnen eine Puppe mit baumwollenen Haaren, und ihre Wärterinn spricht: Ach! sehen sie einmal, was der heilige Niklas gebracht hat! Ach der heilige Niklas! was hat er doch schöne Puppen und schöne Kleider, die er den artigen Kindern bringet! Was werden sie hiebey denken? Glücklich, wenn man ihnen bald erhabenere Begriffe beybringt! Glücklich, sage ich, wenn man sie alles, was sie bedürfen, unmittelbar aus den Händen ihrer lieben Aeltern, als ihrer besten Freunde, empfangen läßt! Liebe Demoiselle, so sehr ich sanftmüthige Schönen verehre und hingegen die streitbaren hasse; so bitte ich dennoch, geben sie künftig, wenn sie dasjenige, welches ich heute schreibe, lesen und verstehen,

ihrer Wärterinn ein paar Ohrfeigen für einen solchen Begriff, den sie ihnen beybringen will. Und wenn dieselbe ihnen sagt, daß sie schön und reich sind; so kratzen sie ihr gar ein Auge aus. Sie kann hieran zwar die Wahrheit geredet haben: allein, sie rede wahr oder unwahr, so thut sie ihnen dennoch einen bösen Dienst. Der Mensch, und besonders ihr Geschlecht, ist ohnehin mehr als zu viel geneigt, auf Dinge stolz zu seyn, die nicht ihr Verdienst sind: es bedarf also keiner verführenden Wärterinn, um diese Neigung zu erwecken und zu vermehren. Die ersten Ideen haben einen Einfluß auf unser ganzes Leben. Glück für uns, wenn uns nur gute und richtige beygebracht werden, und wir der schweren Arbeit überhoben bleiben, die Abentheure zu bestreiten, die sich in den ersten Jahren unsers Gehirns bemächtiget haben.

Ich könnte ihnen noch hundert und mehr Hirngespinste erzählen, die ihnen auf dem Wege durch diese Welt begegnen werden, das Maaß eines Briefs ist hiezu zu kurz. Der Himmel hat ihnen Aeltern gegeben, unter deren Anführung sie gewiß glücklich seyn werden, wenn sie ihren weisen Lehren folgen, und auf dem

Wege

Wege bleiben, den sie ihnen zu ihrer künftigen Glückseligkeit zeigen. Betreten sie denselben, und durchwandeln sie diese Welt glücklich, vergnügt und gesund.

Ohne GOtt ist kein Glück. Lernen sie demnach denselben recht erkennen, lieben und fürchten; so wird es ihnen ewig wohlgehen. In der Welt ist alles eitel, alles vergänglich; gewöhnen sie sich also frühzeitig, das Reitzende derselben mit einer edlen Verachtung dem Ewigen aufzuopfern. Der Schöpfer hat uns zu höhern Dingen bestimmet: wir müssen uns dazu auf unsrer Wanderschaft durch diesen Planeten bereiten. Ueberwinden sie also die Abentheure der Mode, des Wohlstandes, des Vergnügens, des Sinnlichen, die ihnen diese Bestimmung mißgönnen, mit den Waffen der Vernunft und Religion. Der Lohn ihres Sieges wird groß seyn; ihr Ruhm und Nachruhm werden ihm gleichen. Ich aber werde mich freuen, wenn die Tochter meines besten Freundes die beste Tochter unter den Töchtern des Landes ist; wenn ich ihren Verdiensten dieselbige Achtung schuldig seyn muß, die ich für das Verdienst ihrer Aeltern hege; und wenn ich ihnen, liebes Kind,

wie diesen, versichern kann, ich sey aus Ueber-
zeugung

Dero

Verehrer und Freund.

Reich der Natur und Sitten.

Der Renommist.

Vierter Gesang.

Wie, wenn ein rauher Bär aus Lapplands kalten Wäldern,
Vom stäten Nord entlaubt, zu den beschneyten Feldern
Mit trägen Klauen kömmt, sie bald erstarrt bewegt,
Sich mit bereifter Haut durch öde Furchen trägt,
Die Menschen zwar nicht flieht, doch sie auch nicht verletzet;
Bis, wenn die Lappen ihn durch ein Geschrey gehetzet,

Er sein befrornes Haupt unwillig aufwärts hebt,
Den lichten Schnee zerscharrt, mit breiten Tatzen gräbt;
Doch, wenn sein feiger Feind auf ihn zu gehn verweilet,
Er wiederum zurück in finstre Wälder eilet;
Mit brummendem Getös zu seinen Höhlen irrt:
So murrt der Renommist, da er verwundet wird.

Sylvan läßt ihn allein, und eilet aus den Linden;
Und Kaufbold denket nichts, als Aufputz und Selinden.

„ Voll Unmuth warf er sich auf eine neue Bank.
Er, den kein schöner Blick in Jena noch bezwang,
Fühlt tief in seiner Brust die angenehme Wunde;
Und diese Klage brach aus seinem Heldenmunde:
„ Unwürdiger, du liebst? und schimpfst den hohen Stand?
„ Und machst zu Leipzigs Spott dein jenisches Gewand?
„ O Jena! mußtest du zum Unglück mich verjagen?
„ Ich Unbezwungner soll der Liebe Ketten tragen?

„Zu Seufzern ungewöhnt, fremd in galanter Kunst,
„ Bewerb ich kriechend mich um eines Mädchens Gunst?
„ Und man verlangt von mir, abtrünnig schon deswegen
„ Den jenischen Caput, und Stiefeln abzulegen?

So sprach er, und er sah starr auf den Boden hin.
O Liebe, sieget stäts dein stolzer Eigensinn?
Muß man bey so viel Muth von diesem jenischen Helden,
Mit einer Liebespein, auch seine Schwachheit melden?
Hast du die Schönheit nicht zum Unglück oft gebraucht?
Hast nicht um Helenen in Ilium geraucht?
Sah nicht die ganze Welt, Philippens Sohn zur Schande,
Auf einer Nymphe Wort, Persepolis im Brande?
Wie oftmals suchen wir von eines Reiches Fall,
Und mächtger Thronen Sturz, die Ursach überall?
Und oftmals, dürften wir in Menschenherzen lesen,
Ist nur ein schöner Blick der Grund davon gewesen;

Und

Und eine Sultaninn, erhitzt von Lieb und Wuth,
Setzt oft allein um sich ihr weites Reich in Blut.
Muß auch ein bloßer Blick den Schläger überwinden?
Doch, Held! du fällst mit Ruhm. — Ein Blick wars von Selinden.
Du schmückest den Triumph der größten Siegerinn.
Die Staatsperüke fällt zu ihren Füßen hin;
Der lange Zopf wünscht sich an ihrer Sklaven Stelle;
Und alles huldigt ihr, der Degen, und die Elle.

Indessen schäumt für Wuth der Geist der Schlägerey.
„ Wie? (ruft er brüllend aus,) mein Raufbold ungetreu?
Sein Held eilt nach der Stadt, und kommt, voll von Gedanken,
Vom stolzen Petersthor bis an die vordern Schranken.
Auf seinem Posten stand ein alter Stadtsoldat,
Ein sechzigjähriger Schütz der nie verlaßnen Stadt.
Nie hat er auf den Feind die Flinte losgeschossen;
Sein Kriegesleben war in größter Ruh verflossen.

Den läßt zum erstenmal Mars auf die Kriegesbahn,
Der Renommist stößt ihn mit starken Armen an.
Wie wenn man mit der Hand an die bejahrten Rinden
Halbhohler Weiden stößt, die in den sichern Gründen
Noch stehn, weil sie ein Bach, der sie benetzt, belebt;
Und wie vom kleinen Stoß die ganze Weide bebt:
So fühlt auch der Soldat die dürre Brust erschüttert,
Er wankt vom starken Stoß, und tritt zurück, und zittert;
Der wilde Renommist höhnt ihn mit bitterm Scherz —
Und hier gab ihm Pandur die große That ins Herz,
Den nie erlangten Ruhm allein davon zu tragen,
Und in das finstre Loch der Häscher sich zu wagen.
Voll Freude jauchzet schon der schreckliche Pandur:
Doch Leipzigs Schutzgeist folgt unsichtbar Kaufbo!ds Spur,

Und

Und, von dem scharfen Blick Pandurens unentdecket,
Späht er den Vorsatz aus, der ihn mit Recht erschrecket.
Er eilet alsobald, vom kriegerischen Ort,
Zu der Galanterie, auf schnellen Schwingen fort.

Da wo Versailles sich mit stolzem Haupt erhebet,
Und wo die Kunst die Flur trotz der Natur belebet;
Wo der Galanterie so mancher Sieg gelingt,
Wo mancher Staatsmann lügt, und mancher Marquis singt;
Liegt ein verschonter Wald von Zeit und Sturm und Winden,
Den Seladons nur sehn, und Clelien nur finden.
Hier hat bey einem Volk, das nie beständig ist,
Das Schwür im Friedensschluß, wie in der Eh, vergißt,
Und voller Mitleid nur auf deutsche Treue schauet,
Sich die Galanterie ein prächtig Schloß erbauet.

Ein Mädchen, schön und wild, steht an dem
stolzen Thor;
Den ganzen Leib umhüllt ein umgeschlungner
Flor,
Der statt des Panzers diellt; Verführung
heißt die Dame,
Doch bey Franzosen ist nur Artigkeit ihr Name.
Verstellung trägt allhier der edlen Treue Kleid,
Und um sie her steht List, und falsche Zärt-
lichkeit.
Auf einem stolzen Thron, von Sammt und
Gold beschweret,
Sitzt die Galanterie, die man hier bückend ehret,
Zu ihren Füßen schwingt der kleine Gott Roman
Den sieggewohnten Pfeil. Ihn hat der Alten
Wahn
Den Liebesgott genant; mit seinen schwachen
Händen
Verwirret dieses Kind das Glück von allen
Ständen.
Die Wollust schildert er unschuldig, sanft, und
hold,
Und manchen Crebillon hat er in seinem Sold;
Er hat manch Herz verderbt, und manchen Kopf
verwirret,
Daß er im Labyrinth der Liebe sich verirret.

Der Schutzgeist Leipzigs war dem Thron der Göttinn nah.

Als sie ihn noch von fern mit trübem Antlitz sah,
So rufte sie ihm zu: „ Was quälen dich für Sorgen,
„ Getreuester Lindan? Hast du an diesem Morgen
„ Dein schönes Haar verbrannt? Ist es nunmehr zu kurz?
„ Wächst dein Toppee nicht mehr? Verschießt dein blauer Schurz?

Er aber bückte sich, und sprach mit ernsten Mienen:
„ O Göttinn, welcher wir auch an der Pleiße dienen,
„ Seitdem Germanien begierig nachgemacht,
„ Was hier der Schneider träumt, und jeder Naar erdacht;
„ Du hast es selbst gesehn, wie Raufbold uns erschrecket.
„ Allein ich habe schon sein stolzes Herz entdecket;
„ Er liebt; — Selinde hat die große That gethan.
„ Doch, Göttinn, send ihm noch den mächtgen Gott Roman,

 „ Da-

„ Damit er sein Gehirn mit süßem Dunst umhülle,
„ Und manches Abentheur die Einbildung erfülle;
„ So wird der Renommist, der uns so lang getrutzt,
„ Ein Stutzer, wie Sylvan, der sich am Nachttisch putzt.

Er schwieg; es tönt der Saal; die bunten Pfeiler beben.
Von jedem schönen Mund wird Beyfall ihm gegeben,
Und die Galanterie sprach so mit süßem Ton:
„ Geh, waffne dich, Roman, du mein geliebter Sohn,
„ Und folge diesem Geist bis in die stolzen Linden;
„ Die Lorbern warten dein, du gehst zum Ueberwinden.
„ Besiege Raufbolds Herz, und einen Schildgergeist,
„ Den schrecklichen Pandur, der von der Mod ihn reißt.

Sie

Sie sagts; der Gott Roman hebt seine Purpurflügel,
Und schwingt sich, wie Lindan, hoch über Thal und Hügel.
Indem sein schneller Flug durch blaue Lüfte stieß,
Entdeckt er unter sich das prangende Paris.
Sein Einfluß macht, daß sich die wilden Köpf erhitzen,
Und von verliebtem Tand die Druckerpressen schwitzen.
Es wurden unter ihm, durch seinen hohen Schwung,
Viel Avantüren reif, und Hexenmährchen jung.

Vor Leipzig senken schon die Pilger ihr Gefieder,
Roman schießt in den Hecht, zu seinem Sie-ge, nieder.
Er trat in das Gemach, wo Raufbold mit dem Arm
Sein schweres Haupt gestützt; voll Gram und innerm Harm
Schaut er um sich herum; Pandur sah es, und fluchte,
Ob er sein Schicksal gleich sich zu verbergen suchte;

Ob=

Obgleich sein wilder Hauch in Raufbolds Seele stürmt,
Und ob Gedanke gleich sich auf Gedanken thürmt.
Indessen spannt Roman den siegesvollen Bogen.
Kaum ist der starke Pfeil in Raufbolds Herz geflogen,
So ändert er sogleich die grimmige Natur;
Er spricht aus süßem Ton, und es erblaßt Pandur.
So wie ein sichrer Hirsch aus seinem Stande setzet,
Wenn ihn im dicken Forst ein wilder Pfeil verletzet;
Er färbt mit seinem Blut den unglückselgen Ort,
Und träget Pfeil und Tod auf rothem Rücken fort;
So springt auch Raufbold auf; sein Herz ist überwunden,
Und fühlet, trotz Pandur, der liebe süße Wunden.
Die Mode kam jetzo, und siegt mit besserm Glück.
Pandur verbirget sich beschämt vor ihrem Blick;

Der Renommist verschmäht im Herzen jensche
Trachten;
Es jauchzete Roman; die Complimente lach-
ten.

Le Grand trat ins Gemach, voll artger
Höflichkeit.
Mit einem alten Rock, von Puder überstreut.
Er sprach aus süßem Duft wohlriechender Po-
maden:
„ Der Herr Baron Sylvan schickt mich zu
ihro Gnaden;
„ Ihr schönes braunes Haar kömmt in die rech-
te Hand.
„ Zwo Stunden nur, mein Herr, so sind sie
ganz galant.
„ Er sagts, und läßt zugleich den Schläger
niedersitzen.

Die Scheere wüthete mit zwo geschärften Spi-
tzen:
Sein Haar wird abgemäht, so wie ein reifes
Feld,
Das vor dem wilden Hieb der scharfen Sichel
fällt.
Nun mußten Locken sich in Papiljotten pressen;
Sie wurden von Le Grand sorgfältig abge-
messen;

Sie rauchten dampfend auf, gequetscht vom heißen Stahl,
Und dreymal ruht Le Grand vor ungewohnter Quaal.
Er hatte nie ein Haar, wie dieses Haar, gesehen;
Es schien, den Borsten gleich, dem Kamm zu widerstehen;
Doch dem Herkulschen Fleiß bleibt nichts mehr hinderlich;
Stolz hebt sich sein Toppee, und Locken ründen sich.
Die Puderwolke floß auf seinen Locken nieder;
Der neue Stutzer niest, und das Gemach schallt wieder.
Nun macht sich das Gefolg der Mode zu ihm her.
Ein kleiner Geist besieht sein schreckliches Gewehr;
Den Degen, den so oft das jensche Pflaster fühlte,
Und der sich oft mit Blut im wilden Zweykampf kühlte.
Ein andrer Geist, der Tanz, nahm seine Handschuh wahr,
Und zog sie lächelnd an, und both ihm weiße dar.

Von einem dritten Geist ward ihm der Hut
entführet,
Den die geschickte Hand französisch aufstaffiret.

Indem erscheint Sylvan, und holt den
Schläger ab,
Der, einer Musche gleich, ihm größre Schön-
heit gab.
Der Stutzer lächelte, daß ihm der Sieg ge-
lungen,
Und seiner Schöne Blick auch Raufbolds Herz
gezwungen.
Die frohe Mode sieht den beyden Helden nach,
Und beyden öffnet sich Selindens Staats-
gemach.
Die Assemblee erstaunt vor diesem seltnen
Paare.
Ein Schläger nach dem Kleid, ein Stutzer nach
dem Haare,
Macht Raufbold ganz verwirrt ein krummes
Compliment,
Und starrt Personen an, wovon er keine kennt.
Ein Bauer, welcher nie ein Schauspiel ange-
sehen,
Pflegt in der Oper so gedankenlos zu stehen:

Er starrt mit offnem Maul, und glaubet dumm manchmal,
Er sey auf einmal nun im ewgen Freudensaal.
Der Stutzer präsentirt den Schläger an Selinden;
Der wilde Renommist kann keine Worte finden;
Ihr Blick bezaubert ihn; er bückt sich starr, und stumm;
Holdselig lächelnd kehrt Selinde sich herum.
„ Was ist das für ein Thier, das sie mir präsentiren?
„ So manches schöne Kind wird dieser Held verführen.
„ Welch ein scharmanter Rock! o! sehn sie ihn doch an!
„ Wie heißt der Paris dann, mein Herr Baron Sylvan „?
So spottet hinter ihm die angenehme Dame.
Der Stutzer winkt, und sprach: „ Von Raufbold ist sein Name.
„ Von Raufbold? Wie? im Ernst? (fiel ihm die Schön ins Wort;)
„ Es schwur Sylvan, ma foi! und fuhr mit Lachen fort:

„ Er

„ Er iſt in ſie verliebt. Er ſtürmt zehn Hä=
ſcherwachen,
„ Wenn es ihr Mund befiehlt. „ Die Schöne
fiel vor Lachen
In einen Lehnſtuhl hin; und Raufbold furch=
te ſchon
Mit Runzeln ſeine Stirn, die Tod und Schre=
cken drohn.
Vergebens ſuchen ihn zween Herrn zu unter=
halten;
Er legt die krauſe Stirn in unzufriedne Falten.
Roman, der ihm gefolgt, ſieht ſeines Sieges
Frucht;
Er überſtrömt ſein Herz mit wilder Eiferſucht.
Der Zwietracht Fackel flammt; er ſieht als ein
Verbrechen
Selindens Lachen an, und denket ſich zu ra=
chen.
„ Wie? Raufbold, (liſpelt ihm jetzo Pan=
dur ins Herz,)
„ Man macht aus deiner Tracht und deinen
Sitten Scherz?
„ Iſt dann aus deiner Bruſt die Ehrlieb ausge=
rotet?
„ Ein ſprödes Mädchen lacht, ein dummer Stu=
tzer ſpottet;

„ Und du stehst feig und stumm, und siehst den Spott mit an?
„ Verführte darum dich der sclavische Sylvan
„ Zu Puder auf dem Kopf, zu Strümpfen an den Füßen,
„ An seinen Wagen dich, als Sieger, anzuschließen?
„ Vergebens ist dein Kopf von Waitzenmehle weiß;
„ Er giebt verräthrisch dich dem Spott der Nymphe preiß,
„ Die er bezwungen hat. Doch was sag ich, bezwungen?
„ Die er dir wider Recht meineidig abgedrungen,
„ Denn ist sie denn nicht dein? Hat nicht dein tapfrer Mund
„ Sie zur Scharmant erklärt? Hat nicht dein edler Schlund,
„ Der zwanzig Ganze ließ zu deinem Magen rinnen,
„ Die Ehre hoch erkauft, ein Mädchen zu gewinnen?
„ O Kaufbold! mache dich von solchen Fesseln frey,
„ Und zeige, daß dein Herz noch nicht erniedrigt sey.

„ So-

„ Selinde bleibet dein! — Will sie Syl-
van erwerben,
„ So laß nach dem Gesetz ihn saufen oder ster-
ben.
„ Wer tritt ein Mädchen ab, auch bey dem
schlechtsten Muth?
„ Entweder ströme Bier, wo nicht, so fließe
Blut.
„ Willst du das Grundgesetz der jenschen Welt
verwandeln,
„ Wie ein Philister stehn, und wie ein Pin-
sel handeln?

So sprach der wilde Geist, und ließ das,
was er sprach,
In Raufbolds harter Brust mit Feuerschrif-
ten nach.
Der Renommist dreht um, und ohn ein Wort
zu sprechen,
Eilt er aus dem Gemach, am Stutzer sich zu
rächen.
Er hört, daß hinter ihm ein laut Gelächter
tönt,
Das auf der edlen Flucht weitschallend ihn ver-
höhnt.

„ Moquirt euch nur, (sprach er,) ihr abge-
schmackte Nymphe,
„ Und du, geputzter Narr; — Blut wäscht von
jedem Schimpfe,
Er eilet in den Hecht mit weitem Schritt zurück,
Und wie ein Meteor flammt sein erzörnter Blick.

Bey den Jenensern ist ein alt Gesetz in
Ehren,
Das alte Bursche stäts die junge Nachwelt
lehren;
Das man mit Ehrfurcht sagt, und unverbrüch-
lich hält,
So lang in Jena noch die Freyheit sich erhält.
Dieß ists. So oft man sich vor volle Gläser
setzet,
Wählt sich der nasse Bursch ein Mädchen, das
er schätzet.
Zu der Scharmante wird sie festlich deklarirt,
Und dem Amanten nie mit andrer Art entführt,
Als sich auf offnem Markt den Hals mit ihm
zu brechen,
Und, wenn es Freunde sind, in Bier sie ab-
zuzechen.
Man säuft sich von Verstand bloß auf ihr Wohl-
ergehn.

Man

Man kennt die Schöne nicht, als daß man sie
gesehn;
Doch dieß ist gnug, deshalb die Schnurrbar-
they zu stürmen,
Und sie mit Bier und Blut herkulisch zu be-
schirmen;
Die Renommisten sinds, die dieß Gesetz erhöht,
Durch deren Heldenstahl es immer noch besteht.
Sie lassen eh Taback und Karten untergehen,
Als dieses Grundgesetz der jenschen Welt ver-
schmähen.
Ein alter Renommist, als er im Zweykampf starb,
Und in dem Paradies *) die Hölle sich erwarb;
Sprach noch mit blassem Mund zu seinen Se-
kundanten:
„ Beschützet dieß Gesetz, beschützet die Schar-
manten.
„ Die Seel entflieht mir jetzt, die Freyheit
nicht zugleich.
„ Sie, und mein Degen kömmt nach meinem
Tod auf euch —
„ Braucht ihn, daß dieß Gesetz kein feiger
Kerl verhöhne,
„ Sanft, fechtet und sterbt so, wie ich, für
meine Schöne.

*) Eine Gegend bey Jena.

Dieß alles wiederholt der wilde Renommist
In öder Einsamkeit, die schrecklich um ihn ist.
Er flucht durch das Gemach; Roman flieht nun erschrocken;
Er stürzet wüthend sich in seine schönen Locken,
Und was Le Grand mit Müh in Stunden aufgethürmt,
Der Puder steigt empor; die Locke wird zerstöret,
Und, wie ein dicker Wald, sein stolz Toppee verheeret.
Wie auf dem rauhen Harz, wenn durch den hohen Wald
Die wilde Kuppel bellt, das laute Hifthorn schallt,
Mit wildgesträubtem Haar ein aufgebrachter Hauer
Den dickverwachsnen Hain, wo er in schwarzen Schauer
Bemoster Eichen lag, mit festem Zahn zerstückt,
Und den beharzten Leib aus spröden Büschen rückt:
So wüthet Raufbold auch erzörnt und unerschrocken
In ein Toppee voll Mehl, und parfumirte Locken.

Sein

Sein Schutzgeist aber jauchzt, daß ihm der Sieg gelingt,
Und Lieb und Mode nicht des Helden Herz bezwingt.

„ Wie? (sprach der Renommist,) er nimmt zu der Schöne,
„ Damit man meine Tracht mit blutgem Spott verhöhne?
„ Und überdieß gehört Selinde mir allein!
„ Sie kann von zweenen nicht zugleich Scharmante seyn!
„ Sie zu erkaufen, ließ ich Bier mit Strömen fließen;
„ Mit gleicher Tapferkeit will ich auch Blut vergießen.
„ Wir wollen sehn, Sylvan, wie scharf dein Degen ist;
„ Ob du so stark damit, als mit der Zunge bist?
„ Treuloser, konntest du die alte Freundschaft brechen?
„ Allein ich bin beglückt; ich will, und kann mich rächen.

Er sprach noch, als die Schaar vor seinen Brüdern kömmt,
Und mit Umarmungen des Zornes Fluten hemmt.

Von

Von Torf, fein von Geruch, schrie: Was der
Hagel! Bruder,
„ Der Teufel hole mich, hier stinkt Pomad,
und Puder!
„ Wie Raufbold! Nimmermehr? Ein Re=
nommist frisirt?
„ O Pinsel, welch ein Narr hat dich dazu
verführt?

So sagt er, und das Blut steigt wild in
Raufbolds Wangen.
Nie war auf ihnen noch die Schamröth auf=
gegangen;
Er ward zum erstenmal in seinem Leben roth;
Doch wahr sagt diese Scham Sylvanen Blut
und Tod.

„ Setzt euch, und höret mich, (sprach er,) ge=
liebte Brüder.
Sie setzen alle sich, gleich strengen Richtern,
nieder;
Nur Raufbold stand allein. Voll Wuth und
Eigensinn,
Schaut er mit tiefem Ernst in die Versamm=
lung hin,

Und

Und sprach: „ Ihr seht mich hier von meiner
Höh gestürzet,
„ Ihr seht mein Haar verstutzt, und mein Top=
pee verkürzet.
„ Ich schmiegte klein genug mich in der Mo=
de Joch,
„ Und Torf hat völlig Recht, der Puder stin=
ket noch.
„ Doch seht zu gleicher Zeit, wie ich dieß Haar
zerzauset;
„ Die allergrößte Wuth hat das Toppee durch=
brauset;
„ Es sträubt gleich Borsten sich; — Ich bin
euch wieder gleich;
„ Mit edlem Stolz flieh in der Mod und
Liebe Reich.
„ Ich baute Locken auf, ein Mädchen zu besiegen;
„ Die Rache reißt sie ein, und Rache heißt
mich kriegen.
„ Sylvan hat mich beschimpft; Selinde mich
verlacht;
„ Man spottete voll Hohn auf meine jensche
Tracht,
„ Sagt, Brüder, muß ich mich nicht billig vor
euch schämen?
„ Allein noch kann ich mir die Rache selber nehmen.

„ Die=

„ Vieleicht mach ich bey euch den Fehler wie-
der gut,
„ Und wasche meinen Schimpf in dieses Schur-
ken Blut.

„ Sagt, Bruder, darf ich wohl die edle Zeit
verlieren?
„ Muß ich nicht heute noch den Feigen pro-
vociren?

„ Ja; freylich, ruften sie voll Eifer al-
lesammt
Und Raufbolds Herz und Kiel ward alsobald
entflammt;
Von Lieb, und Raserey, und Eifersucht ge-
trieben,
Ward scharfer Spott erdacht, und das Car-
tell geschrieben.
Wie jauchzte nicht Pandur? Er zeigt sich al-
sobald,
Und nimmt vom Hausknecht Hans das Kleid,
und die Gestalt.
Er eilt mit dem Cartell, den Stutzer aufzu-
finden;
Sein Weg war nicht umsonst, er fand ihn bey
Selinden.

Der

Der Stutzer liest beym Spiel das kriegrische Cartell.
Voll Tapferkeit, und Muth, und im Entschließen schnell,
Schrieb er mit Bleystift nur darunter diese Worte:
Ich komme ganz gewiß zu dem bestimmten Orte.

(Ende des Vierten Gesangs.)

Zacharias.

Betrachtungen über die Vorurtheile.

Unter den mannichfaltigen Irrthümern, denen die menschliche Natur unterworfen ist, giebt es einige, welche Personen von einem wahren Verstande vollkommen an sich erkennen: jedoch, weil es ihnen entweder an einer Stärke der Entschlossenheit fehlt, durch dasjenige hindurchzubrechrn, was ihnen durch lange Gewohnheit zu einer Fertigkeit geworden ist, oder weil sie von einer allzuträgen Gemüthsart sind, sich nach einer Aenderung zu bestreben; so fahren sie beständig fort, wider die Einsprüche selbst ihrer eigenen Vernunft und Beurtheilungskraft zu handeln.

Was wir Vorurtheil oder vorgefaßte Meinung nennen, das steht gewiß unter den Schwachheiten oben an. Es ist der große Rädelsführer

rer fast von allem Versehen, dessen wir uns entweder in den Gesinnungen unserer Handlungen schuldig machen.

Wie die Milch die erste Nahrung des Körpers ist: so ist das Vorurtheil die erste Sache, die dem Gemüthe zum Unterhalt gegeben wird. — Das Vermögen zu denken fängt nicht so bald an, sich zu äußern: so mischt sich das Vorurtheil darunter und verderbt die Wirkungen desselben. — Was wir alsdenn entweder gelehrt werden mit Wohlgefallen oder Mißfallen anzusehen, oder was uns von ohngefähr selbst gefällt oder mißfällt, das gefällt oder mißfällt uns nachher größten Theis bis an das Ende unseres Lebens. So schwer ist es im Alter die Neigung, welche wir in unserer Jugend gefaßt haben, auszurotten.

Dieser verderbliche Hang ist das, was unsere Vernunft gleichsam in Ketten schließt und ihr nicht zulassen will, sich außerhalb umzusehen, oder irgend eine von ihren Kräften zu äußern. — Daher kömmt es, daß unsere Fähigkeit zu denken gebunden, — daß unsere Vorstellungen niedrig und eingeschränkt, — daß unsere

Begriffe grösten Theils unrichtig sind, — und daß unsere Beurtheilungskraft schändlich irre geführt wird.

Die hellesten Strahlen der Wahrheit scheinen vergebens auf uns, wenn ein Vorurtheil unsere Augen davor verschlossen hat. — Wir werden dadurch ganz unfähig, irgend etwas zu untersuchen und nehmen auf Treu und Glauben alles an, was uns dasselbe vorhält.

Dieß setzt uns nicht allein der Gefahr aus, uns gegen andere der Ungerechtigkeit, übler Gesinnungen und der Unartigkeit schuldig zu machen, sondern benimmt uns auch die Einsicht von dem, was wir uns selbst schuldig sind. Wir rennen mit aller unsrer Macht von einem wahren und wirklichen Gute, und liebkosen einem bloßen Gespenste, einem Namen, einem Nichts. Wir sehen aus Irrthum Schande für guten Ruf, und Verderben für Vortheil an. Kurz, wo nur ein starkes Vorurtheil die Oberhand hat, da geht gewiß alles verkehrt.

Was ich unter dem Worte Vorurtheil verstanden haben möchte, ist nicht das Wohlge-

gefallen oder Mißfallen, das natürlicher Weise bey dem Anblicke eines neuen Gegenstandes, der uns vorgehalten wird, entstehet. Es kann sich z. B. zutragen, daß wir mit zwoen gleich würdigen und uns gleich unbekannten Personen in Gesellschaft kommen, mit deren keiner wir die geringste Verbindung haben, oder zu haben erwarten: gleichwohl werden wir, wider unsern Willen und ohne daß wir im Stande sind, irgend einen Grund davon anzugeben, der ein nen mehr gutes wünschen, als der andern. — Allein dieß wird von der Sympathie und Antipathie veranlasset, welche die Natur, wie meiner Meinung nach ganz offenbar ist, allen Geschöpfen eingepflanzet hat, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen.

Dieß ist demnach dasjenige, was wir Einbildung nennen, und unterscheidet sich weit von dem Vorurtheile, wovon ich rede, und welches in der That vornehmlich durch die Ohren eintritt. Wenn unsere Gedanken von Personen oder Sachen, von denen wir selbst nichts wissen, bloß durch dasjenige, was uns davon gesagt ist, geleitet werden, und wir nachher niemals überzeugt werden können, daß das, was

wir davon gehört haben, unrichtig ist, sondern wir in einer Meinung beharren, die keine Beweisgründe von dem Werthe oder Unwerthe der Personen oder Sachen ändern können: dann kann man von uns sagen, daß wir von derjenigen festen und vorgefaßten Meynung eingenommen sind, die für die Welt und für unsern eignen guten Namen, unsere Vortheile, unsere Glückseligkeit so gefährlich ist; denn die andere, welche wir Einbildung genannt haben, ist geringe, flüchtig und von weniger Folge.

Ein sehr gelehrter Schriftsteller nennt diesen unglücklichen Trieb die **gelbe Sucht des Gemüths**: und ich glaube, es kann keine richtigere Vergleichung gefunden werden. Denn wie der Dichter sagt:

Wie bey der gelben Sucht man alles Gelbe sieht:

so können wir mit Wahrheit hinzusetzen:

So färbt das Vorurtheil, um was es sich nur zieht.

Könnten wir nur einmal die vorgefaßten Meynungen, die wir bekommen haben, ablegen, alle die Histörchen, welche uns erzählt sind, vergessen,

gessen, und alle Dinge mit dem unpartheyischen Auge der Vernunft untersuchen: wie weit würden wir die meisten von demjenigen, was sie uns gegenwärtig zu seyn scheinen, unterschieden finden!

Ich sehe gar wohl ein, daß dieß ein ungemein schweres Werk ist: weil das größte Versehen unter allen, deren uns das Vorurtheil schuldig macht, eben darinn besteht, daß wir diesen Feind der Vernunft aus Irrthum für die Vernunft selbst ansehen. — Wir halten die Eingebungen desselben für die Eingebungen der Wahrheit, und denken, daß wir uns sowohl wider die Vernunft, als wider die Wahrheit versündigen würden, wenn wir demjenigen, was wir uns recht zu seyn einbilden, nicht standhaft anhiengen.

Wir sind alle miteinander allzu geneigt uns einzubilden, daß wir uns selbst kennen: da doch in der That nichts in der Welt uns unbekannter ist. So schwer es auch ist, das Herz einer Person, mit der wir umgehen, vollkommen kennen zu lernen: so können wir doch aus seinen Handlungen, aus seinen Worten,

oder gar auch aus seinen Blicken ein wahrhaftigeres Urtheil von demselben fehlen, als von unserm eignen Herzen.

Und wie könnte es auch wohl anders seyn! das Vorurtheil erzeugt die Leidenschaft: die Leidenschaft: verblendet unsere Augen unfehlbar, und verschließt unsere Ohren vor allem, was ihr wiedersprechen will.

Die Leidenschaft, welche auf diese Weise erregt wird, ist insonderheit um unendlich vieles von der ärgsten Art: weil alle andere, sie mögen eine Zeitlang noch so hartnäckig und halsstarrig seyn, endlich doch kälter werden und sich allmälig legen; das Vorurtheil aber das Feuer der Hartnäckigkeit ewig lebendig erhält, und es mit dem Alter, indem es beständig neue Nahrung findet, vielmehr stärker, als irgend geringer oder schwächer macht.

So blind wir aber auch gegen diesen Fehler an uns selbst sind: wie scharfsichtig sind wir gleichwohl, ihn an andern Leuten zu entdecken, und wie fertig, an andern darüber zu lachen! Indem wir die Stärke unserer eignen

Ver=

Vernunft mit Beyfall erheben, und auf unsere vorzügliche Einsicht von Sachen eitel sind: so ist eine Person, die ein Vorurtheil hat, wenn es sich gleich treffen sollte, daß sie dabey auf der Seite der Wahrheit wäre, unserm Gelächter beständig ausgesetzt; und oft fällt es so aus, daß derjenige, der sich am meisten für frey von dem Vorurtheile hält, in der That desselben mehr schuldig ist, als eben der, den er deßwegen verurtheilet.

Frey zu reden, die Welt wird ganz von Vorurtheilen regiert: und ich halte es kaum für möglich, einen Menschen zu finden, bey dem eine bessere Beurtheilungskraft nicht mehr oder weniger dadurch verkehret wird.

Wie eitel und unnöthig, werden einige meiner Leser sagen, sind denn nicht alle Errinnerungen darüber! Warum giebt man sich irgend Mühe, eine Bewegung, die unserer Natur anklebt und daher unvermeidlich ist, zu verwerfen und zu schelten.

Hierauf bitte ich mir die Erlaubniß aus zu antworten, daß das Vorurtheil unserer Na-

kur nur in so fern anklebt, als es die Gewohnheit, welche in der That die andere Natur ist, anklebend gemacht hat, daß es aber nicht mit uns gebohren ist, und wir auch durch keine Gesetze eines Verhängnisses demselben unterworfen sind.

Bloß von dem ersten Eindruck, den die Seele bekömmt, rühren diese unauslöschlichen Merkmaale der Partheylichkeit her, die ich berühret habe und wir allenthalben sehen. Der unglückliche Hang ist daher, eigentlich zu reden, uns selbst nicht eigen, sondern uns nur von andern eingeflößet. Und ob er gleich nachher so mächtig wird, daß er sich alle die edlen Kräfte, welche in der That die Gabe des Himmels sind, unterwürfig macht: so ist er doch beständig nur die Verderbniß der menschlichen Natur, nicht die Natur selbst.

Aeltern, die selbst mit einer starken Meynung von etwas eingenommen sind, flößen dieselbe unfehlbar den Gemüthern ihrer Kinder ein, und machen also das Vorurtheil erblich: da hingegen, wenn das junge Gemüth sich selbst gelassen wäre, die Vernunft Raum haben würde

de zu wirken. Wir sollten billig erst untersuchen, ehe wir urtheilten und nicht anders, als so, wie es die Sache erforderte, verwerfen oder billigen.

Wem jemals die Sorge für die Jugend anvertrauet ist, welches bey Aeltern von Natur, bey Aufsehern, Hofmeistern und Schullehrern durch einen Auftrag von den Aeltern geschieht, der sollte, meinen Gedanken nach, sich vielmehr bemühen, alle heftige Gemüthsbewegung in seinen Untergebenen zu stillen, als sie zu erwecken: ein jeder von ihnen sollte sie überzeugen, daß nichts, als die Tugend, eines brennenden Eifers von Liebe oder Ehrbegierde wahrhaftig würdig ist, und daß das Laster allein verabscheuet werden muß.

Dieß würde ein löbliches Vorurtheil seyn, welches mit der Tugend in dem vertraulichsten Bande fortgehen und bey uns diejenige Ruhe und Zufriedenheit, die gewiß alle andere Vorurtheile zernichten, in Sicherheit setzen würde.

Die zwo alten Weiber.

Die Uhr that in der Nacht eilf Schläge
Da gieng ein altes Weib in einem hohlen Wege;
Ein anders altes Weib kam in den Weg heran,
Die Thoren sahen sich für zwey Gespenster an,
Und stunden starre da, als ob sie Säulen wären,
Sie stunden, bis der Morgen kam.
Da jede brumend Abschied nahm.

Wir hindern in der Welt einander mit Chimären.

Lichtwehr.

Schrei-

Schreiben an eine Dame, welche rein Deutsch lernet.

Aber um des Himmels willen, wo denken sie hin? Sie wollen mitten im Deutschland rein Deutsch lernen, in ihrem Vaterlande, wollen sie ihre Mutter Sprach können. Das heißt eben so viel, als wenn sie mit ihren Landsleuten, welche nichts als Deutsch reden, sich gemein machen wollten, oder denken sie wohl gar deutsche Bücher zu lesen? Haben sie aber auch zu Gemüth genommen, wie sie sich dadurch lächerlich, ja gar lasterhaft machen werden. Wie viele werden nicht ihrer spotten, denn noch selten hat eine Frau von guten Geschmack Deutsch gekönnt, und gar Niemand, so rein Deutsch gekönnt, ist ein rechtglaubiger Christ gewesen, wenigst von Herzen nicht.

Glau-

Glauben sie mir bis auf diesen Punct allein sonst vollkommene Dame! lassen sie es gut seyn, diese ungeschliffene Ketzersprache steht ihnen nicht an; denn entweder wollen sie reden, oder schreiben, und lesen, zu keinem kann sie ihnen nützlich seyn. Freylich sind sie in die traurige Nothwendigkeit versetzt fast nur deutsche Dienstbothen um sich zu haben, aber für diese niedrige Geschöpfe ist das schlechteste Deutsch gut genug, und der rechtschafene Adel redet ja ohnehin mit diesen Sclaven fast nichts. Mit besseren Leuten reden sie eine fremde Sprache, und zum Lesen und Schreiben Deutsch lernen, verlohnet sich der Mühe gar nicht, denn, wenn ein Buch nur deutsch geschrieben, so können sie sicher glauben, daß elendes Zeug darinn enthalten seyn müsse. Redet sie ja Jemand deutsch an, oder schreibet ihnen deutsch zu, so geben sie ihm gar keine Antwort, ja gar keine Antwort geben sie ihm, nicht einmal eine französische; denn der Dumkopf verdient keine. Hätte er etwas Vernünftiges zu reden, oder zu schreiben gewußt, so hätte er es nicht einmal in deutscher Sprache thun können. Alles, was sie angehet, lieget mir so nahe am Herzen, daß ich ohnmöglich zugeben könnte, wenn sie selbst auf ihre so ver-

künftige Eigenliebe schlimme Folgen ziehen wollten. Nehmen sie mir es gut auf, daß ich sie bey Zeiten in dieser Sache von einem gefährlichen Schritte habe warnen wollen. Ich bin mit vollkommner Verehrung ꝛc.

Synesius Mansuetus.

In der Churfürstl. akademischen Buchhandlung sind zu haben

Monument. Boic. Vol. IX. cont. Cod. Tradit. & Diplom. Monast. Schlehdorf, Fürstenfeld, Weihensteffan & Neustifft. c. f. 4. 1767.

Abhandlungen der Churfürstl. baierischen Akademie der Wissenschaften vierter Band, dessen erster Theil historische, und der zweyte philosophische Materien in sich begreift. m. k. 4. 1767.

Von Osterwald akademische Rede vom Nutzen der logikalischen Regeln, besonders wider die Freygeisterey und den Aberglauben ꝛc. 4. 1767.

Sommels deutscher Flavius: d. i. Anleitung sowohl bey bürgerlichen als peinlichen Fällen Urthel abzufassen ꝛc. als ein Lexicon bequem eingerichtet. 8. Bayreuth 1766.

Lucy

Lucy Palevtimi Antiquitatum sive Originum ecclesiasticarum Summa &c, 4. Aug. Vind. 1767. fl. 2. 30.

Mosers Bedenken von der Kammergerichts-visitation, mit Anmerkungen und Gegenanmerkungen. 4. 1767. fl. — 12.

Nouveau Dictionnaire allemand-francois, & francois allemand à l'usage des deux Nations. pr. 4. & 8. à Strasbourg 1762. fl. 7. 30. kr.

Widmer Repertorium bavariæ, oder geographische Beschreibung des baierischen Craises. gr. 12. fl. — 50. kr.

Reaumurs Anweisung, wie man zu jeder Jahrszeit allerley zahmes Geflügel entweder vermittelst der Wärme des Mistes, oder des gemeinen Feuers ausbrüten und aufziehen solle. erster Theil. m. k. 8. 1767. fl. 1. —

Branders der neue geometrische universal Meßtisch nach seiner Zusammensetzung und nach seinem Gebrauch kurz und deutlich beschrieben. m. k. 8. 1767. fl. — 15. kr.

— Kurze Beschreibung einer ganz neuen Art einer Cameræ obscuræ, ingleichen eines Sonnen Microscops ꝛc. m. k. 8. 1767. 15. kr.

Ferner sind allda aus dem Verlag der churpfälzischen Akademie in Mannheim zu haben

Kremer Geschichte des Churfürsten Friedrichs des ersten von der Pfalz, in 6. Büchern. 4. fl. 7. 30. kr.

Un-

Unterricht, wie die Färberröthe oder Grapp mit Vortheil anzupflanzen, und zuzurichten seye. fl. — 12. kr.

Von den Rebenstichern. Vier Preisschriften. 8. fl. — 18. kr.

Bachmann zwölf Urkunden zur Erläuterung der Geschichte der Gefangennehmung Philipp des Großmüthigen Landgrafen zu Hessen. 8. fl. — 15. kr.

Crollii Origines bipontinæ II. Part. 4. fl. 3. 45. kr.

— Erläuterte Reihe der Pfalzgrafen zu Achen oder in Niederlothringen, von ihrer Anordnung an bis auf Heinrich von Lach Pfalzgrafen bey Rhein. 4. fl. 1. —

— Nachricht von der Elisabeth von Spanheim Pfalzgrafen Ruprechts Pipan Gemahlinn. 4. fl. — 18. kr.

— Gedanken von dem Ursprung des pfälzischen Münzregals. 4. fl. — 18. kr.

— Oratio de Anvilla Villa olim Franciæ Rhenensis nobilissima, nunc illustri Ducatus bipontini oppido. 4. fl. — 18. kr.

Acta Academiæ Theodoro-palatinæ. Tom. I. c. f. 4. fl. 5. 30. kr.

Wurdtwein Diœcesis Moguntina in Archidiaconatus distincta, Commentat. diplom. illustrata &c. 4. fl. 1. — kr.

— Concilia Moguntina &c. 4. fl. — 20. kr.

Vogel d. G. J. kurzer Begriff der nothwendigsten Gebethern eines catholischen Christen. 12. fl. — 10. kr.

— der

— der kleine catholische Catechismus in fünf Hauptstück abgetheilet. 12. fl. — 10. kr.

Lettre a Mr. Freron ou Apologie d'un petit Ouvrage du Pére jouvencii intitulé: Appendix de Diis & heroibus pœticis. 8. fl. — 18. kr.

Dissertation historique & critique sur le prétendu Cartel, ou Lettre de défi envoyee par Charles-Louis Electeur Palatin au Vicomte de Turenne par Colini 8. fl. — 24. kr.

Sur les Rechûtes & sur la Contagion de la petite Vérole, deux lettres de M. Medicus a Mr. Petit. 8. fl. — 24. kr.

Tartreaux Epistola apologetica adversus Ant. de Haen in causa de Cicutæ usu. 8. fl. — 24. kr.

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

10016558

Baierische Sammlungen

und

Auszüge

zum

Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.
Zweytes Monathstück.
Im Christmonath, 1767.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10016558

10016558

Der Weise.

O Muse, fliech von den Pallästen,
Fliech von den Sorgen, ihren Gästen!
Das Volk der Thäler ruffet dich.
Eil mit gedoppelt starken Schritten
Nach den bestaubten Schäferhütten,
Wohin auch einst Apollo wich!

Sieh dort den Weisen einsam gehen!
Wie selig meidet er die Höhen!
Wie klug erwählt er Thal und Ruh!

Fern von der Stadt und von dem Lärmen,
Sieht er, so wie die Bienen Schwärmen,
Dem grossen Weltgetümmel zu.

Ihn lehret sein zufriednes Denken
Der Wünsche Kühnheit einzuschränken;
Auf ihn sieht keiner; er auf sich.
Er suchet in den stillen Fluren,
O Gottheit, deiner Weisheit Spuren!
Er suchet sie, und findet Dich.

Im Schweiße würdiger Geschäfte
Erhält und stärket seine Kräfte
Die Tugend strenger Mäßigkeit.
Zählt er nicht vieler Jahre Menge:
So mißt er seines Lebens Länge
Nach der wohl angewendten Zeit.

Wann dort, von Ortolans genähret,
Den Weichling Lust und Schlaf verzehret,
Den kaum der Mittag unterbricht:
So irrt sein Fuß bald in den Wäldern,
Bald grüßt ihn in bethauten Feldern,
Der Morgenröthe frühes Licht.

O grünet selige Gefilde!
Euch seh ich schon, doch nur im Bilde!
Euch schildre Hallers starker Kiel!
Dort bey den fernen Wassergüssen
Seh ich, troz allen Hindernissen,
Der kleinen Wünsche frohes Ziel.

Creutz.

Lob des Winters.

Man betrachtet den Winter als einen Feind der ganzen Natur, man schreibt ihm in der Naturlehre eben so wenig Nutzen, und eben so viel Unheil zu, als dem Teufel in der Sittenlehre; die Poeten malen ihn uns aufs verhaßeste ab; man sieht ihn gar nicht anders gezogen kommen, als bucklicht, alt, lahm, murrisch, bereift, bärtig, klappernd, und ich weis selbst nicht, wie noch sonst. Gleichwohl ist der Winter ein Freund des Erdbodens, der Pflanzen, der Thiere; er ist kein Scheinfreund, wie der Sommer, der heimliche Seuchen mit-

bringet; er ist kein blosser Poet, wie der Frühling, der, ohne Früchte zu bringen, nur allein vergnügt; er und sein Bruder, der Herbst sind nützliche, wohlthätige Jahrszeiten: aber Jedermann lobt den Sommer und Frühling; Niemand will den Winter einer Lobrede fähig halten. Doch laßt uns sehen, ob er sie nicht verdiene?

Gesetzt, der Winter sey nicht die angenehmste unter den Jahrszeiten, so ist er doch unumgänglich nöthig, uns die angenehmsten Jahrszeiten zu verschaffen. Die Musikverständigen haben gewisse Zahlen, die sie liegenbleibende Zahlen nennen. Diese Zahlen sind Uebelklänge, und dörfen nie anders in einem Stücke vorkommen, als daß sie schon in dem vorhergehenden Griffe liegen, und daß sie in dem darauf folgenden in einen Wohlklang aufgelöset werden. Mit nichts läßt sich der Winter besser vergleichen, als mit einer solchen liegenbleibenden Zahl. Er wird im Herbste, der vor ihm vorhergehet, schon zubereitet, und durch den darauf folgenden Frühling in eine der schönsten Jahrszeiten aufgelöset. Er ist der Uebelklang, der in der Mitte lieget. Ohne ihn

würde

würde keine Resolution statt gefunden haben, die doch eine der vollkommensten sinnlichen Entzückungen ist. Meine Leser, die keine Musikverständige sind, können eben diesen Gedanken in folgenden Zeilen deutsch lesen:

Schilt nicht den Unbestand der Güter.
Du siehst dein eignes Herz nicht ein.
Veränderlich sind die Gemüther;
So mußten auch die Dinge seyn.
Bey Gütern die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt,
Und würden sie uns nicht entrissen;
Wo fänd ein neu Vergnügen statt?

Wenn man gleich zugäbe, was doch nimmermehr zugegeben werden kann, das der Winter allein, und ohne in Verbindung mit den andern Jahrszeiten, betrachtet zu werden ein blosses Uebel, und eine Last des menschlichen Geschlechts und aller Creaturen genannt zu werden verdiente; so ist er doch, in dieser Verbindung betrachtet, eine wahre Schönheit in der Natur, die aber, eben so, wie die Uebelklänge in der Musik, einen Kenner erfodern, um sich empfinden zu lassen. Ein beständiger Frühling, der, wie Arkadien, ein schönes

Hirngespinste ist, würde, wenn er wirklich vorhanden wäre, eine wahre Lust und der gewisseste Untergang aller Creaturen seyn. Hingegen ein blos an sich betrachteter Winter, ist ein unangenehmes Hirngespinste; dahingegen der Winter, so wie er wirklich in der Natur angetroffen wird, eine Jahrszeit ist, die uns den Genuß der übriger unendlich reizender mache, als sie ohne ihn gewesen seyn würden. So wie also der Herr von Haller Recht hat, wenn er in der moralischen Welt behauptet,

Der Staaten schlechtester wär der, voll lauter Weise;

so ist auch in der physikalischen Welt nichts gewisser, als daß die unvollkommenste diejenige seyn würde, worinn eine beständig gleich schöne Jahrszeit regierte.

Doch dieses ist gewissermassen ein blos verneinender Vortheil des Winters. Lasset uns versuchen, ob wir nicht wirkliche und wahrhaftige Nutzen von ihm erwarten können? Wie viel trägt nicht die Abwechselung der Hitze und Kälte zum Wachsthume und zur Fruchtbarkeit der Gewächse bey? Welche ungeheure Wüste-

Wüsteneyen liegen nicht unter den heissesten Himmelstrichen, die doch noch viel unfruchtbarer seyn würden, wenn nicht noch einige Abwechselung der Kälte daselbst statt fände. Ja laßt uns den Winter in seiner ganzen Strenge betrachten. Ist er wohl ein allgemeiner Feind der Fruchtbarkeit, wie man gemeiniglich zu glauben pflegt? Haben nicht die allerkältesten Länder eben sowohl, als die gemäßigtern, ihre Pflanzen und Thiere, die darinn fortkommen und sich sehr wohl befinden? Wachsen nicht die Tannen, Fichten, Wacholdern, Cedern, Eiben, Sieben-Bux und Lerchenbäume im Winter so gut, als in andern Jahrszeiten? Das Hauslauch der Mauerpfeffer, die Salbey, der Majoran, Thymian, Lavendel, Ysop, die niedrige Wermuth und dergleichen Kräuter erhalten im Winter ihre grünen Blätter. Man sieht unter seinen kalten Füssen die einfache Anemone, die frühe Nießwurz, die Erdwurz, die einfache Schlüsselblume, das Löwenmaul, die Winterhyacinthen und Narcissen, die Primulen, Schnee- und Leberblümlein, und alle Arten von Mooß munter und lächelnd hervorgrünen. Herr Lin-

näus berichtet uns, daß die Gewächse der kältern Zonen in den Winterhäusern keine Wärme vertragen, die über 38 Grad gehet, da sie hingegen Kälte genug ausstehen können. Denn sie kommen eben sowohl in Schweden ohne einige Pflege, den ganzen Winter über fort, wie die meisten aus Frankreich, Deutschland, Rußland, den nordlichen Theilen von China, Japan, Virginien, Pensylvanien, und der Terra Magellanica. Dergleichen sind: Betonica Dod. pempt. 310, in England, Frankreich und Deutschland; Tamus foliis cordatis Hort. Cliff 458. in England und Frankreich; Rhus foliis ternatis, foliolis petiolatis ovatis acutis integerrimis. Hort. Cliff. 110, in Canada und Virginien; Lonicera floricus capitatis terminatricibus, foliis omnibus distinctis, Hort. Cliff. 58, in England, Deutschland und Schonen; Spartium ramis inermibus angulatis, foliis ternatis Solitariisque, Hotr. Cliff. 356, in Frankreich, Holland, England, Deutschland, Schonen und Madera; digitalis porpores, C B. p, 812, in Frankreich, England, Deutschland. Die Pflanzen der al-

Gattungen Himmelsgegend halten den stärksten Frost, aber ganz und gar keine Wärme in den Winterhäusern aus. Solche sind alle Gewächse auf hohen Gebirgen, unter welcher Latitudine Loci sie auch hervorkommen mögen. Unter allen Gewächsen, die Herr Linnäus in den Lappländischen Gebirgen wahrgenommen, hat er kaum eines antreffen können, das eine stärkere Kälte aushalten könnte, als das Empetrum procumbens, Hort. Cliff, 470. Um die Gruben zu Fahlum, allwo die Winterkälte wegen des Kupferrauches sehr strenge ist, wächst, ein gut Stück Landes weit, kein ander Gewächs, als dieses einzige.

Hohe Gebirge oder Felsen, deren oberster Gipfel das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist; bringen ihre eigenen Kräuter hervor. So wachsen auf den Lappländischen Felsen vielerley Kräuter, die man gleichergestalt auf den Alpen in der Schweiz, in Wallis, auf den Pyrenäischen Gebirgen so wohl, als auf den Bergen Olympus, Baldus, Ararat und Spitzbergen, sonst aber nirgends anderswo, als auf dergleichen Felsen findet. Wenn man diese Gebirgekräuter in

Gär-

Gärten verpflanzt, wo sie der Wind nicht so viel bewegen kann, so wachsen sie zwar höher, und bringen größere Blätter, tragen aber weniger Frucht.

Als Tournefort den Berg Ararat bestieg, fand er an der Wurzel des Berges dieselbigen Gewächse, die in Armenien überall angetroffen werden. Wie er etwas höher gekommen war, fand er verschiedene, dergleichen er, seitdem er sich in Frankreich aufgehalten, nie gesehen hatte, und als er noch höher bergan gestiegen war, so fand er andere, die in Schweden allenthalben wachsen. Noch höher am Berge hinauf aber traf er solche Bergkräuter an, wie sie in der Schweitz und in Lappland befindlich sind. So gewiß ist es, daß jede besondere Luft, selbst die allerkälteste nicht ausgenommen, ihre eigene Kräuter habe, die darinn fortkommen, und in einer andern nicht gedeihen mögen.

Noch mehr; die meisten Kräuter, die am höchsten im Norden hinauf wachsen, lieben den Schnee, und können ihn nicht entbehren. Die Brombeerstaude, Rucus, caule uni-

floro,

Boro, foliis ternhtis. Flor. Lappl. 207. (schwedisch Ackerbär) wächset häufig in den schwedischen Nordländern, Siberien, bey Tera Hudsonis und Magellanica. Vor einiger Zeit glaubte man, daß sie in Schweden nicht fortkommen könnte, bevor man in der Probe befunden, daß sie nicht nur den Winter durch gnugsamen Schnee haben, sondern auch weit bis in den Frühling hinein damit bedeckt seyn wolle, wodurch sie beydes freudig und in Menge hervorwächst. In den Ländern bey der Hudsonsboy liegt im Winter der Schnee, nach Herrn Robsons Berichte, als eine Rinde über der Erde, und wachsen darunter die Kräuter im Frühlinge, als unter einem Gewölbe, etliche Zoll hoch in die Höhe.

Die Gränzen, die ich dieser Schrift setzen muß, sind die einzige Ursache, die mich abhält, noch mehr Beweise davon zu geben, daß der Winter kein so grosser Feind der Gewächse sey, als man gemeiniglich zu glauben pflegt, und daß, ohnerachtet er nicht die Zeitigung der Gewächse zu seinem Zwecke hat, er demnoch einige verlohrne Kinder der Flora zu Liebhaberinnen habe, die seinen rauhen Umgang

gang suchen, und vor seinem beeisten Barte nicht so sehr als unsre Dichter, erschrecken.

Wäre kein Winter; noch mehr, wäre kein strenger, anhaltender Winter; so müßte ein ganzes Heer von Geschöpfen untergehen, die keine andre, als seine gewaltigen Einflüsse vertragen könner. Wie wimmelt es unter den Weltangeln von Creaturen? Wie leicht wäre es ihnen, aus ihren kalten Wohnungen in wärmere Gegenden zu entweichen, wenn sie sich nicht in der entsetzlichsten Kälte am besten befänden? Man würde ihnen eben die Wohlthat erzeigen, als den Fischen, die man in schönes Gras legen wollte, um darinn zu leben, wenn man sie in wärmere Länder führte. Die Natur verwahrt diese Thiere wider die Kälte, und hieraus möchte man schließen, daß sie dieselbe selbst als ein Uebel angesehen hätte. Allein diese Beschützung besteht in nichts anders, als daß sie ihnen diejenige Leibesbeschaffenheit gegeben hat, die sich zur Kälte schickt. Daher wachsen den vierfüßigen Thieren im Winter doppelte Haare; daher muß der Fisch ein so kaltes Geblüt haben, und

der Vogel sich mit doppelten Federn kleiden. Heißt das dem Winter etwas zu nahe gethan; so hat uns die Natur eben so eingerichtet, daß wir geschickt seyn möchten, unsere Witterungen zu vertragen, und es gilt also eben derselbe Schluß wider alle Jahrszeiten.

Einer der allgemeinsten und uns am nächsten angehenden Vortheile des Winters ist der, den er unserer Gesundheit gewähret. Frühling und Herbst sind wegen ihrer schleunigen Abwechselungen in der Witterung sehr gefährliche Jahrszeiten für die Gesundheit. Der Sommer bringt den Süd, den Vater würgender Seuchen; er erfüllt die Luft mit Ausdünstungen, die alle zur Fäulniß geneigt, oder schon wirklich verdorben sind. Hierdurch mischt er in unser Blut einen Zunder, der nur allzuleicht Pest und Gift fängt. Er ist die Zeit, da man den Erkältungen am meisten ausgesetzt ist, der unwissende Haufe mag auch dießfalls noch so sehr den Winter beschuldigen. Die allergiftigsten hitzigen Fieber, Entzündungen, Ruhr, und eine Menge der schmerzhaftesten Krankheiten begleiten ihn. Der Winter ist von dem allem frey, und selbst in der

Art

Art, wie der Frost tödtet, ist etwas sanfte-
res, anmuthigeres und minder grausames, als
in der Todesart, die der Sommer nach sich
zieht. Wenn die Krankheiten des Sommers
würgen; so sterben die Menschen entweder mit
den entsetzlichsten Schmerzen, wie bey den Ent-
zündungsfiebern, der Ruhr, u. s. w. oder sie
sterben, wenn ich so sagen darf, von innen he-
raus, ihre Seele ist eher todt, als der Leib,
oder, damit ich weniger zweydeutig spreche, sie
verlieren den Gebrauch des Verstandes lange
zuvor, ehe sie das Leben verlieren. Der Frost
tödtet durchs Erfrieren; und wenn eine To-
desart sanft und angenehm genannt werden kann,
so muß es gewiß diese seyn. Es scheint nicht,
daß ein Thier eher erfrieren könne, als bis es
in einen tiefen Schlaf verfallen ist, der ihm in
einer grossen Kälte, so unaussprechlich ange-
nehm wird, daß es sich desselben nicht erweh-
ren kann. In dieser sanften Ruhe scheidet die
Seele von dannen, und es ist also unmöglich,
daß mit dieser Todesart die geringste unange-
nehme Empfindung verbunden seyn könne, wel-
ches auch die Stellungen und Gebehrden der
Erfrornen beweisen, die so natürlich und unge-
zwungen sind, daß sich diese Leute vielmehr ver-
ge-

gessen, als mit dem Tode gerungen zu haben scheinen. Doch wie gering ist der Trost, auf eine leichte Art zu sterben, da es doch nur die blosse Furcht vor dem Tode ist, die uns denselben so abscheulich macht. Auch diese Furcht kann der Winter mindern. Die Kälte befördert die unmerkliche Ausdünstung auf eine gewaltige Weise, weil jede Ausdünstung umdesto stärker wird, je gröſser der Unterschied der Wärme des ausdünstenden Körpers von der Luft ist, die ihn umgiebt. Es ist wahr, diese Ausdünstung entzieht uns einen Theil des edelsten Saftes, den wir zum Denken und Bewegen nöthig haben. Allein dieses geschieht nur alsdann, wenn man durch eine allzuheftige Bewegung oder sonst eine gewaltsame Erhitzung des Bluts die Ausdünstung von innen heraus noch allzustark vermehret. Daher fallen öfters die Schrittschuhfahrer ohnmächtig zu Boden, wenn sie diese Lust allzulange fortsetzen. Dahingegen wird durch eine gemäſsigte Ausdünstung der Leib, sowohl seinem Gewichte, als auch der Empfindung nach, leichter, und ausserdem, daſs hierdurch das Geblüte gereiniget wird, erhält man den heilsamen Endzweck, guten Appetit zu bekommen, und das Gemüth

auf eine solche Art aufzumuntern, die sich nur empfinden, aber nicht beschreiben läßt, und die uns der angenehme Sommertag nicht besser zu schaffen vermag. Zugleich ziehet die Kälte die vesten Theile zusammen, und ersetzt solchergestalt bey einem ruhigen Leibe einigermassen den Vortheil der Bewegung oder der Uebung der vesten Theile, wodurch sie ungemein gestärkt werden. Wenn man des Sommers in die freye Luft tritt, so scheint man die Last des Dunstkreises zu fühlen; man sucht sich im Schatten zu retten, um den allzulebhaften Blicken der Sonne zu entgehen; man durstet nach Luft, und kann sich daran nicht sättigen; der Leib wird alle Augenblick matter, je länger er darinn verweilet; der Ueberdruß begleitet jeden Schritt, und die Entkräftung hält ihn zurück; die Seele arbeitet in einer Ohnmacht an schweren Begriffen, die alle in den Abgrund derselben hinunter sinken; das Herz fodert nichts; keine Begierde wacht; kein Gegenstand schmeichelt den Sinnen; die ganze Natur scheint auf die Nacht zu warten, da unterdessen der Tag viel länger, als in jeder andern Jahrszeit verweilet. Kurz, es ist auf

dem

dem ganzen Lande, wo Sommer ist, wie in Madrit am Mittage, da alles schläft.

Wie große Vorzüge hat nicht dagegen ein heitrer Wintertag, da die Sonne nur einen gelinden, lebendigen warmen Hauch in die Felder bläßt, und die Natur wartend unter ihr liegt, und ihren gutthätigen Einfluß empfängt. Man empfindet eine gewisse Aufmunterung zur Bewegung und zum Vergnügen, und eine Leichtigkeit in allen Gliedern, die uns das Vermögen fühlen läßt, das wir dazu haben; das Gefühl der Sonne ist einem sanften Strome von Wollust ähnlich, der in die Adern dringet, und die Wärme derselben scheint, wie die feine Materie des Magnets, durch unsern ganzen Leib hindurch zu fließen. Wenn sie nun so die schneeweisen Dünste, die in der Luft verlohren herum fliegen, oder den dichtern Dunstkreis erhellet; so scheint uns der Himmel ein blaues Gefilde zu seyn, in dessen Thaue sich die Sonnenstrahlen kühlen und brechen. Der Frost nöthiget uns beständig, die Bewegung zu beschleunigen, um diese kleine unangenehme Empfindung, diese Dissonanz in dem Vergnügen, in ein desto anmuthigeres Gefühl der durch-

dringenden Wärme zu verwandeln. Diese Munterkeit des Leibes läßt den Geist unmöglich im Schlafe liegen. Das Gemüth sucht sich Gegenstände, und nimmt statt der grünen Flächen und der farbigten Blumenbeete, gern mit der Aussicht in das Bette vorlieb, worunter die Natur jetzo schlafen liegt, und läßt sich keine Mühe verdrießen, die weißen Sternchen, woraus es besteht, und die zarten Faden zu betrachten, womit es durchgestickt ist. Es ist wahr, die Natur scheint uns im Sommer die allerschönsten Phantasien selbst in die Sinne zu geben, um uns zu ihrer Betrachtung aufzumuntern: aber zu gleicher Zeit spannt sie die Sehnen der Seele schläffer, daß wir alle diese schönen Bilder beynahe nur leiden. Im Winter fehlt ihr die Abwechselung der Gegenstände: allein sie vermehrt den Ton der Seele, die unter ihrem Vergnügen schafft, was sie nicht einmal sieht. Mir deucht, dieser letzte Zustand ist der vollkommenste: denn

Die Seele macht ihr Glück; ihr sind die äußern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit.

Ein

Ein wohlgesetzt Gemüth kann Galle süße machen:
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth streut.

Diese und dergleichen Betrachtungen sind es, womit ich noch zuletzt dem Einwurfe zu begegnen gedenke, der von den Feinden des Winters vielleicht alleine mit Recht gemacht wird; daß man in dieser Zeit nicht so viele Gelegenheit sich zu vergnügen habe, und daß die Natur, wenn sie sich ja zeiget, in ihren Sterbekleidern zu liegen scheine.

Es ist wahr, der Winter ist kein Mann vom Geschmacke. Sein Kleid ist sehr einfach; seine Manieren sind nicht die zierlichsten; seine Mienen sind zuweilen ergrimmt; und wenn er sich einmal eine Veränderung macht; so wirft er Schnee, Schlossen und Hagel aus, oder bricht mit einem Zephir ein Speer, den er von einer Flur jagt, wo er ihm einige Schneesternchen aufgethauet hat. Nichts destoweniger aber kann ich mich doch nicht überreden, ihm alles Vergnügen abzusprechen. Nein. Ich bin einmal sein Vertheidiger geworden. Er

ist liebenswürdig: aber nur einigen Augen; er vergnügt: aber nur einige Seelen; Augen wie Brockes Augen waren; Seelen, wie des unsterblichen Brockes Seele war. Wie hat er nicht den Winter beschrieben! wie wußte er durch diese kleinen Eisscheiben und Schneesterne den Himmel zu betrachten! wie wenig brauchte dieser Weltweise, dieser Gottselige, Licht, um seinen Schöpfer zu finden, wo er nur seinen Blick hinrichtete? Er hat Beweise der Gottheit aus einem physikalischen Nichts geführet, die der Herr v. M = = = nicht aus dem physikalischen Alles, nicht aus der ganzen grossen Welt zu erfinden für möglich hält.

Wenn ich eine Seele von dieser Art voraussetze, so brauche ich weder die Schlitten- noch Schrittschuhfahrt, weder die Bälle und Nummereyen, weder die langen Abend-Gesellschaften, noch die eigenen Winter-Speisen anzuführen, um zu beweisen, daß der Winter vergnügen könne.

Unzer.

Der

Der Renommist.

Fünfter Gesang.

Das wichtge Lomberspiel war jetzt nicht wichtig gnug.
Sylvan verstellte sich, Selinde merkt Betrug:
Die Schlachtordnung hört auf; es fielen ungerochen,
Die Lomberkönige, von Freundes Schwert durchstochen.
Spadilje saß verzagt in schandewerther Ruh,
Und als ein Dummkopf gab Sylvan die Basta zu.
Selinde sieht erstaunt den Stutzer Fehler machen;
Der Argwohn, und die Furcht vor seine Ruh erwachen:
Das Spiel hört plötzlich auf, daß durch des Schicksals Schlag
Der König und der Sklav vermischt zusammen lag.

So liegt im weiten Thal des Todes bey ein-
ander,
Der Räuber und der Held, Cartouch und
Alexander.
Selindens trüber Blick spricht Unzufriedenheit.
Und alles eilet fort vor der bestimmten Zeit,
Sylvan nimmt seinen Hut, und will sich ihr
empfehlen;
„ Grausamer; (sagte sie,) du willst es mir
verhehlen,
„ Was deinen freyen Blick in Unordnung ge-
bracht?
„ Sprich, ist es nicht der Brief, der dich
verwirrt gemacht?
Der Stutzer wird bestürzt, „ Ja, (sagt er)
deinetwegen
„ Zieh ich mit tapfrer Faust den sieggewohn-
ten Degen.
„ Der Brief war ein Cartell der wilde Re-
nommist
„ Glaubt, daß ein Leipziger ein Bärenhäu-
ter ist:
„ Doch, Schöne, da ich jetzt für deine Schön-
heit streite,
„ So ist auch schon der Sieg mit Lorbern mir
zur Seite.

Selinde, die erblaßt in ihren Lehnstul sinkt,
Und in dem bittern Schmerz gesalzne Thrä-
nen wirkt;
Schien in Verzweifelung und Wehmuth zu
zerfließen,
Und ließ den ganzen Strom der wilden Kla-
gen schießen,
„ Grausamer, (sagte sie,) du bist nicht mei-
ner werth!
„ Versichre ja mich nicht, daß mich dein Herz
verehrt.
„ Wie? mein Geliebter will ein wilder Schlä-
ger werden?
„ Ja, ja, du bist es schon in Sitten und Ge-
behrden,
„ Geh, Wilder, schlage dich; — doch rühme
dich nur nicht,
„ Daß ich den je geliebt, der gleich die Häl-
se bricht.
„ Und mit dem wilden Thier willst du den
Zweykampf wagen?
„ Wie bald wirst du den Tod auf blassen Lip-
pen tragen!
„ Grausamer, nein, du bist in Leipzig nicht er-
zeugt,
„ Und eine Furie hat dich mit Gift gesäugt!

„ O hättest du zu mir die kleinste Gunst getragen,
„ Und wärst ein Leipziger, du würdest ihn verklagen.

Sie schwieg; so wie ein Baum den stolzen Wipfel neigt,
Wenn ihn jetzt bald der Süd, und bald der Nordwind beugt;
So wird Sylvan bestürmt; Er wankt auf beyde Seiten;
Die Liebe heißt ihn fliehn, die Ehre heißt ihn streiten;
Allein die Ehre siegt. „ O Schöne, (fieng er an!)
„ Was forderst du von mir! Verdiente wohl Sylvan
„ Selindens Zärtlichkeit, wenn er sich fürchten wollte,
„ Und wenn sie ungestraft ein Raufbold schimpfen sollte?
„ Ich habe manchen Kampf mit allem Glück gewagt;
„ Und Raufbold spricht zwar groß, allein er ist verzagt.

Erhei-

„ Erheitre du mein Glück mit deinen hellen
Stralen,
„ So soll gewiß sein Blut die Ausfordrung be=
zahlen.

Er sagts, und eilt sogleich beherzt aus dem
Gemach.
Selinde sieht ihn gehn, und sieht ihm wei=
nend nach,
Und schickt voll Todesangst viel Wünsche zu den
Eternen,
Von ihres Lieblings Haupt das Unglück zu ent=
fernen.

Der zärtliche Lindan, der Schutzgott
Leipzigs sieht,
Das über seinen Sohn ein Ungewitter zieht!
Voll banger Sorgsamkeit eilt er mit schnellen
Flügeln,
Zu der Galanterie, ihr Streitheer aufzuwie=
geln.
„ O Göttinn, (fieng er an,) ich muß um Beystand
flehn.
„ Wie oft zwingt mich die Noth, zu deinem
Thron zu gehn?

Doch

„ Doch Göttinn, kann ich wohl der Stutzer
Haupt verlassen,
„ Und Stutzer untergehn, und Schläger siegen
lassen?
„ Kaum wird am Horizont die künftge Sonne
stehn,
„ So wird das Rosenthal den schärfsten Zwey=
kampf sehn.
„ Suchst du nicht Raufbolds Arm, o Göt=
tinn, aufzuhalten,
„ So kann ein einzger Hieb Sylvanens
Haupt zerspalten.
„ Der Zweykampf ist gewiß; die Streiter sind
voll Wut;
„ Ich, Göttinn, zittre schon vor Scenen voller
Blut.

Er sagts, und heftete mit trauriger Ge=
berde
Den Supplicantenblick voll Thränen auf die Erde.
Die Göttinn fühlt den Schmerz; voll Wittleid
sagte sie:
„ Wie schwach ist nicht der Blitz von der Ga=
lanterie
„ Im Streit und im Duell! sollt ich ein Herz
bekriegen.
„ Und über Sprödigkeit verstellter Tugend siegen;

Sollt

„ Sollt ich etwa voll List den Ehmann hinter-
gehn;
„ So wäre meine Macht bereit dir beyzustehn.
„ Doch die Galanterie, was kann die da dir
nützen,
„ Wo wilde Kämpfer stehn, und blanke De-
gen blitzen?
„ Weit besser steht gewiß die Göttinn Schlä-
gerey,
„ Die an der Saale herrscht, dem Leipzger
Helden bey,
„ Sylvan hat unter ihr in Jena noch ge-
fochten,
„ Sey klug, und sey beredt; und fordre von
ihr dreist,
„ Zu deines Helden Schutz, auch einen Schlä-
gergeist.
„ Ich kann dir weiter nichts zu deinem Tro-
ste sagen,
„ Als das wir das Duell mit anzusehen wagen.

So die Galanterie: — Lindan stürzt in
die Luft,
Und eilt zur Schlägerey in die berühmte
Kluft.

Als Hausknecht war indeß Pandur zu-
rück gekommen.
Die Stürmer hatten schon Sylvans Ent-
schluß vernommen,
Und alle lobten ihn, und seinen Heldenmuth,
Und ruften: „ Das ist noch ein edles jensches
Blut?

Ein Renommist wird stets des Andern
Muth erheben,
Und das verdiente Lob zuerst dem Gegner geben.
Den tapfern Feind rühmt oft ein großmnths-
voller Held,
Damit man seinen Sieg für desto wichtger
hält.

Nun stürzten sich aufs neu des Bieres
braune Wellen,
Aus dem zu vollen Glas. So wie die Flu-
then schwellen,
Wenn auf dem schweren Nil der nasse Sud-
wind schwebt,
Und über Strand und Damm die wilden Waf-
fer hebt;

Und

Und wie im lauen Lenz, wenn sich die Nacht verkürzet,
Der aufgelöste Schnee von hellen Felsen stürzet,
Mit rauschendem Getös in öde Thäler dringt,
Wo ihn im Augenblick der dürre Sand verschlingt;
So stürzt das braune Bier, mit rauschendem Gezische,
Dem schnellen Waldstrom gleich vom überschwemmten Tische.
Des glimmenden Tabacks verdoppelter Gebrauch
Umnebelt das Gemach, und füllt die Luft mit Rauch;
Es steigt Dampf, und Gesang aus ihren rauhen Hälsen,
Und es glühn hier und da gluthschwangre Aschenfelsen.
Der jauchzende Pandur ermuntert ihren Sinn
Entzückungsvoll schaut er auf die Verwüstung hin;
Er breitet über sie die fürchterlichen Schwingen,
Und läßt mit rauhem Mund sie Heldenthaten singen.

Der Barden Lied hob oft die deutsche Tapferkeit,
Und jeder ward ein Held, ein Heermann in dem Steit.
Auch jetzo feurt ein Lied des Renommisten Wangen
Zum allerschrecklichsten und kühnsten Unterfangen.
„ Wer, (fieng er muthig an,) kennt Brüder unter euch
„ Das mir an jedem Ort verhaßte Schnurrenreich?
„ Wo wohnt die Häscherschaar, das Schrecken aller Feigen?
„ Darf man nie ungestraft zu dieser Hölle steigen.
„ Und sehn, ob man den Kerls die Hälse brechen kann?
„ Wer führt mich unter euch zu dieser Ehrenbahn?
„ Mein Amt verlangt von mir, von allen Schnurrpartheyen,
„ Jedweden Musensitz großmüthig zu befreyen.
So wie ein Reuter bebt, wenn der Befehl ihn zwingt,
Daß er verzweiflungsvoll in Bajonette dringt;

So bebt auch jetzt die Schaar von Raufbolds nassen Brüdern?
Das Jauchzen und die Lust hört auf in ihren Liedern!
Der tapferste, von Torf, stand endlich auf, und sprach:
„ Warum fragst du so sehr nach unsern Häschern nach?
„ Und welch ein toller Geist schuf in dir den Gedanken,
„ Die Hölle zu besehn, mit Teufeln dich zu zanken.
„ Die Häscherstube gleicht dem finstern Höllenreich;
„ Sie selber, glaube mir, sind wilden Teufeln gleich.
„ Ein Harnisch, den noch nie ein Riesenschwerd durchhauen,
„ Und Stangen waffnen sie; und senden Furcht und Grauen,
„ Vor ihren Schritten her, und ihnen folgt der Sieg „.
Der edle Jüngling sagts, und setzte sich, und schwieg.
Der tapfre Renommist erwiederte verwegen:
„ Wer kann mir widerstehn? Beschützt von diesem Degen,

„ Wollt ich wie Herkules hinab zur Hölle
gehn,
„ Und kühn den Acheron, un den Cocytus
sehn.
„ Ja, Bruder, glaube mir, das Luder mit
drey Rachen,
„ Wollt ich, mein Seel, so zahm wie einen
Schooßhund machen.
„ Warum sollt ich denn nun nicht so verwegen
seyn,
„ Und diesem Häscherpack in eigner Wohnung
dräun?
„ Mein Muth soll hier so gut, als wie in Je-
na jagen;
„ So wahr ich Raufbold bin, so wahr will
ich es wagen!

So sagt er, und steht auf; und alle fol-
gen ihm
Mit Riesenschritten nach. Pandur braust un-
gestüm
Vor seinen Liebling her bis zu der Häscherhöhle,
Und gießt Verwegenheit in seines Helden See-

Die

Die träge Finsterniß warf schon mit brauner Hand
Auf Leipzig Schlaf und Traum, und Stille auf Feld und Land
Schon sahe man den Boot den festen Pol umgehen,
Und manche Sonne sich im kalten Norden drehen;
Der Mann, die gnädge Frau, und ihre Hunde ruhn;
Der Wangen Lilien, und Rosen lagen nun
In Tüchern abgewischt; und manches Gipsgesichte,
Am Tage lang gehaßt, eroberte bey Lichte;
Da kam der Renommist, und seine treue Schaar.
Auf den einsamen Markt, der jezt ihr eigen war.
Gestiefelt ist ihr Fuß; umgürtet ihre Lenden,
Und Schlägerhandschuh sind an den Cyklopenhänden.
So oft ihr Riesenfuß mit Schrecken niedertritt,
So oft erbebt der Markt, und jeder Wächter mit.
Sie ziehn die Degen aus, die Stralen um sich streuen;
Wie wenn die Löwinn sich aus öden Wüsteneyen

Des dürren Lybiens mit ihren Jungen trägt;
Mit langsam trägem Schritt sich durch den
Sand bewegt,
Das dürre scharfe Laub mit schweren Klauen
drücket;
So manchen spröden Busch mit breiter Brust
zerstücket,
Und ein Geräusch erregt, das durch die Fel-
der eilt,
Und in der sanften Nacht die stillen Lüfte theilt
So hört man ihren Schritt, und den gezog-
nen Degen,
So leise sie auch gehn, ein sanft Geräusch er-
regen.

Da wo der grüne Thurm am Rathhaus
sich erhebt,
Sind die Behausungen, die ewge Nacht begräbt;
Der Knechte Schaar wohnt hier. Das fürch-
terliche Schrecken
Steht an dem dunklen Thor; und an den bey-
den Ecken
Lauscht in der Dämmerung schreckvoller Ein-
samkeit,
Die schlaue Hinterlist, und die Verwegenheit.

Der

Der Renommist steht still, und eh er weiter eilet,
Ward also sein Befehl dem kleinen Heer ertheilet;
„ Mein Fuß tritt jetzt den Weg zu ewgem Nachruhm an,
„ Doch keiner folge mir zu dieser Ehrenbahn
„ Die That ist schwer, und groß, und kühn mein Unterfangen,
„ Den Lorberkranz davon will ich allein erlangen,
„ Von meiner Tapferkeit allein, doch gnug beschützt,
„ Geh ich in dieses Loch, durch edle Rach erhitzt.
„ Verfolget mich der Schwarm, so steht mir bey, ihr Brüder!
„ Allein ich schmeichle mir, ich seh euch siegend wieder.

Er sagts; und stürzet sich, des hohen Siegs gewiß,
Mit Löwenmäßgen Muth in dicke Finsterniß;
Und sein Pandur erhebt zur tollen That die Seele;
So gieng er denn beherzt zur dunklen Häscherhöhle.

Das Schrecken hält ihn an, und haucht ihm ins Gesicht,
Und treibt sein Haar empor; allein er fliehet nicht.

Aeneas, und mit ihm die Cumische Matrone
Begaben einst sich so zu Plutons schwarzem Throne.
Vergebens schreckte sie manch scheußliches Phantom,
Der wilde Höllenhund, und des Cocytus Strom.
Sie ließen sich beherzt in Charons Nachen laden,
Und traten glücklich aus an stygischen Gestaden.
Es öffnet sich von selbst das fürchterliche Thor.
Pandur geht unsichtbar dem jungen Helden vor;
Allein kaum sieht er sich in dieser tiefen Grotte,
Und sieht in wilder Pracht der Knechte ganze Rotte;
Als ihn der Muth verläßt, und das Entsetzen kömmt,
Und einen kalten Strom von Schauder auf ihn schwemmt,

Die

Die Häscher sahn ihn nicht Pandur hielt ihn verborgen.
Sie saßen unter sich, und spielten ohne Sorgen;
Der müßge Panzer hieng an der berußten Wand,
Bey dem ihr Mordgewehr die lange Stange stand
Der abgenommne Helm lag dräuend neben ihnen,
Und Muth, und freyer Scherz sprach aus den wilden Mienen.
Auch übten einge sich in stolzer Sicherheit,
Spartanscher Jugend gleich, zu einen künftgem Streit;
Sie warfen nach dem Ziel mit ihren schweren Stangen,
Und jeder sucht erhitzt den Lorbeer zu erlangen.
Vergebens lockte sie das angenehme Bier,
So folgen jetzt allein der hohen Ruhmbegier.
So kämmten Griechen einst in schützenden Gebirgen
Ihr langes gelbes Haar, die Perser zu erwürgen,

Und übten sich zur Schlacht; von eisernem Getön
Der Waffen und des Schwerdts erklangen Thäl und Höhn,
Der tapfre Renommist schaut hoch in ihre Reihen,
Und sieht dem Spiele zu mit heimlichen Erfreuen;
Doch endlich zeigt er sich, trat unter sie und sprach:

„ Ihr gebt an Stärke nicht den alten Helden nach.
„ O tapfre Krieger sagt, was habt ihr zu beschützen,
„ Daß hier die Lanze strahlt, und Helm und Panzer blitzen?

Ein junger Häscher sprach: „ Herr, ein Hochedler Rath
„ Vertrauet unserm Arm die Sicherheit der Stadt.
„ Wenn die Studenten schreyn, und durch die Straßen stürmen,
„ Ziehn wir gewaffnet aus, die Ruhe zu beschirmen.
„ Hundsfütter Kerls, seyd ihr, „ (sprach Raufbold,) und alsbald
Reißt er aus seiner Hand die Stange mit Gewalt.

Daß

Mit drey entsetzlichen und riesenmäßgen Sprün-
gen
Eilt er, um die Trophee der Brüderschaar zu
bringen.
Der Häscher steht erstaunt und schreyt zuletzt
Gewalt!
Daß von dem lautem Ruf die Höhle wider-
schallt,
Sie eilen allesammt von süßen Bier und Kar-
ten,
Und greifen im Alarm nach ihren Hellebarten,
Der Renommist indeß schwingt in der Sie-
geshand
Den langen Weberbaum, den er dem Feind
entwandt.
Hochtönend sprach sein Mund von diesem Sie-
geszeichen!
„ Die feige Schnurrenschaar soll iezt wohl vor
uns weichen.
„ Der stärksten Stange hat ein Raufbold
sie beraubt;
„ Ihr eigner Donner fällt auf ihr gepanzert
Haupt.
„ Auf! Brüder, wetzt, und schreyt, und laßt
sie pereiren,

„ So will ich euch beherzt zu neuen Siegen führen.

Sogleich durchdringt die Luft ein lautes Pereat!
Der Fehdeschwangre Ton brüllt durch die stille Stadt;
Drauf wetzt die ganze Schaar; die Glut fährt aus den Steinen,
Das sie in Stral und Glanz, wie Meteore scheinen.
Zuletzt gehn sie zur Thür, und Raufbold schreyt hinein.
„ Verzagte Hunde, wie? ihr schließt euch ängstlich ein?
„ Habt ihr noch Muth? heraus, heraus, und laßt euch schauen,
„ Wie groß ist nicht mein Trieb, euch auf das Maul zu hauen!
So spottet er voll Hohn — Still waffnet sich das Heer.
Die dürre Lanze klingt, der Panzer rauscht daher,
Und endlich speyt das Thor die fürchterlichen Haufen
Aus seinem schwarzen Schlund, und die Jenenser laufen.

Doch

Doch Raufbold sammelt sie von der unedlen Flucht,
Gießt Feuer in ihr Herz, und bittet, droht und flucht.
Indessen nahet sich, mit vorgehaltnen Spießen,
Die schwarze Legion, die Schläger einzuschließen.
Doch sie erwartens nicht, und fliehn zum zweytenmal.
Und sie verfolgt im Fliehn, gleich einem Wetterstral,
Der Springstock, und ein Heer von krumgehackten Stangen,
Die hinter ihnen her auf glatten Pflaster sprangen.
„ Halt Brüder, (ruft der Held,) der Sturm ist nun vorbey,
„ Und unser Fuß ist nun von ihren Stangen frey?
„ Ein jeder waffne sich, wie ich, mit einer Stange,
„ Und jagt die Lumpenkerls zu ihrem Untergange.
Er sagts, und es geschicht, Bellona brüllt aufs neu;
Der Angriff wird erneut mit Lärm und mit Geschrey.

O Muse, melde mir die Helden, und die Namen,
Die in der eisern Schlacht zum Ruhm des Kampfes kamen.
Zuerst fühlt einen Schlag von Raufbolds tapfrer Hand,
Der Häscher Oberster, der dicke Hildebrand,
Ein halbes Faß von Bier schlief in dem weiten Magen;
Er taumelt von dem Schlag, und kann nicht wieder schlagen.
Doch ihn rächt Ilseboll, in dem Gebirg erzeugt;
Er trift den Renommist, daß schon sein Knie sich beugt;
Doch schnell stärkt ihn Pandur: er trift mit schweren Händen
Den schlanken Martin Dampf an seine dürren Lenden.
Er fiel vom Schmerz betäubt; man schleppt ihn aus dem Kampf.
O unglücksvolle Nacht! O armer Martin Dampf!
Wie wird die junge Frau, die du genommen, klagen!
Er war ein Ehmann erst von vierzehn süßen Tagen.

Ein

Ein anderer Achill, der wilde Ballerstatt,
Traff jetzt den edlen Toif aufs rechte Schulterblatt.
Und Brach fiel ganz betäubt, — gleich einer hohen Eiche,
Vor Wildehammers Wuth, und seinem schweren Streiche.
Doch Raufbold traff jetzo den naseweisen Knall.
Die ganze Schlachtordnung erschrack vor seinem Fall.
Er war der tapferste; Im Lande schöner Kuchen,
In Golitz fieng er an die Flügel zu versuchen,
Und schlug, als Knabe noch, einst einen Musquetier,
Das er zur Erde fiel, vor seines Vaters Thür.
Jetzt lag er selbst besiegt, und brüllte durch die Gassen.
Die Häscher fiengen an das Schlachtfeld zu verlassen,
Und zogen langsam sich und ordentlich zurück.
Der tapfre Renommist, zufrieden mit dem Glück,

Befahl

Befahl den Streitenden, dem Feind nicht nachzusetzen.
Sie giengen langsam fort mit Schreyen, und mit Wetzen.
Doch ihren Feind verdroß die angethane Schmach;
Sie sanden ihnen noch die letzten Stangen nach;
Der letzte Donner traff die Schläger an den Füßen;
Dem Renommisten ward der Stiefel aufgerissen;
Und hätte nicht Pandur den Helden noch beschützt,
So hätte dieser Stock sein edles Blut versprützt.
Sie zogen im Triumph nach ihrem blauen Sechte,
Und unters Rathhaus gieng die Schaar der starken Knechte.
Mit hoher Prahlerey ward alles nun erzählt,
Und keinem hatte Herz und Tapferkeit gefehlt.

Lindan! O hättest du die wilde Schlacht gesehen;
Wie hättest du geeilt den Häschern beyzustehen!
Doch fern weg war er jetzt! Da wo die Saale fließt,
Und an das Paradies die wilden Fluthen gießt;

Liegt

Liegt eine dunkle Gruft, das Teufelsloch benennet,
In der der Schlägerey ein ewger Weihrauch brennet.
Am schwarzen Thore steht die wilde Trunkenheit;
Sie wankt bey jedem Schritt, singt Lieder, wetzt und schreyt.
Die Zankſuchr, und das Spiel, stehn an des Thrones Seiten,
Die Argwohn, Eifersucht, und Neid und Hohn, begleiten.
Auf schwarzem Throne sitzt, in fürchterlicher Pracht,
Die Göttinn Schlägerey, und herrscht in Graus und Nacht.
Ein weißlicher Caput, mit einem feurgen Kragen,
Ist ihre liebste Tracht, die sie bisher getragen.
An ihrer Seite hängt ein großes Rauferschwerd,
Gleich dem Japanschen Stal von einem hohen Werth.
Im Stichblatt sind geetzt, die ersten Renommisten,
Wie sie den Himmel drohn mit Felsen zu vermüsten.

Nicht weit von ihnen sieht man kleinre Stürmer stehn,
Die auf dem jenschen Markt mit stolzen Häuptern gehn;
Auf glattem Kieselstein die blanken Degen schärfen,
Und wit der wilden Hand in helle Scheiben werfen.
Lindan naht sich dem Thron, und sprach: „O Schlägerey!
„ Wie oft stehst du dem Fuchs, und dem Verzagten bey!
„ Wenn die Studenten nur mit wilden Schlachten kriegen,
„ So ist dirs einerley, wo Renommisten siegen.
„ In Leipzig hat bisher noch niemand dich verehrt.
„ Allein Sylvan, der dir in Jena zugehört,
„ Und jetzt in Leipzig ficht, wird unsern Stutzern zeigen,
„ Daß auch die Leipziger zu keinem Schimpfe schweigen.
„ Doch, Göttinn, wird wohl dem dein mächtger Schutz versagt,
„ Der sich zu deinem Ruhm in einen Zweykaupf wagt?

„ Der deinen Dienst behält auf allen seinen
Reisen,
„ Und den die Dame liebt, doch auch die Hel-
den preisen.
„ Send ihm auch einen Geist aus deinem mächt-
gen Reich,
„ Und mache seinen Arm dem Arme Rauf-
holds gleich.
„ Sein Beyspiel wird gewiß dir neue Helden
ziehen,
„ Und deine Herrschaft wird auch an der Plei-
ße blühen.
Also Lindan, — Sein Wort floß zu der
Göttinn Ohr,
Und alsobald ruft sie den Thanathos hervor.
Ein ungeheurer Geist! sein Blick weißagt ver-
derben;
Von seiner Sichel wird manch edler Jüngling
sterben;
Die Mutter klagt um ihn in mancher schwar-
zen Nacht,
Daß in der Musen Schooß das Schwert ihn
umgebracht,
Sie schwingen beyde sich nach Leipzigs stillen
Linden,
Wo sie in süßer Ruh den müden Stutzer finden,

Doch schlief er unverzagt, wie Alexandre schlief,
Als die Trompete schon zum blutgen Angriff rief.

Nur Raufbold wachte noch, und sang mit seinen Schaaren,
Ein wildes Siegeslied, daß sie entkommen waren.
Es stürzt manch volles Glas in ihrem weiten Schlund.
Der Hilstrom sitzet so am siebenfachen Mund,
Und gießt die dicke Fluth aus sieben Wasserkrügen,
Daß Crokodille gehn, wo bald die Ochsen pflügen.
Der helle Sternenrock entfiel der schwarzen Nacht;
Die Stürmer fesselte des Schlafes süße Macht;
Sie lassen sich aus Stroh ein Lager zubereiten,
Bis sie Aurora ruft zu neuem Ruhm und Streiten.
Doch Raufbold selbst legt sich, mit siegesvollem Muth,
Besiefelt, und gespornt auf den zerfetzten Hut;

(Ende des fünften Gesangs)

Von alten Gebräuchen.

Nachfolgender Brief ist uns von N. zugeschickt worden.

Meinen freundlichen Gruß, und was ich sonst Ehren, Liebes und Gutes vermag zuvor,

Ehrbarer, lieber Ehrenhold.

Thu mich gegen dich hiemit ganz fleißiglich bedanken der schönen Büchlein wegen, so du etwann alle Wochen an unsere lieben Deutschen von Hall ausfertigen thust. Habe traun an diesem deinem Sittenbüchlein ein sonderes Gefallen, weil darin Schimpf und Ernst weidlich gemischt ist. Kann dir aber auch dessen als ein alter deutscher Biedermann keinen längern Hähl haben, daß mich halb verdrüssen thut, daß du der jetzigen Welt ihre Philosophia so viel in deine Sittensprüche einmischelst, und

manche weise Lehren unserer lieben Alten tadelst, und mir gar zu allamodisch wirst. Hab auch von dir gehört, freundlicher lieber Bruder, daß du von Gespenst und Hexen und andern Streichen des alten Unholds nichts halтest. Sage mir aber, lieber, willst du denn klüger seyn, als etlich tausend alte Mann, und willst die jungen Laffen und Maidlen durch deine Philosophia verleiten, daß das junge ungezogene Völklein zletzst nichts mehr glauben müge. Bitte dich also ganz freundlichen, laß das bleiben. Hoffe, daß du alles im besten wirst vermerken. Datum N. an S. Agnestag. Da man zält 58. der mindern Zahl.

P. S. Was macht denn mein freundlicher lieber Gesell, der alte Jäger uf dem Birkhof? Hat er viel menschlich Wild beysammen? Ich will ihm etwan nach Misericordias einen bösen Buben, mein Enkel in Zucht schicken. Der Bengel ist nun zwenzig alt, und ist so unbändig als ein junges Oechslin. Gehab dich wohl, und nim mir nichts für ungut. Geschrieben auf meinem alten Meierhof, da es sehr kalt war.

Wir

Wir werden nächstens die Rapportzettel unſers Jägers vom ganzen vorigen Jahre einrücken. Der ehrliche Alte hat ſeiner Schwachheit wegen um Geduld und Nachſicht bey uns angehalten, die wir ihm auch haben geben müſſen. Den Hauptinhalt des Schreibens aber wollen wir jetzt gleich beantworten. Der Verfaſſer beſchwert ſich eigentlich über die Abſchaffung mancher alter Gewohnheiten in Deutſchland, zu unſern Zeiten; und hingegen über die Einführung mancher neuen. Faſt alle alte Leute ſind mit ihm gleicher Meynung. Wir wollen alſo einige Betrachtungen anſtellen, wodurch es ſich bald ausmachen läßt, in wie weit dieſe Beſchwerden gegründet oder ungegründet ſind.

Die Gewohnheiten theilen ſich in öffentliche oder beſondere ein. Jene ſind ſolche Theile des äußerlichen Wohlſtandes, die, wo nicht das ganze Volk, doch wenigſtens ein großer Theil deſſelben, beobachtet. In ſo fern die nur auf die Arten der Kleidung und gewiße Höflichkeiten, die man bey dieſer und jener Gelegenheit gebraucht, gehen, nennet man ſie Moden. Von den beſondern Gewohnheiten, die einer jeden Perſon eigen ſind, reden wir jetzt noch nicht:

sondern wir sehen auf die öffentlichen Gewohnheiten, und zwar vornemlich auf die alten.

Es ist unbeschreiblich, wie groß das Ansehen und die Gewalt derselben sey. Ganze Jahrhunderte nach einander müssen sich alle Glieder des Staats nach der einmal eingeführten Mode richten, ungeachtet sie an sich beschwerlich und den neuern Zeiten gar nicht angepaßt ist. Niemand darf sich unterstehen, dieses Joch abzuschütteln, ohne sich in den Verdacht eines Verbrechens zu setzen, daß für nicht viel geringer gehalten wird, als ein Ungehorsam und Auflehnung wider die heiligsten Gesetze. Der Herr von Pöllnitz meldet in seinen angenehmen Briefen, daß Kaiser Karl der VI sich öfters über den Zwang, und die fast unleidliche Last des burgundischen Hofceremoniels verdrießlich bezeigt habe. Es stand bloß bey diesem mächtigen Monarchen, es abzuschaffen: allein, er glaubte die Hochachtung gegen die Asche seiner allerdurchleuchtigsten Vorfahren zu beleidigen, wenn er mehr einer Bequemlichkeit seinem Geschmack, als ihrer Spanischen Art, seine Größe zu zeigen, folgen würde. In Republiken ist es schlechterdings nicht möglich,

die

die Gebräuche der Vorfahren abzuschaffen, ohne das Volk rebellisch zu machen. Und gleichwohl ist nichts ungegründeter und lächerlicher, als diese Hochachtung, und folglich auch nichts unbilligers, als diese Klagen, welche alte Leute über das neue Zeitalter erheben, wenn es sich von den alten Vorurtheilen losmachen will. Nichts läßt sich leichter darthun, als dieses.

Man verwirft beßere Gebräuche, angeachtet sie weniger beschwerlich oder kostbar, und dagegen der jetzigen Einrichtung der Welt weit gemäßer sind. Man verwirft sie indessen, und man prediget wohl gar dagegen: und warum? Sie sind neu. Gleich als wenn die ältesten Gebräuche nicht auch gleich nach ihrem ersten Anfang neu gewesen wären.

Man schätzt die Moden der Vorfahren unendlich hoch. Man hält es für eine eben so große Sünde, davon abzugehen, als man sich ein Gewissen daraus machen muß, Gottes Gebothe zu übertreten. Warum? Sie sind alt. Aber ist die Vernunft nicht noch weit älter? Warum giebt man ihr denn nicht den Rang vor allen nicht so alten Ceremonien, als sie ist?

Ein ganzes Volk muß seinen Rechten auf seine natürliche Freyheit, auf die Bequemlichkeit und auf den guten Geschmack entsagen, bloß um dem seltsamen Geschmack längst verwesener Menschen unterthänig zu seyn. Ist dieß nicht was seltsames?

Die Vernunft befiehlt uns, keine Handlung ohne Prüfung vorzunehmen, und nichts zu thun, ohne einen zureichenden Grund. Allein die alten Gebräuche der Völker haben das Privilegium, daß sie ganz Censur frey sind, und blindlings beobachtet werden müssen.

Wir könnten eine Menge solcher ausländischen Gewohnheiten aus Reisebeschreibungen anführen, wenn wir nicht in Deutschland ihrer so viele hätten, daß wir nicht Platz haben, nur die vornehmsten derselben anzuführen. Ich reisete vor ungefehr funfzehn Jahren einmal ins Reich, und hielt mich einige Tage in einer ansehnlichen Reichsstadt auf, und hatte das Vergnügen, eine Hochzeit zu sehen. Das Brautpaar gieng durch einige der ansehnlichsten Strassen nach der Kirche, um sich trauen zu lassen. Niemals habe ich eine Comödie ernsthafter spie-

len

len sehen. Vom Thurm der Kirche schallte die heischere Trompete. Der Pöbel lief Haufenweise zu, und die Neugierde und Freude saß auf allen Gesichtern. Sie kommen, sie kommen, riefen einige in vollem Courier voran eilende Knaben. Ich glaubte, durch eine Bezauberung in eine Residenzstadt versetzt zu seyn, und den Einzug eines Ambassadeurs mit ansehen zu können. Ich ward in dem Gedränge des Volks bald erdrückt. Zween Häscher kamen zum Vorschein in ihren buntscheckigten Ceremonienkleidern. Auf sie folgten zehen junge Schönen paarweise, dann kam das Brautpaar; auf sie folgten bis sechzig paar Personen, beyderley Geschlechts, in einer recht seltsamen Kleidertracht. Ich konnte mich des Lachens kaum enthalten, da ich ihren ernsthaften Gang und ihre steifen Mienen sah. In einer halben Viertelstunde war die Trauung vorbey, um welcher willen doch alle diese Anstalten waren gemacht worden. Drey Tage nach einander wurden mit Schmausen, Tanzen und andern Freudensbezeugungen zugebracht. Ich glaubte der Bräutigam müste ein vornehmer und reicher Mann seyn, weil seinetwegen so viele kostbare Umstände gemacht wurden. Allein, es

war ein blosser Schnupftobackskrämer. Ich begieng die Thorheit und sagte meinem Vetter, bey dem ich mich aufhielt, daß ich seine Mitbürger für klüger und billiger gehalten hätte, als daß sie einem jungen Handelsmann das Geld so er zum Einkauf der Waaren und zum Unterhalt seiner Frau nöthig hätte, mit so vielen unnützen Umständen verschwendeten. Er ward darüber ungehalten, und sagte: es wäre ein guter alter Gebrauch, und ich, als ein junger Mensch, würde doch wohl nicht klüger seyn, als die Alten, von welchen diese Ceremonien herkämen. Es wäre der Ehrentag der jungen Eheleute. Ich bekam noch einen derben Ausputzer, da ich die Anmerkung machte, daß gleichwohl dieser Ehrentag schuld daran wäre, daß sie nachher viele Jahre in Schimpf und Verachtung leben müsten, weil sie durch diese Verschwendung in Armuth geriethen. Dieser Verweis schreckte mich aber nicht ab, daß ich mich nicht um die übrigen Gebräuche dieser alten und berühmten Stadt bekümmerte. Denn die erste Ceremonie, oder vielmehr Comödie, machte mir Hofnung, noch mehr dergleichen zu meinem Vergnügen zu sehen, bey denen ich als ein Fremder desto freyer und sicherer alles genau

nau betrachten könnte. Ich gieng also durch die Strassen. In einer derselben sah ich vor dem Fenster einen rothen und mit goldnen Fransen verbrämten Lappen an einer weißen Stange heraus hängen, und zu gleicher Zeit gieng aus der Hausthür eine alte Frau in einer possirlichen Kleidung heraus. Sie trug einen Zettel in der Hand, und machte eine rechte Amtsmine. Ich hatte die Kühnheit, sie zu fragen: was der scharlachene Lappen bedeutete, ob hier etwa guter Wein angekommen wäre? Sie antwortete mit einer Ernsthaftigkeit, welche sie ihre Bedienung erlaubte: was fragt der Herr so närrisch? die Frau hat einen jungen Sohn bekommen. Mehr sagte sie nicht. Aber ein klein Mädchen war so höflich, und sagte mir auf mein Befragen, daß ein rother Lappen einen Sohn und ein weißer eine Tochter bedeutete, und die Frau, welche da herausgegangen, brächte die Nachricht davon in den Häusern, die auf dem Zettel stunden, herum, und nöthigte die Gäste. Um zwey Uhr würde der kleine Junge getauft werden. Da ich des Abends an diesem Hause wieder vorbey gieng, so waren alle Zimmer erleuchtet, und ich hörte die Gläser tapfer herum gehen. Ich zwei-

ste, ob an manchem fürstlichen Hofe wegen der Geburt eines Erbprinzen so vieler Aufwand gemacht wird; und hier geschah es dem jungen Sohn eines Barbiers zu Ehren. Ein ehrbarer Bürger stellte sich neben mich hin, und wie ich merkte, so befremdete es ihm, daß ich so lange und so starr nach den Fenstern sah. Er sagte einem andern heimlich, ich möchte wohl was Böses im Sinn haben. Ich aber redete ihn freundlich an, und fragte ihn, ob bey allen Kindtaufen ein so großer Aufwand gemacht würde? Er sagte: der ärmste Mann würde doch so viel daran wenden, und die Gevattern und andere gute Freunde tractiren. Ich sagte anderwärts behielten die Aeltern das Geld zur Erziehung des neugebornen Kindes auf; hier aber verschmaußten sie es vorher, und ließen dem Erben nichts. Es käme mir hier nicht anders vor, als wenn gleichsam eine Geldstrafe darauf gesetzt wäre, wenn man heurathete, oder die Stadt mit einem neuen Bürger vermehrte. Der Mann schalt mich einen unverständigen Laffen. Ich sagte; ob er es mir nicht zugeben müßte, daß durch dergleichen Gebräuche die Bürger arm und die Weinschenken reich würden? Das hätte er mir noch so hin-

gehen

gehen lassen. Da ich aber so frech war, und hinzu setzte: es wäre ewig Schade, daß in einer so ansehnlichen Reichsstadt eine so elende Policey wäre: so ergriff er mich, aus patriotischen Eifer, beym Aermel, und wollte mich zum Burgermeister zerren. Ich riß mich aber los. Denn ich war damals noch Student.

Mein Vetter ward meiner endlich überdrüßig, weil ich als ein junger Philosoph, dem die Universitätsfreyheit zu tief im Kopf steckte, das Raisonniren nicht nachließ, und zu viel von Vernunft und zureichendem Grund schwatzte. Also reisete ich ab, nachdem ich vorher meinem Vetter mit hundert Schlüssen demonstrirt hatte, daß ein Weiser, an statt sich blindlings an eine, durch eine Reihe von Jahren bestättigte, dabey aber an sich thörichte Ceremonie zu binden, verflichtet sey, seinen Nebenmenschen durch ein gutes Exempel zu lehren, wie man sich durch die Vernunft von dem Vorurtheil des Ansehens losmachen müste; weil, wenn andere Weise dieses nicht vor uns gethan hätten, wir noch auf diese Art allen Aberglauben unserer Väter haben würden. Ich bewies ihm, daß man sich aus dem Beyfall

oder Tadel des Pöbels nichts machen, sondern allein das Lob und den Beyfall weniger Weisen hochachten müsse.

Das Reich der Natur und Sitten.

Der Schulfuchs.

Heu Patria!
Wie bist du deinem Fall so nah?
Vor Zeiten, da die lieben Alten
In Philosophicis noch galten,
Da blüheten die Studia;
Da fanden die Verdienste Kenner;
Da gab es grundgelehrte Männer:
Man lese meine Opera.
Heu Patria!

O Barbarey!
Wie herrscht jetzt die Vernunft so frey:
Sonst, da noch unsere Gelehrten
Den großen Stagyritam ehrten,
Blieb jeder seinen Lehren treu.

Jetzt

Jetzt stützt nur der Beweis die Sätze;
Das andre heißt man ein Geschwätze,
Und nichts, als leere Grübeley.
O Barbarey!

Obstupeo!
Sonst ward im Auditorio,
Als ich darinnen magistriret,
Mit größrer Hitze disputiret;
Auch das Latein ist nicht mehr so.
O solltest du anjetzt erscheinen!
Du würdest Blut und Galle weinen,
Tu, inquam, dive Cicero:
Obstupeo!

Proh Superi!
Was hat man doch für große Müh,
Die alten Scripta durchzuspüren,
Und sie mit Noten zu ediren?
Sprecht, magre Antiquarii!
Wie roch der Dampf der Hochzeitkerzen?
Was sind Teruncen und Sesterzen?
Wer war der Vater Romuli?
Proh Superi!

O Tempora!
In omni modo ferrea.
Man fehlt quoad Expressiones,
Man fehlt quoad Distinctiones,
Für Cola setzt man Commata;
Ja man carpirt die Parenthesen,
Die sonst der Rede Schmuck gewesen.
Quæ qualis ignorantia!
O Tempora!

Poetische Versuche.

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

100176558

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.
Viertes Monathstück.
Im Jänner, 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10016558

Die Gottheit.

Nicht niedre Lust, auch nicht Eroberer,
Noch Gold und Schätze will ich singen.
Mein Geist soll sich dem Tand der Erde kühn entschwingen.
Der Himmel sey mein Lied! Mein Lied der Herr!

Wohin, wohin reißt mich der Andacht Glut?
Seht! ich entweich auf kühnen Flügeln
Dem niedern Hochmuth und der Erde finstern Hügeln.
Und trinke, froh, schon andrer Sonnen Glut?

Schon reizet mich die falsche Hoheit nicht.
Die Welt, die ich voll Qual befunden,
Verschwindet unter mir — — ist unter mir verschwunden,
Und mich entzückt bereits ein himmlisch Licht

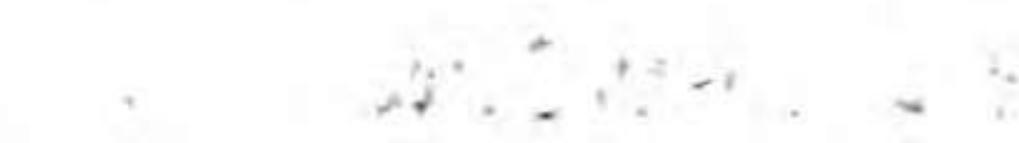
O welche Pracht! Welch Auge siehet ganz
Die Herrlichkeit, die den umgeben.
Der alles alles füllt, vor dem die Himmel beben!
Des Herrn Thron verhüllt sein eigner Glanz.

Kein Wunder ists, daß er durch einen Ruf
Den Menschen, der Geschöpfe Heere,
Und Felsen, Seen, Wald, der Sonnen Flammenmeere,
Das Geistreich und tausend Welten schuf.

Unend-

Unendlicher! — — Doch Schaaren Se-
raphim.
Entzückt in frölichem Gewimmel,
Sind ganz Gesang und strömen durch den Him-
mel:
In Saiten schweigt! Der Himwel singet ihm.

Kleist.



Neu-

Neujahrsgedanken.

Vitae summa brevis.

Horat.

Eine Betrachtung der Zeit schicket sich sehr gut bey dem Wechsel des Jahres. Sie ist in gewißer Betrachtung unser, und auch nicht. Wir können sie gebrauchen, und sofern ist sie unser. Allein, wir können sie uns nicht geben, oder verlängern, oder zurückrufen: in sofern ist sie so wenig unser, als wir selbst. Der Christ sagt: Meine Zeit stehet in GOttes Hand, und der Weise kaufet sie auch als ein Gut, von dem der kleinste Theil ihm unschätzbar ist. Wichtige Sachen stellen sich uns dar, wenn wir bedenken, daß unsere Zeit in der Hand GOttes stehe.

Alle Sachen, die sich GOtt allein vorbehalten hat, sind von der höchsten Wichtigkeit. Die Sachen, daran am meisten gelegen ist, behält

hält ein Monarch allein vor sich: das sind reservata Principum, es sind Regalia. Die Zeit ist also ein göttliches Regale, und GOtt erzeiget sich in Ertheilung und Benehmung derselben göttlich, nach allen seinen Eigenschaften. Es soll also Jedermann gewiß seyn, daß die Zeit, die ihm GOtt beschieden und bestimmt hat, ihm aus göttlicher Macht, Weisheit und Güte, so und nicht anders beschieden und bestimmt sey. Ich verstehe unter dieser Bestimmung nicht nur, wie lange wir da seyn sollen, sondern auch, wann wir da seyn sollen. GOtt wollte, es sollten Menschen in der Welt seyn. Darum richtete er den Erdboden so ein, daß Menschen darauf seyn sollten; und den Menschen erschuf er so, daß er auf den Erdboden gehörte. GOtt hätte die Welt auf einmal mit Menschen besetzen, und diesen eine gleiche Dauer mit dem Erdboden geben können. Es hätten dadurch viele Vortheile erhalten werden können, wenn ich nur bloß auf die Künste und Wissenschaften sehe. Diese würden fast unendlich höher getrieben worden seyn von Menschen, die mit der Welt ein gleiches Alter erreichen, als von Menschen, die alle sechzig Jahr von Neuem anfangen müssen, und die sich mit vieler Mühe

und Verlust der Zeit die Einsichten und Erfahrungen der Vorfahren bekannt machen müssen. Allein, der göttlichen Weisheit gefiel es anders. GOtt wollte ein viel größeres Gut in die Welt bringen, als man in den Vortheilen, deren ich gedacht habe, finden möchte, und er wollte die, mit diesen Vortheilen nothwendig verknüpften, größern Uebel vermeiden. Er beschloß, mehrere Menschen hervorzubringen, die auf einander folgen, und nach und nach den Erdboden bewohnen sollten. Man darf nur einen kleinen Ueberschlag machen, so wird man finden, daß die Welt bereits sehr oft wieder besetzt worden, und also die Summa der Menschen von Anfang der Welt bis hieher sehr vielmal größer seyn müsse, als wenn gleich zu Anfang eine Zahl Menschen, die die Welt besetzen können, wäre erschaffen, und bis ans Ende derselben erhalten worden. GOtt will die Glückseligkeit der Menschen; er will aber auch so viel Menschen glücklich machen, als nur immer möglich ist. Der Zweck unseres Daseyns ist ohne das nicht für die Zeit, sondern er gehet in die Ewigkeit. Es ist daher der Güte GOttes gemäßer, den gesammten Menschen Jahre der Zeit zu versagen, um eine größere

Men=

Menge Einwohner des Reichs der Ewigkeit zu haben. Dieses ist eine so wichtige als wahrhafte Anmerkung, und wir sind überzeugt, daß sie einem Leser, der denken kann, noch Vieles sehr nützliches entdecken werde. Da ich nun erwiesen habe, daß es eine göttliche Absicht ist, daß Menschen nach und nach daseyn sollen: da wir wissen, daß er so viel Aufsehen auf uns hat, das sich auch auf unsere geringsten Umstände erstrecket; so müssen wir auch einräumen, daß er es beschlossen, wenn jeder daseyn soll, und wie lange er daseyn soll.

Wie wichtig wird mir also der Zeitpunct meines Lebens, wenn ich weis, dieser selbst ist ein Gedanke GOttes gewesen, und er ist für mich, und ich bin für ihn eingerichtet worden. worinn bestehet das? Diese Untersuchung ist nothwendig, und sie ist dem Glückseligen ganz unentbehrlich. Soll er sich als ein Etwas ansehen, das in die Welt geworfen werden könnte, zu welcher Zeit es wäre? Ist es möglich, daß ein Vernünftiger solchen Unsinn denken kann? Wo bliebe die schöne Ordnung, die durch die Welt uns, und die Welt durch uns glücklich macht? GOtt, der das Ganze übersiehet

und durchdenkt, weis davon mehr, als wir. Fragen wir also, warum wir jetzt da sind, und nicht früher oder später? so kann diese Frage nie gründlich und ganz beantwortet werden. Die Antwort ist ein Theil des Raths GOttes, von welchem wir nur kleine Stücke einsehen können.

Es ist genug, daß wir uns in unsere Zeit schicken, um die Stelle derselben, die uns beschieden ist, würdig auszufüllen, um nicht bloße Lückenbüsser oder leere Füllsteine in der Welt zu seyn. Vieleicht, ja nicht vieleicht, sondern gewiß wird jeder, der sich genau untersucht und seine Zeit überdenket, Spuren der göttlichen Vorsehung finden, die ihm einen Theil des Grundes entdecken, weil er eben jetzt da ist. Weil dieses Sachen sind, die sich auf den Lebenslauf und auf die Erfahrung eines jeden insbesondere beziehen: so bin ich nicht im Stande, etwas Mehrers davon anzuführen. Indessen soll uns das unsere Lebenszeit recht werth machen, daß wir sie nunmehr noch einmal so gern leben, als sonst geschehen seyn würde, und daß wir unsere Schicksale, auch die widrigern, mit desto freudigerm Muth übernehmen, und mit gröſserer Gelassenheit und vesterm Vertrauen uns

der

der göttlichen Führung übergeben. Können wir nicht daraus mit Gewißheit schließen, daß wir zu jeder andern Zeit, wo nicht gewiß unglückseliger, doch gewiß weniger glückselig gewesen seyn oder werden würden, als in der jetzigen; und daß in so fern auch ein Unglück, das uns nunmehr vermöge der Zeit betrift, in welche uns der Rath GOttes zu setzen für gut befunden hat, zu einer andern viel größer uns würde betroffen haben, und mit wenigerm oder gar keinem Wohl, als jetzo, würde verbunden seyn? Sehen wir nicht daraus, daß wir mit GOtt, der Welt und uns selbst wohl zufrieden seyn können?

Diejenigen, die zwar eine allgemeine Vorsehung über das menschliche Geschlecht erkennen, aber die besondere über einen jeden einzelnen Menschen läugnen, haben sich nicht Mühe gegeben, eine Erkenntniß ins Ganze, auch nur nach den Vernunftskräften, zu erlangen. Sie geben zu, daß nichts ohne einen zureichenden Grund sey, und glauben doch, es sey kein zureichender Grund da, warum sie selbst, und mit ihnen alle die einzelnen Personen, die jetzt das menschliche Geschlecht ausmachen, jetzt,

und nicht ein andermal da sind. Nach ihrer Meynung ist das Wenn, bey der Frage unsers daseyns, allemal ein Ohngefehr, und hat keinen zureichenden Grund. Wie fest stehet doch die uns so tröstliche und zu unserer Glückseligkeit so nöthige Wahrheit, daß die Vorsehung GOttes sich nicht nur über das ganze menschliche Geschlecht überhaupt, sondern auch über einen einzelnen Menschen insbesondere erstrecke! und das kann ein jeder beweisen bloß daraus, daß er jetzt lebt, und nicht ein andermal.

Wie sehr erbebt diese Wahrheit die Lehre von unserer Glückseligkeit? Und da GOtt bey der Bestimmung des Zeitpuncts unsers Daseyns gewiß, seiner Allwissenheit und Güte nach, das *nunc aut numquam*, nun, oder niemals, in Anschlag brachte; so wissen wir, nicht nur daß wir glückselig werden sollen, sondern auch daß dieses jetzt geschehen müsse, und für uns eben die gelegenste Zeit sey, welche auch in dieser Absicht in der Gottesgelehrtheit die Gnadenzeit mit besönderm Nachdruck zu nennen ist; indem es gewiß ist, daß jeder Mensch jetzt eher und leichter sein Wohl schaffen kann, als wenn er ein andermal gelebt hätte. Daher ist es

höchst

höchst nothwendig zu unsrer Glückseligkeit, daß wir auch das *nunc aut numquam*, das nun oder niemals betrachten, und diese Zeit, diese allein schickliche und gelegene Zeit, nicht vorbeystreichen lassen.

Es wird jeder Mensch geboren zu der Zeit, in welcher es für ihn und für die Welt am besten ist. Wenn er sich selbst nicht dazu anwendet, wenn er seine Kräfte und die Gelegenheit verschleudert, so begehet er einen Diebstahl an dem ganzen menschlichen Geschlecht, und nimmt, so viel an ihm ist, das ganze Theil der Zeit hinweg; er vernichtet ihn, und macht sich selbst unnütz, er betrüget sein Jahrhundret um sich selbst. Dieses ist eine wichtige Betrachtung, die ich einem jeden Leser, wie bey dem Wechsel dieses Jahres, also bey allen Zeitwechseln empfehle.

Canitz sagt:

Wohl dem, der uns dereinst läßt auf
dem Grabstein lesen,
Daß er der Welt genützt, und sie
ihm hold gewesen.

Diese Ehre kann keinem wiederfahren, als der wirklich seiner Zeit Ehre gemacht. Und

das kann ein jeder thun, der sich seinem Nachbarn brauchbar und unentbehrlich macht, und sich von der göttlichen Hand zum Werkzeuge gebrauchen läßt, dadurch viele glücklich werden, der anderer Noth vermindert, und die Zuflucht der Hülfsbedürftigen ist. Solcher gehört für seine Zeit, und seine Zeit für ihn.

Es ist aber auch dieser Gedanke sehr lehrreich und brauchbar in Absicht des Todes, denn dieser ist das Ende unserer Zeit, die wir in dieser Welt ausfüllen und zubringen sollten. Es ist also auch die Stunde unsers Todes bestimmt. Wir haben nicht unsere Bestimmung auf diese Welt einzuschränken, sie erstrecket sich auf eine glückselige Ewigkeit. Auch hierin gleicht der Mensch einer Blume, die ihr Ende erreicht und verwelkt. Die Umstände in der Welt ändern sich; die Welt braucht an diese Stelle, wo ich stehe, nun einen andern; ich habe das meinige gethan, ich bin nicht weiter im Stande, mich in die geänderten Umstände zu schicken, sie sind für mich entweder zu groß, oder zu klein geworden. An der Thür des Lebens stehet schon ein anderer bereit, er ist zu diesem Zeitpunct, für den ich nicht mehr bin, ausgerüstet!

rüstet; also ist es am besten für mich und für die Welt, daß ich sterbe. So siehet ein Weiser seinen Tod an, und er findet in dieser Betrachtung eben das Süsse und Rühmliche, welches Horaz lobt, wenn er spricht:

Dulce et decorum est pro patria moti.
Süß und rühmlich ists fürs Vaterland sterben.

Wenn ich nun weis, daß der erste Punct meiner Zeit so gut als der letzte durch die Vorsehung GOttes in die Folge der Zeiten angezeichnet und festgesetzt ist; so sehe ich beydes den Anfang und das Ende meines Lebens, als etwas Heiliges an, als einen Theil der göttlichen Gedanken, und als etwas, dadurch GOtt geehret wird; und auf solche Art sterbe ich gern, und ehre auch meinen Schöpfer durch meinen Tod und in meinem Tode. Ein Mensch, den man vermissen kann, den man sterben siehet, ohne einen Verlust zu empfinden, hat seinen Zeitraum nicht ausgefüllet. Er ist aber doch nicht so schändlich, als ein solcher, der keine Zeit zu haben wünscht, und den jeder Zeitraum entbehren kann. Dieser ist ein Bösewicht, und indem er seine Zeit schändet, so ist er zugleich ein Schandflecken des ganzen menschlichen Geschlechts,

schlechts, die ganze Welt verflucht ihn, wenn er einen so großen Einfluß hat, daß er eine ganze Welt unglücklich macht. Im geringern Stande ist er entweder ein Scheusal aller seiner Nachbarn, oder er wird ein gerechtes Opfer der Rache GOttes, die ihn entweder durch göttliche Abkürzung seiner Tage, oder durch die Hand des Scharfrichters vor der Leiter abfordert. David sah darauf, da er den HErrn bath: Nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage. Doch, dieses leithet mich zu der Betrachtung der göttlichen Bestimmung, wie lange wir leben sollen.

Die erste Minute unsers Lebens ist dem Punct gleich, der eine Linie anhebt, und die letzte ist der Punct, der sie endet. Alle Minuten, so dazwischen aufeinander folgen, sind die Striche, aus welchen die Linie bestehet, je länger oder kürzer, nach dem viele oder wenige zwischen den ersten und letzten sich befinden. Diese Linie ziehet die Hand GOttes, und es gehet jede Minute unsers Lebens aus derselben. Also ist jede Minute unsers Lebens ein göttlicher Gedanke und etwas Heiliges. Wie wichtig ist nicht die Zeit, die wir haben! Ein göttliches

ches Geschenk, von welchem GOtt mit dem höchsten Rechte Rede und Antwort fodern kann! Wir haben dieses desto mehr zu betrachten, weil, wie ich schon in einem der ersten Blätter dieser Schrift erinnert habe, die gegenwärtige Minute schnell vorübergehet, die vergangene außer unserer Gewalt gerathen ist, wir die kommende noch nicht haben, und nur die gegenwärtige unser ist, und von deren Gebrauch oder Mißbrauch die künftige abhänget.

Wie merkwürdig ist nicht diese erste Minute, der Anfang unserer Zeit! Wir erhalten in derselben das schätzbarste Geschenk, das sich die ausschweifendste Eigenliebe nur wünschen kann, nämlich wir erhalten uns selbst: Wir werden. Sollten wir bey diesem Augenblicke mit unsern Gedanken nicht stille stehen, und ihn aufmerksam und auf allen Seiten betrachten ?Wenn die Heyden diesen Gedanken gehabt hätten, so würden sie diesen Augenblick göttlich verehret, und ihm einen Altar mit der Aufschrift, primo momento, geweihet haben. Allein, es ist das Schicksal desselben, daß, da er uns ohne unser Denken und Bemühung ge-

geben wird, wir auch weiter nicht an ihn denken und uns mit demselben bemühen.

Wir werden, ohne unser Zuthun, Denken und Wissen. Also hänget die Ueberkommung unsers Daseyns, und der erste Anfang desselben, ganz nicht von uns ab. GOtt ist es, der diesen Augenblick schenkt, und damit uns selbst anhebt, wenn ich so reden darf. Daß es GOtt ist, darf ich wohl nicht beweisen, denn die Vernunft und Schrift beweiset solches; es sey nun, daß unsere Seele, so wie der Leib, durch die Fortpflanzung, oder durch eine neue Schöpfung entstehe. Genug, in beyden Fällen hat GOtt die erste Minute unsers Lebens festgestellet, und auf sein Geheiß stellet sie sich ein, unser Leben anzufangen. Also sind wir, und insbesondere unsere Tage, ganz allein GOttes. So viel der Mensch an Hoheit und Würde alle andere Geschöpfe übertrift, so viel mehr GOtt sich bey der ersten Schöpfung des Menschen, wie wir in einem andern Blatte gezeigt haben, wirksam erwiesen: so viel mehr hat jeder den ersten Augenblick seines Daseyns, den Anfang seiner Zeit, GOtt zu zuschreiben.

Ich

Ich finde in dieser Wahrheit gleichsam eine Heiligung und Einweyhung unsers ganzen Lebens. Weil wir es uns nicht gegeben haben, und folglich an unserm Daseyn nicht schuld sind, sondern das lediglich von dem Willen GOttes abgehangen hat; so sind alle folgende Augenblicke auch GOttes. Wir dörfen hoffen, wir sollen glauben, wir müssen wissen, daß alle unsere Zeitpuncte sein sind. Also müssen sie auch glücklich für uns seyn, wenn wir dieser Wahrheit uns gemäß verhalten, und die Aeltern können mit der größten Zuversicht das Zukünftige ihrer Kinder GOtt anheim stellen und überlassen, und jeder von uns kann sagen: **Auf dich bin ich geworfen, von meiner Mutter Leibe an.**

Ist also jede folgende Minute eine Fortsetzung unsers Lebens, so ist auch ein Gedanke etwas Heiliges und Wichtiges, also wird der ganze Lebenslauf und jeder Zeitwechsel uns in die genaueste Verbindung mit GOtt setzen, und wenn wir in derselben bleiben, nichts als eine Reihe lautern Wohlstandes seyn. Daß GOtt, so zu sagen, nicht überhin auf diese Minuten achte, drücket David damit aus, da er spricht:

Und waren alle Tage auf dein Buch geschrieben, die noch werden solten, und derselben keiner da, war. Er stellt hier GOtt vor unter dem Bilde eines großen Handelsmanns, der alle seine Posten ordentlich in ein Buch trägt, um jede sich bemühet, und sorgt, daß sie gehörig und zu ihrer Zeit einkommen muß. Also stehen wir so unter der besondern Aufsicht göttlicher Vorsehung, daß GOtt jede Minute an uns denkt. Wie groß, wie erhaben ist das für uns, und vor dem großen GOtt, dem die Läugner der besondern Vorsehung dieselbige nur deßwegen absprechen, weil sie glauben, es mache dem höchsten Wesen zu viel Mühe, es könne sich nur mit dem menschlichen Geschlechte überhaupt beschäftigen, es zu erhalten, ohne sich auf ein jedes einzelnes Glied desselben herab zu lassen! Sollten wir nicht jeden Augenblick wieder GOtt widmen, oder, welches einerley ist, in seiner Allgegenwart wandeln? Sollten wir nicht bedenken, daß wir durch jede übel angewandte Minute einen Raub begehen, und GOtt nehmen, was sein ist? Allerdings müssen wir auch, wir mögen wollen oder nicht, dennoch gewiß wissen, daß jeder auf das Buch GOttes geschriebene Tag, daselbst

auf

auf unsere Rechnung angeschrieben sey. Er gehet in die Ewigkeit, und so, wie nach dem Ausdruck der Schrift, ein Tag dem andern die Ehre GOttes erzählet, so erzählet er daselbst, wie wir ihn zugebracht haben. Wie viel Zeugnisse für oder gegen uns werden in diesem Buche der göttlichen Allwissenheit stehen? Wie viel Tage werden dereinst gegen uns auftreten, mit ihnen werden sich unsere Gedanken selbst vereinigen, die sich unter einander verklagen, oder entschuldigen. Ich könnte wohl bey diesem neuen Jahrseintritt meinen Lesern keinen bessern Glückwunsch thun, als wenn ich ihnen wünsche, daß das Zeugniß ihrer vorigen Tage, so böse es auch lauten möge, durch das Zeugniß der künftigen möge übertragen werden. Und das stehet in einer jeden Nacht. Ich will dazu eine hinlängliche Anleitung mit wenig Worten geben. GOtt hat alle unsere Tage gezählt; wir hätten das auch thun sollen. Indessen müssen wir sie von nun an zählen; wie ein wirthlicher Mann alle seine Einkünfte zählet, weis und zu Rathe hält. Dieses Zählen unserer Tage ist so wichtig, daß der grosse Diener GOttes Moyses GOtt um diese Gabe bit-

tet, und sagt: Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, oder, wie es eigentlich heißt: Lehre uns unsere Tage zählen. Ein Tag ist ein kleiner Theil unsers Lebens; allein er stehet nicht in unserer Hand, er kann uns auf das ganze Leben hinaus, ja die unendliche Ewigkeit hindurch glücklich, oder unglücklich machen: und ist er nur gegen die Dauer des ewigen und unveränderlichen GOttes wie man eine Hand umwendet, oder einer Handbreit vor GOtt, so ist er doch mit allen Schätzen der Erde nicht wieder zurück zu rufen. Ein verlohrner Tag ist ein unentsetzlicher Schade, und es kann das kein kleiner Schade seyn, der unersetzlich ist. Wie leichtsinnig handeln wir doch mit einem Tage! Wie so gar nichts sind doch alle Menschen, die doch so sicher leben!

Wir haben es als eine Hauptpflicht der Dankbarkeit und Unterwerfung anzusehen, daß wir mit der Zahl unserer Tage zufrieden seyn sollen, die uns die liebreiche Vaterhand GOttes zugezählt hat. Wir thun aufrührische Eingriffe in die Gerechtsame GOttes, wenn wir mit der Dauer unsers Lebens selbst zu schaffen

haben wollen. Wie viele kürzen dieselbe selbst ab, so gerne sie auch bis ans Ende der Welt leben wollten. Die Herrschaft der Leidenschaften, die Uebermaaße in der Sinnlichkeit, stürzet Millionen Menschen früher ins Grab. Von denen, die sich aus Mißvergnügen den Tod wünschen, oder sich selbst umbringen, will ich nicht reden, indem sie theils sinnlos, theils verstandlos sind.

Wir wissen so wenig wie viel Tage wir noch zu zählen haben, als was mit diesen Tagen zu uns kommen wird. Stehen unsere Tage in GOttes Hand, und hat er sie uns zugezählt: so hat er auch in sein Buch bey einem jeden das mit ihm verknüpfte Schicksal beygezeichnet. Wir treten also mit Zuversicht in das neue Jahr, und mit demselben in die ganze zukünftige Zeit. Diese Tage sind GOttes, und nicht unser. Dieser Gedanke soll uns gegen alles drohende Ungemach stärken.

Sollen wir uns vor dem Tod fürchten? Wie thöricht ist das? Wer das thut, der eile doch zurück, und verjünge sich. Da ihm dieses ohnmöglich ist, da wir ein Jahr nicht zweymal

mal leben können: so ist diese Furcht unnütz. Von der Furcht vor dem Tode, die bey einem Glückseligen nicht statt haben kann, wollen wir in einem eignen Blatte zu seiner Zeit handeln. Wir wissen, daß uns jede Minute näher zum Grabe bringt: der Tod nähert sich, wir müssen uns ihm auch nähern, das ist, wir müssen ihm entgegen sehen, erwarten, und uns bereiten, ihn wohl zu empfangen.

Diese uns zugezählten Tage machen unsere Gnadenzeit aus: Zweyerley haben wir also zu beobachten: erstlich, daß wir sie dazu anwenden, wozu sie uns gegeben sind, und Schätze auf die Ewigkeit sammeln. Zum andern, daß wir diese Tage als ein kostbar Gut, so viel an uns ist, bewahren, uad nicht selbst abschneiden. Ein Christ stirbt allemal gerne; allein, die Ewigkeit ist was Wichtiges, und der Schritt dahin geschiehet nur einmal. Der Verlust ist unersetzlich: also wird er jeden neuen Morgen als eine neue Gnade GOttes ansehen, und sich dessen bedienen, sich der Ewigkeit zu versichern. Dieses wird uns vor aller Verwegenheit warnen, in welcher wir umkommen

könn=

können, und das wird uns tapfer machen, dem Tode unerschrocken unter die Augen zu gehen.

Meine Leser werden nun selbst sehen, was das für thörichte Neujahrswünsche sind, die auch den ältesten Greisen noch immer ein vieljähriges Leben wünschen, das so unmöglich als beschwerlich ist. Ich wünsche weder mir noch meinen Lesern eine andere Lebenslänge, als die der weise Alte in den Worten gelobt hat:

Das Alter ist ehrlich, nicht das lange lebt oder viel Jahre hat. Klugheit unter den Menschen ist das rechte graue Haar, und ein unbefleckt Leben ist das rechte Alter.

Der Glückselige.

Der

Der Renommist.

Sechster Gesang.

Noch lag die halbe Welt im frühen Schlaf verborgen.
An statt des Morgenroths sah man die blassen Sorgen,
Die in der stillen Nacht die todten Menschen fliehn,
Den grauen Orient mit wildem Schritt beziehn.
Der müde Stutzer wird vom Thanathos erwecket,
Der rauschend über ihn die schwarzen Schwingen strecket;
Und er stand muthig auf. Er waffnet ruhig sich;
Er zog den Degen aus; er stralte fürchterlich,

Und

Und war scharf wie der Wind; auf seinem Ti=
sche lagen
Die andern Waffen noch, erforderlich zum
Schlagen.
Wenn er den Fuß erhebt, klirrt er im silbern
Sporn;
Und seiner Peitsche Knall verkündigt seinen
Zorn.
Sein Sekundant kam auch auf einem stolzen
Pferde,
In schimmerreicher Pracht, und muthiger Ge=
berde;
Und beyde reiten nun beym ersten Sonnenstral,
Mit Flammen in der Brust, zum Kampf ins
Rosenthal.
Die Sonne stieg indeß blutroth zum Horizonte.
Kaum daß ihr trüber Stral auf Leipzig bli=
cken konnte;
Sie hüllt in Dunst und Nacht den feuerrothen
Schein!
So sehr verhaßt schien ihr der blutge Tag zu
seyn.
Den Renommisten weckt ihr trauervoller
Schimmer;
Er springt gestiefelt auf, vom Tritte bebt das
Zimmer.

Er

Er waffnet gleichfalls sich; besieht der Hand=
schuh Paar,
Zu dem von einem Hirsch das dickste Leder
war;
Er spiegelt sich darauf in seines Degens Flä=
che,
Und späht mit stillem Ernst die Stärk, und auch
die Schwäche;
Betrachtet seinen Hut, durch manchen Hieb
zerfetzt,
Den er mit edlem Grimm tief in die Augen
setzt;
Er nimmt die Peitsche dann, die an der Wand
gehangen,
Damit zuerst den Feind lautknallend zu em=
pfangen.
Und dann gieng er zuletzt zum wieherndem Cal=
muck;
Legt das Gebiß ihn an, und der Schabracke
Schmuck,
Und sprach: „Geliebter Gaul, den Rauf=
bold nur geritten,
„So lange seine Faust für Jena noch ge=
stritten;

„D

„ O Gaul, der mich beglückt und treu da-
von gebracht,
„ Als hinter mit der Bann auf meinen Kopf
gekracht;
„ Mein Heil sey heute dir auch in der Flucht
befohlen!
„ Aus Zärtlichkeit zu dir hat Raufbold dich
gestohlen;
„ Denn nimmermehr sollst du den Fuchs-
thurm wieder sehn,
„ Und, jedem Pensel feil, bey dem Philister
stehn.
„ Du sollst ein Zeuge seyn von meinen tapfern
Thaten,
„ Sollst mein Gefährte seyn durch alle weiten
Staaten,
„ Die ich durchirren muß. Dafür sey Bier
und Brod,
„ So gut, als wie mir selbst, das Labsal in
der Noth.
„ Erst soll mein Schwert den Stolz des Jung-
fernknechtes schlagen;
„ Dann sollst du schleunig mich zum freyen
Halle tragen.

So Raufbold — und Calmuck braust aus der Nase Dampf
Erhebt den langen Hals, und wiehert Lust zum Kampf.
Auch stampften draußen schon noch drey Studentenpferde,
Mit rasselndem Gebiß, voll Ungeduld die Erde.

Sie alle sitzen auf, und jagen durch die Stadt.
Krach, Banner, und von Torf an Sekundantens Statt.

Indessen kamen auch, gleich lauten Meereswogen,
Von der Galanterie die Schaaren angezogen.
Geharnischt allesammt, mit Waffen angethan,
Zur Schutzwehr allesammt für ihren Held Sylvan.

Ein jeder hatte sich mit Schwert und Helm beschweret,
Und der Galanterie Zeughäuser ausgeleeret.
Ein seltsam Kriegesheer, auch ihren Waffen nach,
Das zu Sylvanens Schutz sehr wenig Trost versprach.

Mit

Mit einer Schnürbrust war des Putzes Brust
bedecket;
Romanens Köcher war mit manchen Pfeil
bestecket.

Doch was half hier der Pfeil, der durch sein
süßes Gift.
Nicht Kriegern Schaden thut, und nur Ver-
liebte trifft,
Die einen waffneten geschärfte Bilderscheeren;
Die andern wollten sich mit großen Nadeln
wehren.

Es schwingt des dritten Faust des Kräuselei-
sens Brand;
Ein voller Puderſack braust in der vierten
Hand;

Noch andre wollten sich mit Sonnenfächern
schlagen,
Und wenigstens mit Wind den wilden Feind
verjagen.

Der schwarze Thanathos sah voller Hohn he-
rab.
Auf dieses schwache Heer, das ihm die Mode
gab;

Die

Die Stärk ist nicht im Arm, kein Muth
schlägt in die Ader;
Doch weißt er das Gesicht dem flatterndem
Geschwader
Zu seinem Posten an. „Nehmt dieses nur in
Acht,
Ruft er, so thut ihr schon, was euch zu
Helden macht.

Da wo vor Ranstädts Thor der krum-
men Pleiße Wellen.
Mit stillem sanften Lauf an grüne Küsten schel-
len;
Liegt ein berühmter Hayn, den schon die graue
Zeit
In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heilgen Wald den Rosenthal
genennet;
Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht
kennet?
Hier sieht auf ihrer Fluth die Pleiße Gon-
deln gehn,
Die unter Spiel, und Scherz, und blasendem
Getön

Von

Von dem beschilften Ranf auf Golitz freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik, und Tanz, und Kuchen theilen.

Hier thürmet sich das Grün der Eichen in die Höh;
Dort wird der Buchenlaub zur schattigten Allee;
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen
Des dunkeln Lindengangs Schattirungen zu brechen.

Ein lachender Prospect steigt nach dem andern auf;
Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges schnellen Lauf,
Und hier die Pleißenburg. Die angenehmen Gänge
Sehn all ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.

Hier war der Tummelplatz, wo Jena seinen Held,
Und Leipzig den Sylvan, zum Zweykampf aufgestellt.

Hieher sprengt Raufbolds Roß nebst seinen Sekundanten.
Ihr rauschender Galop, die Augen, die schon braunten,
Ein ausgestoßner Fluch, ein siegendes Geschrey,
Zeigt der Galanterie, daß dieses Raufbold sey.
Drum sprach sie dieses noch zu ihrem nahen Heere:

„ Ihr Geister, wo euch nicht der Trieb nach Ruhm und Ehre,
„ Wofern euch mein Befehl zum Streit nicht spornen kann;
„ So seht auf diese Stadt, und schützet den Sylvan!
„ Wie? wollt ihr, daß dem Fürst der Stutzer meiner Reiche
„ Der wilde Renommist, mit einem einzgen Streiche
„ Die Schönheit rauben soll, die sein Gesicht geziert?
„ Beschützt nnr dieß Gesicht, dem euer Schutz gebührt!

„ Auf dich, o Thanathos, setz ich mein ganz Vertrauen,
„ Laß meinem Liebling nur nicht das Gesicht zerhauen!
„ Dafür soll Jena mich in meiner Hoheit sehn;
„ Man soll dort Chapeaubas, wie hier in Leipzig gehn;
„ Man soll so gut wie hier die Petitmaitres kennen,
„ Und bey Taback und Bier nicht mehr für Schönen brennen.
„ Zu Ehren wird man mir Mehl in die Haare streun;
„ Der Name Renommist wird dann ein Schimpfwort seyn.
„ Alsdann soll meine Macht dich selber auch verwandeln;
„ Dann sollst du jung und schön an meinem Hofe wandeln;
„ Dann sey dir Putz und Scherz ein angenehmes Amt,
„ Und jede Nymphe sey von deinem Blick entflammt.

So sprach sie, und der Geist verspricht ihr Wunderwerke,
Und trotzt mit edlem Stolz auf seine Löwenstärke.

Indeßen nahen sich die grimmigen Partheyn,
Die sich einander schon den Tod in Mienen dräun.
So wie Dragoner schnell von schwarzen Pferden springen,
Und, tapfrem Fußvolk gleich, in feste Glieder dringen;
So sprang der Renommist, und auch Sylvan herab,
Indem der letztere sein Pferd dem Reitknecht gab.
Sie ziehn sich hurtig aus, und in dem Augenblicke
Tritt Raufbold, wie Sylvan, in seinen Stand zurücke.
Zuerst wagt Raufbolds Faust den ausgedachten Streich
Auf seines Feinds Gesicht; doch er verdarb so gleich.

Der treue Thanathos hielt den barbarschen
Degen
Mit unsichtbarer Hand den Götterschild ent=
gegen.

Wie schäumte nicht Pandur! Doch wie er=
staunt er nicht,
Daß Thanathos voll Muth für einen Stu=
tzer ficht.

„ Abtrünniger Rebell! hat Jena dich belei=
digt,
„ Daß jetzt dein feiler Arm den Jungfernknecht
vertheidigt?

„ Erkennest du nicht mehr die Macht der Schlä=
gerey?
„ Sprich, feiger Renegat, was macht dich un=
getreu„?

Antworten konnten nie den Thanathos ver=
weilen,
Er eilt, ihm mit dem Schwert die Antwort
zu ertheilen.

Jetzt fielen sich erzörnt die Schlägergeister
an,
Und stürmten in den Wald. Indessen sieht
Sylvan.

Daß Raufbold Blöße giebt; folgt dem geheimen Triebe,
Und haut den Handschuh auf mit einem starken Hiebe.

Der Renommist erschrickt, doch sieht er noch kein Blut;
Und setzt die Stöße fort mit neuem Heldenmuth.

Sylvan seufzt jetzt bey sich zu der bedrangten Schöne;
Ihr Meißner Porcellan macht ein betrübt Getöne;

Den Caffee, den man sonst nur dunkelbraun gesehn,
Sah man jezt dick und schwarz im bunten Schälgen stehn;

Auf dem Claviere sprang ein ganzes Heer von Saiten,
Und eine Glocke fieng von selber an zu läuten.

„Ach! (seufzt Selinde laut,) armseliger Sylvan,
„Vielleicht nur zu gewiß ist es um dich gethan!

„ Doch lebst du, und erhört der Himmel noch
ein Flehen,
„ So müsse dich mein Blick als Sieger wieder
sehen!

Ihr Flehn war nicht umsonst. Zum zwey=
tenmale bloß
Bekömmt der Renommist vom Stutzer ei=
nen Stoß.
Der durch den Handschuh durch bis in die
Ader dringet,
Daß das erzörnte Blut hoch in die Lüfte
springet.
Der Renommist wird blaß; mit Wuth und
Ungestüm
Wagt er den alten Streich; der Streich gelin=
get ihm,
Doch er gelingt nur halb. Nur obenhin ge=
ritzet,
Wird mit dem tapfern Blut Sylvans Ge=
sicht besprützet.
Die Geister fliehn davon, die sein Gesicht be=
wahrt,
Im fliehn auch noch voll Angst, nach aller
Feigen Art.

Sylvan war im Begriff den letzten Streich
zu wagen,
Als sich dazwischen schon die Sekundanten
schlagen;
Und Raufbold hatte hnug. An seiner Hand
gelähmt,
Warf er den Degen hin ohnmächtig, und be-
schämt.

„ Ists möglich, (ruft er aus,) hast du mich
überwunden?
„ O warum lehrt ich dich die Kunst, mich zu
verwunden!
„ Da du in Jena warst, gab ich dir Unter-
richt,
= Wie man nach Kreyßlers Art mit wah-
rem Vortheil ficht.
„ Du hast ihn wohl gebraucht; ich kann das
Denkmaal zeigen!
„ Das' größte Glück bleibt dein, Selinde
bleibt dein eigen.
„ Du bist ein braver Kerl, und meiner Freund-
schaft werth;
„ Umarme mich Sylvan! und nun gebt mir
mein Pferd.

Es wird herbey geführt; es hieng die
schlaffen Ohren,
Als hätt es allen Muth bey Raufbolds Fall
verlohren.

Er setzt sich auf, und sang: Mein Leipzig,
gute Nacht!
Das Echo wiederhohlt: Mein Leipzig, gu-
te Nacht!

Calmuck jagt mit ihm fort; die großen Peit-
schen knallen,
Daß in dem weiten Wald die Eichen wieder-
schallen.

Eh Phöbus Wagen noch ins Meer gesunken
war,
Sah Halle diesen Held, und seine Brüder-
schaar.

Der siegende Sylvan eilt in die Stadt zu-
rücke,
Und schenkt sich alsobald Selindens Thrä-
nenblicke.

O! welch ein Strom von Lust floß in der
Schöne Herz,
Vor kurzer Zeit zernagt vom allerschärfsten
Schmerz!

Sie trocknete sein Blut mit ihren seidnen Haaren,
Und mancher süße Kuß belohnt Sylvans Gefahren.

Mit Herrlichkeit umringt, und Lorbern stolz umlaubt,
Erhob die Mode nun mit neuer Pracht ihr Haupt.

Und die Galanterie gieng nach den jenschen Saale.
Da wurden Stutzer reif an ihrem holden Strale,

So artig so geputzt, als Leipzigs Slutzer ist;
In ewge Schande fiel der Name Renommist.

(Ende des Renommisten.)

Zacharia.

An die
Herausgeber
der
baierischen Monathstücke
Ein Schreiben.

Meine Herren!

Sie geben sich viel Mühe die schönen Wissenschaften in ihrem Vaterlande empor zu bringen, und dennoch sind sie noch auf die rechte Spur nicht gekommen, wie man in der gelehrten Welt berühmt werden muß. Sie machen eine Sammlung von Monumentis Boicis, ein Werk von vielen Bänden, welches Ihnen Ehre machet, was geben sie sich aber so viel Mühe? Warum unternehmen sie so beschwerliche Reisen? Wären sie in ihrer Stube sitzen geblieben, und hätten sie ein bändchen Anagramaten gesammelt, wie der Herr P. Collector Basicides, so hätten sie dem Vaterde mehr genützet, und ich wette, sie wären auch in der gelehrten Welt berühmter geworden.

Sie

Sie schaden aber ihrem Ruhme selbst, warum machen sie keine künstlichern Titel auf ihre Werke.

MONUMENTA BOICA

VOLUMEN I.

Soll dieß ein gelehrter Titel seyn? Muß man dann dem Leser so glathin auf dem Titel sagen was im Buche enthalten ist? Sie haben selbst einmal einen Vorschlag von künstlichen Büchertiteln gemacht; Sie haben ihn gemacht, und selbst thun sie nicht, was sie andern einrathen. Sähe der Titel von ihren Monumenten nicht gelehrter aus, wenn er also hieß?

QUÆ PRIUS IN CLAUSTRIS SPARSIM MONUMENTA LATEBANT NUNC ALPHABETI SUNT ORDINE SCRIPTA DECORO &C.

Sehen sie! mein Herr Collector Bascides weis die Sache ganz anders anzugehen. Er macht auf seine Sammlung folgenden Titel:

QUÆ

QUÆ PRIUS IN LIBRIS LATUERE
ANAGRAMATA SPARSIM
NUNC ALPHABETI SUNT ORDINE
SCRIPTA DECORO.
HIS ALIQUOT CENTUM SUPERAD-
DERE PENNA
NOVORUM SUSTINUIT, FOLIIS, QUO
MAGE CRESCAT OPUS.
COLLEGIT BASCIDES.

Was Großes und Gelehrtes muß sich nun ein Leser nicht vom ganzen Buche versprechen, wenn er gleich auf dem Titel sieht, daß der Auctor daß Versemachen noch nicht vergeßen, welches er drey ganze Jahre so mühsam in Schulen gelernet hat.

Sie lachen über mich, und meinen Anagramaten Sammler; lachen sie aber nur immerhin, Sie werden mich doch nicht mehr dahin bringen, daß ich die Anagramaten nicht hoch schätze. Ich habe selbst über dergleichen Wortspiele gelachet, ehe ich ihren Werth eingesehen. Mein Bascides hat mich aber bekehret,

kehret, da ich gleich auf der andern Seite, und wiederum auf der 22 Seite jene Donnerworte las: bonum Anagramma non habet oforem, nisi ignorantem.. Nein! dachte ich, ich will unter die Zahl der Gelehrten gehören, und nicht in der Zahl der Ignoranten seyn. Ich wandte meinen Pegasus um, und bekehrte mich; nun können Sie meine Herren zusehen, wie es um ihre Ehre steht. Entweder wiederrufen Sie, und bereuen Sie iene Unbilden, die Sie bisher den Anagramaten angethan, und sammeln Sie selbst zur Strafe so viel Bände Anagramaten, als Sie Monumenta Boica gesammelt haben, oder Sie müssen Sich gefallen lassen, wenn ich ihnen den obigen Sentenz aus meinem Bascides vorlese, und Ihnen in das Ohr sage: Meine Herren! Sie sind keine Akademisten sondern Ig — — —

Sie suchen sonst alle Alterthümer so sorgfältig auf und nur in diesem Stücke sind sie eigensinnig. Oder wissen Sie vieleicht nicht wie alt die Kunst Anagramaten zu machen sey? Ich sage Ihnen; so alt als der Mensch selbst. GOtt ist der Urheber der Anagramaten und so alt die kleine Welt oder der

Mensch

Mensch ist, so alt sind sie, saget mein Bascides. Anagramatismum pares cum Microcosmo natales agnoscere non est, quod in dubium vocari possit. Hoc enim qui negaret, Protoparentes nostros sermone atque loquela fuisse destitutos assereret, sicque historiæ tum sacræ, tum rationi sanæ contradiceret. Non posse autem absque anagramatismo sermonem Formari quotidiana habemus experientia, cum sermo seu ratio nil aliud sit, quam varia literarum transpositio. Hac ergo ratione Anagramatismus Deum ipsum habet Auctorem. Fol. 6. Es ist aber mein Herr Collector nicht nur so gütig, daß er GOtt zum Urheber der Anagramaten allein mache, er macht ihn auch zum ersten Professor und Lehrer derselben. Den ersten Anagrammatismum, saget er, den die Menschen von ihrer Grundsprache hatten, behielten sie bis zur Erbauung des babylonischen Thurms. Damal war aber der glückliche Zeitpunct, in welchem GOtt die Sprachen unter einander mischte, und auf diese Art lehrte, wie man Anagramaten machen soll; confundendo linguas ipse docuit anagrammata, summus atque primus Anagramma-

matum Magister. Fol. 7. Läugnen Sie mir aber diesen Satz nicht weg, sonst müßte ich meinen Bascides fragen, wie er ihn beweisen wurde; denn ich sehe so tief nicht in die Alterthümer der Geschichten ein, und ich möchte doch nicht Schuld daran seyn, wenn GOtt seine Catheder wiederum verlieren sollte, die ihm Bascides eingeräumet hat.

Nun möchten Sie aber auch gerne Muster von dergleichen Meisterstücken sehen? Ich will sie ihnen von Herzen gerne mittheilen, meine Herren! Sie müssen mir aber zuvor versprechen, daß sie dieselben bewundern wollen. Sie thun es gewiß, ich will sie Ihnen also Stuckweise vorlegen. Anfänglich sollen sie die künstlichen nachgehends die geheimnißvollen, und endlich die sinnreichen zusehen bekommen. Diese ist die Eintheilung, worunter ich die auserlesenen gewählet, und in mein gelehrtes Notatenbuch eingetragen habe.

künstliche Anagrammaten.

Alter, thaler.
Anfang, fang an.
hin

bin ichs,	ich bins.
Dominus,	Do minus.
Edler,	Leder.
Erde,	Rede.
Graf,	Frag.
Gras,	Sarg.
Holz,	Zohl.

Aus allen ist aber keines künstlicher als folgendes

Gedanken,	kann Degen
	Subintellige machen.

Von der Gattung der künstlichen haben Sie bereits Muster genug gesehen; auf die geheimnißvollen sind sie begieriger. Hier sind sie

Ambitiosus,	os tibi suam.
Antiochus,	hoc ius nat.
Gewalt,	Altweg.
Augendrost,	O Grausend.
Britania,	abi intra.
Beichtvater,	treiber auch.
Benedictinermönch,	könnten mich treiben
Dona nobis pacem,	O non dabis cepam.
Donnerstag	Ordens gant.
Ewigkeit,	Weitekig.
ein Oberpfalzer,	O er zapfbeinler.

Wissen Sie, was alle diese Anagramaten heißen sollen? Ich weis es wenigst nicht, aber eben darum nenne ich sie die geheimnißvollen. Vieleicht sind sie aber nicht deßwegen gemacht, daß sie was heißen sollen, genug daß die Buchstaben versetzt sind. Die sinnreichen werden Ihnen doch noch am besten gefallen.

Aberglauben,	Rabenglaube.
Adieu samethner Rock!	O theurer Madensack.
Baierland,	Lad bier an.
Burgermeister,	er reist berg um.
Burghausen,	Hansgruben.
Diabolus,	O Saubild.
Bernhardus,	Bruder Haus.
Gute Gewissen,	ewig gut essen.
Heydelberg,	Geld herbey.
Keller,	Lekerl.
Liebste,	bestiel.
Salzburgerisch	Ich Gaßburzker.
Tölzerbrigl	grölzt lieber.
Venustas,	Saunest.

Hätten Sie wohl immer geglaubt, daß die menschliche Vernunft was so Sinnreiches erfinden könne? Ich meinestheils habe wenigst die Tage meines Lebens nichts Witzigers nichts Sinn=

Sinnreichers gelesen. Alles schätze ich hoch, alles bewundere ich. Nur folgendes Anagram will mir nicht in den Kopf gehen, welches ich auf der 75 Seite lese.

Pater Leo Strobelius. Ipse blatero rus olet.

Was halten Sie davon meine Herren? Finden Sie meinen Bascides nicht würdig ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden? Sie haben gewiß kein tüchtigers! glauben Sie es, und leben Sie wohl. Ich bin mit aller Hochachtung

Meine Hochgeehrte Herren
ihr
gehorsamster Diener
F. L.

Nachschrift. Sehen Sie aber einmal! wie roh es noch in unsren Gegenden mit den schönen Wissenschaften aussieht. Es war ein Monath nach der Ausgabe dieses Werkes verflossen, da unser Auctor zu dem Buchhändler kam. Er fragte ihn, wie sein Werk abgieng, und wie viel Stücke schon verschlissen wären. Der Buchhändler antwortete: Man hätte noch kein Stuck begehrt. So geht doch nichts Gescheides in diesem Lande, antwortete hierauf mein Bascides, und entschloß sich

selbst Leute zu suchen, und ihnen seine gelehrte Arbeit vorzulesen, bis sich der Geschmack von Anagramaten verbreitete. Ich kenne wirklich einen rechtschaffenen Mann, der ihm auf allen Seiten ausweicht, damit er seinen Vorlesungen nicht zuhören darf. Undankbare Welt! du bist dergleichen Männer nicht werth, wie Bascides ist.

Noch eins. Erklären Sie mir Doch das seltene Anagrama, welches Herr Bascides am Ende seines Werkchens beygefüget hat.

Distichon numerale
Anagramaticum
Scriptoris numeros modo collige, nomen habebis.

2	I	1	25	D	9	31	A	22			
18	S	8	8	U	7	9	M	29			
3	C	15	27	C	18	7	I	14			
1	H	28	14	U	16	22	C	23			
16	R	20	5	M	11	21	I	19			
4	O	10	10	D	31	23	C	27			
13	N	3	17	I	12	26	I	21			
11	I	6	12	G	2	28	I	30			
20	S	17	6	N	13	29	S	25			
30	T	5	19	U	24						
24	A	4	15	S	25						

F. I. W.

Appofair
Mein

Mein Bascides, dachte ich, muß doch ein berühmter Mann seyn, weil ihn der F. I. W. der Freundschaft großer Herren würdig achtet. Is chronista Ducum dignus Amiciciis ein Lobspruch, der viel sagen will. (*) Ich gab mir viele Mühe, und setzte die beygefügten Zahlen in die angezeigte Ordnung 1, 2, 3, 4, 5, ꝛc. Auf diese Art verhoffete ich den wahren Namen des Herrn P. Collectors heraus zu bringen, denn einmal! ich würde noch im Todbette unruhig, und unzufrieden seyn, wenn ich aus der Welt gehen müste, ohne einen so grossen Gelehrten gekannt zu haben. Ich fieng auf der ersten Seite zu zählen an, und brachte heraus. Hic omnium dignus risu ꝛc. Ey dachte ich, ein Spottvogel muß die Zahlen verwechselt haben. Ich gab es nach, und wünschte einem andern Leser mehr Glück, wenn vieleicht Jemand den wahren Namen meines Bascides aus der andern Seite herauszubringen Lust hätte.

Der

(*) Aber Schade, und ewig Schade, daß der Abschreiber, oder der Buchdrucker so eine grosse Sünde wider die orthagraphischen Regeln begangen, und Amiciciis anstatt Amicitiis gesetzet hat. Oder gehöret dieser Buchstabenwechsel vieleicht auch zur anagramatischen Kunst?

Der Tobacksraucher.

Soll ich stäts die trunknen Reben,
Soll ich nur den Gott erheben,
Der aus holden Augen blitzt?
Werd ich nie zu deinem Preise,
Pflanze, meine Lust! erhitzt,
Unterdeß der Thor und Weise
Beym verblasnen Rauche sitzt?

O wie viele güldne Stunden
Sind mir unbereut verschwunden,
Bey geliebter Blätter Glut!
Da empört mein rascher Wille
Sich für kein verderblich Gut:
Ich genieße sanfter Stille;
Meine ganze Seele ruht.

Ich beneide keine Krone,
Wenn aus weißgebranntem Thone

Manch

Manch balsamisch Wölkchen dringt;
Und in meiner Muse Händen
Ihrer Leyer Scherz erklingt;
Oder höhern Gegenständen
Sich mein Geist entgegen schwingt.

Die geflügelten Gedanken
Fliehn des Wahnes enge Schranken:
Nur der Weise scheint mir groß.
Nur des Glückes falsches Lachen
Und sein oft entweihter Schoos,
Reichthum, Hoheit, (schlechte Sachen!)
Sind betrogner Thorheit Loos.

Flieht, Entwürfe größern Glückes,
Die der Odem des Geschickes,
Wie den Sommerstaub, verweht!
Flieht im aufgewölkten Rauche,
Der, wie ihr, sich stolz erhöht,
Und, wie ihr, bey schwachem Hauche
Schnell erscheinet, schnell vergeht!

Rauch ist alles, was wir schätzen:
Unser theuerstes Ergötzen,
Unser Leben selbst ist Rauch.
Weht nicht über frische Leichen
Jedes Morgens kühler Hauch?

Viele werden heut erbleichen;
Und vieleicht ich selber auch.

Alles muß verlassen werden!
Nackend gehn wir von der Erden
In die öde Dunkelheit.
Was wir guts verrichtet hatten,
Folgt uns in die Ewigkeit,
Wenn das blasse Reich der Schatten
Allen fremden Glanz zerstreut.

Uz.

Wintergedanken.

An einem hellen Wintermorgen saß Daphins in seiner Hütte. Die lodernden Flammen angebrannter dürrer Reiser streuten angenehme Wärme in der Hütte umher, indeß daß der herbe Winter sein Strodach mit tiefen Schnee bedeckt hielt; er sah

ver

vergnügt durch das enge Fenster über die wintrichte Gegend hin. Du herber Winter, so sprach er, doch bist du schön! Lieblich lächelt jetzt die Sonne durch die dünnbenebelte Luft über die schneebedeckten Hügel hin; Schimmernder Schneestaub flattert umher, wie im Sommertagen über dem Teich kleine Mücken im Sonnenscheine tanzen. Lieblich ists, wie aus dem Weißen empor die schwarzen Stämme der Bäume zerstreut stehn, mit ihrem krummgeschwungenen unbelaubten Aesten, oder eine braune Hütte mit dem schneebedeckten Dache, oder wenn die schwarzen Zäune von Dornstauden die weiße Ebene durchkreutzen. Schön ists, wie die grüne Saat dort über das Feld hin die zarten Spitzen aus dem Schnee empor hebt, und das Weiße mit sanftem Grüne vermischet. Schön glänzen die nahen Sträuche, ihre dünnen Aeste sind mit Duft geschmückt, und die dünnen umher flatternden Faden. Zwar ist die Gegend öde, die Heerden ruhen eingeschlossen im wärmenden Strohe: nur selten sieht man den Fußtritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das sein Hirt im nahen Haine gefüllt hat. Die Vögel haben die Gebüsche verlassen, nur die einsame

Mei=

Meise singt ihr Lied, nur der kleine Zaunschlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kömmt freundlich zu der Hütte, und zücket die hingestreuten Körner. Dort wo der Rauch aus dem Bäumen in die Luft empor wallt, dort wohnet meine Phillis! vielleicht sitzest du jetzt beym wärmenden Feuer, das schöne Gesicht auf der unterstützenden Hand, und denkest an mich, und wünschest den Frühling. Ach Phillis! wie schön bist du! aber nicht nur deine Schönhrit hat mich zur Liebe gereizet. O wie liebete ich dich seit jenem Tage, da dem jungen Alexis zwo Ziegen von der Felsenwand stürzten! Er weinte, der junge Hirt; ich bin arm, sprach er, und habe zwo Ziegen verlohren, die eine war trächtig; ach! ich darf nicht zu meinem armen Vater in die Hütte zurück kehren. So sprach er weinend; du sahst ihn weinen Phillis! und wischtest die mitleidigen Thränen vom Auge, und nahmst aus deiner kleinen Heerde zwo der besten Ziegen; da, Alexis! sprachst du, nimm diese Ziegen, die eine ist trächtig; und wie er vor Freude weinte, da weintest du auch vor Freude, weil du ihm geholfen hattest. O! sey immer unfreundlich, Winter! meine Flöte

soll doch nicht bestäubt in der Hütte hangen, ich will dennoch von meiner Phillis ein frohes Lied singen; zwar hast du alles entlaubet, zwar hast du die Blumen von den Wiesen genommen, aber du sollest es nicht hindern, daß ich einen Kranz flechte. Epheu nnd das schlanke Ewiggrün mit den blauen Blumen will ich durch einander flechten, und diese Meise, die ich gestern fieng, soll in ihrer Hütte singen, ja ich will dich ihr heute bringen und den Kranz; sing ihr dann dein frohes Lied; sie wird freundlich lächelnd dich anreden und in ihrer kleinen Hand die Speise dir reichen. O! wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst.

Geßner.

Der

Der Esel und die Dohle.

Ein Esel mochte lüstern seyn,
Und wollt auf öffentlichen Gassen
Sein lieblich Stimmchen hören lassen,
Er hub abscheulich an zu schreyn.
Die, so daselbst vorüber giengen,
Verwünschten, schimpften ihn dafür.
Pfuy, sagte man, das garstge Thier
Es brüllt, daß uns die Ohren klingen.
Nur eine Dohle saß dabey
Die das ertödtende Geschrey

Das alle Welt mit Recht verfluchte
Allein bewunderte und nachzumachen suchte.

Ein Narr trifft allemal noch einen grö-
ßern an
Der ihn nicht gnug bewundern kann.

Lichtwehr.

Ein Testament.

Ich sah im Traum einen Sterbenden, welcher sein Testament machte, und einem Notarius folgendes dictirte: Weil sich alle meine Verwandten in dem Stande befinden, daß sie ihr hinreichendes Auskommen haben, und der Ueberfluß sie nur zu Verschwendungen verleiten würde; so vermache ich ihnen nichts, außer so viel, als sie nöthig haben, mich wegen des Wohlstandes zu betrauren. Ich vermache ferner meinem alten treuen Diener nichts, wie auch dem Verwalter meiner Güter, welcher mir dreyßig Jahr gedienet hat, weil ich glaube, daß sie ihrer selbst werden gedacht

dacht haben. Ich vermache aber meinem Stallknecht Hansen, wegen großer Liebe, die er zu meinen Pferden getragen hat, fünftausend Thaler mit der Bedingniß, daß er diese armen Thiere, welche mir so getreu gedienet haben, davon ernähren und sie nicht eher dem Schinder übergeben solle, bis sie mit ihm von selbst sterben. Fünftausend Thaler sollen meine Dreschet unter der Bedingniß, sich ferner nicht meinentwegen zu incommodiren, bekommen. Fünfzigtausend Thaler sollen unter die vertheilet werden, welche übel von mir geredet haben, welches ich theils aus Erkenntlichkeit verbunden bin, weil sie mir meine Fehler offenbaret haben; theis aber darum, damit sie nach meinem Tode alles Gute von mir sprechen mögen. Denn es heißt de mortuis non nisi bene; und weil vermöge des ersten Paragraphi der Sittenlehre das Geld alle Fehler bedeckt, so kann ich vermöge des Satzes des zureichenden Grundes nicht daran zweifeln, daß ich meinen Zweck erreichen werde. Meine Landgüter sollen gewißen Narren eingeräumet werden, aber freylich nicht allen; denn sonst müste ich ein Herr der ganzen Welt seyn, sondern nur denen, welche eine Narrheit von höherer Art be-

sitzen. Dahin rechne ich diejenigen, welche glauben, alle mögliche Religionen durch ein paar Schlüsse zu beweisen, alle Gesetze mathematisch zu Demonstriren und aus der Vernunft darzuthun, daß Justinian unbetrüglich gewesen sey; wie auch alle Aerzte, die der Natur zum trotze behaupten, der Kranke hätte nicht sterben können, ob er schon gestorben ist. Endlich aller Philosophen, welche glauben, daß das nicht seyn könne, was sie nicht begreifen. Endlich widme ich sechsmalhundert tausend Thaler zu einem Tollhause für diejenigen Narren von höherer Art, welche jetzo nur noch möglich sind und künftig entstehen könnten. Ich glaube, daß dieses nicht zureichen werde, doch sterbe ich mit dem Vergnügen, daß ich der erste bin, welcher für ihre Unterhaltung gesorget hat.

Krüger.

An

Der Lichtwurm
und
Das Erdewürmchen.

Mit einen Erdewürmchen kroch
Ein Lichtwurm durch ein dunkles
Loch,
Und rühmte seinen Silberschein
„ Gemach; wandt ihm das Würmchen ein,
„ Du glänzest schön, das ist gewiß,
„ Doch dank es dieser Finsterniß.

Es schimmert auch ein kleiner Geist,
Doch in der Dunkelheit, wo ihn der Pöbel
preißt.

F. C.

München
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

10016558

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.
Fünftes Monathstück.
Im Hornung, 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

Der Weise.

Ein seltnes Bild, der Wahrheit und der Tugend,
Warum zeigst du dich dem sterblichen Geschlecht?
Mit froher Stirn, unsorgsam wie die Jugend,
Voll ewger Ruh, und schön vom Licht und Recht.
Im Pöbel kennt dich Niemand von den Greisen,
Und selten sieht dich selbst die Schaar der Weisen.

Wo lebt ein Mann für diesen großen Namen,
Der Wahrheit Freund der Tugend Pflegekind?
Dem in der Brust, des Irrthums bittrer Saamen,
Die alte Lust, den Sieg nie abgewinnt?
Der Wahrheit liebt, wo er sie hört und findet;
Den Beyfall nie an die Begierde bindet.

Zwar mancher kennt der Tugend heilge Sätze,
Der Weisheit Recht ist ihm nicht unbekannt;
Doch wo lebt der, der es nie selbst verletze?
Die Leidenschaft verwandelt den Verstand,
Und mancher, der rechtgläubig schließt und lehret,
Mißkennt sein Wort, und wandelt umgekehret.

Die Wahrheit hat die Tugend nie verrathen,
Ihr ruhger Staat ist auch der Tugend Reich.
Was jene lehrt, sind dieser Wunsch und Thaten,

Ihr

Ihr Grundgesetz ist eins, ihr Lohn ist gleich.
Der Wahrheit Feind, ist selbsten sein Verräther,
Die böse That verräth den Missethäter.

Vergebens schärft mit ausgesuchten Gründen
Des Heuchlers Mund dir tausend Pflichten ein;
Sein Eifer glüht, das Herz liebt stumme Sünden,
Sein Wort ist wahr, doch jede That spricht nein.
Wer flucht dem Stolz, wer lehrt die Sanftmuth üben,
Und ehrt sein Bild, und kann den Feind nicht lieben?

Unselger Streit, in ungeheilten Seelen,
Schmerzhafter Kampf, von Finsterniß und Licht!
Du kannst die Brust, die Brust des Heuchlers quälen,
Doch in das Herz des Weisen kommst du nicht.
Die Tugend hier, die Wahrheit im Gehirne,
Stehn ungetrennt, und blühn auf seiner Stirne.

Der Wissenschaft aus Gott gebohrner Schimmer,
Durchhellt den Geist, und bricht des Irrthums Kraft.
Der Weisheit Ruf von oben, hört er immer,
Und was der heischt, daß übt er tugendhaft.
Sein Tagewerk, mit sieggewohntem Ringen,
Heißt: Klärer sehn, und seine Lust bezwingen.

Der Pflichten Reih, ihm längst ins Blut geschrieben,
Doch völliger noch, dort Moyses Ohr entdeckt,
Die sieht er ein, die lernt er standhaft üben:
Er lebt gerecht und sündigt nie versteckt.
So wie er glaubt, so sieht man ihn auch handeln;
Die That darf nie der Worte Sinn verwandeln.

Dem Schöpfer lobt und dient er ungezwungen,
Die Demuth ist vor ihm sein reichster Schmuck.
Kein wortreich Lob, auf Pharisäerzungen,
Bringt er ihm dar, mit heiligem Betrug.
Verborgen seufzt er! Wesen aller Wesen,
Sey mir versöhnt, laß dein Geschöpf genesen!

Des nächsten Wohl baut er mit treuen Händen,
Voll Menschenlieb und sonder Eigennutz.
Er segnet gern; er rühmt oft die ihn schänden;
Er lebt verfolgt, und bleibt des Armen Schutz.
Er richtet nie; er scheint sich nie der Größte;
Glaubt großmuthsvoll, von jedem gern das Beste.

Für sich sieht man ihn niemals heidnisch sorgen,
Doch liebt er sich; GOtt fand ihn liebenswerth.
Kein blinder Stolz macht ihm sich selbst verborgen,
Und fremden Ruhm hat er noch nie begehrt.
Er tadelt oft; wo Menschen nicht mehr tadeln,
Und prüft sich scharf, jemehr ihn Schmeichler adeln.

Sein beßrer Theil, des ewgen Geistes Kräfte
Sind billger auch sein erstes Augenmerk.
Der Seelen Schmuck heißt stets sein Hauptgeschäfte,

Der Leib, das Thier, bleibt nur ein Neben=
werk,
Genug zur Ruh, den Himmel zu erhalten!
Hier schweigt er still, und läßt die Vorsicht
walten.

Kein irrdisch Glück, kein Irrlicht falscher
Ehre,
Blendt sein Gesicht, und macht ihn mißver=
gnügt,
Sein Geist enteilt der gauckelhaften Sphäre,
Wo Luft und Wahn das niedre Volk betrügt,
Sein ganzer Schatz, den hier die Thoren mis=
sen,
Ist nun, und denn GOtt und ein gut Ge=
wissen.

O süßes Glück, o stolzes Glück des Wei=
sen,
Wem zeigst du dich, und bleibest ungeliebt?
O prächtigs Bild, das unsre Lieder preisen?
Er lebte schön, und stirbt einst unbetrübt.
So, wie er war: Zufrieden, frey, gelassen,
So schläft er ein, uud segnet sein Erblassen.

Bienenstock.

Ge=

Gedanken vom Schnee und Schneewasser.

Der Schnee ist unter allen Wundern der Natur eines von denen, die uns selten entzücken, weil sie uns zu gemein sind, und worinn eben so viel Geheimnisse verborgen liegen, als in der Erzeugung eines Thieres, und in dem Baue eines Planeten. Diejenige Art von Menschen, deren Einsichten in die Natur noch nicht zu der Vollkommenheit gelanget sind, welche erfordert wird, erhabene Sachen würdig zu bewundern, werden sich wohl schwerlich enthalten können, dem Herrn von Mairan eine Satyre zu machen, wenn er die Ursache, welche Cartesius von der Bildung des Schnees angegeben, weil sie ihm ein allzuleichter und witziger Einfall zu seyn scheinet, verwirft, und gestehet, daß hierbey etwas anders wirke, welches höher ist, als alle

unsre Vernunft.. Es ist bekannt, nachdem es Kepler zuerst beobachtet, und nach ihm, unter einer großen Menge Naturforschern, besonders Caßini und Muschenbroek umständlich untersucht haben, daß die Theilchen des Schnees in lauter regulairen Sechsecken, gleichsam wie die Salze anschießen. Des Cartes, welcher die rühmliche Kühnheit hatte, die Natur nicht sowohl mit einem schönen Frauenzimmer zu vergleichen, aus welchem Begriffe sich überhaupt wenig herleiten läßt, als vielmehr sie wie ein Räthsel anzusehen, das den Menschen vorgelegt worden wäre, um es aufzulösen, wollte den Grund dieser heimlichen Kunst erforschen, die noch jetzo Niemand begreift, und die uns viel tausend Jahre vor den Augen geschwebet hatte, ohne daß wir wußten, daß so etwas in der Natur vorhanden wäre. Er bildete sich sieben runde Wassertheilchen ein, die sich alle wechselsweise berühren müssen, wenn sechse rund um das siebende herum zu liegen kommen. Er ließ diese Versammlung zusammenfrieren, und hatte das Vergnügen, den Irrthum zu hegen, daß er hieraus begreiflich gemacht hätte, warum die Schneefiguren sechs Spitzen oder Strahlen haben

ben. Kein Mairan ist gewohnt, sich die Fragen des Verstandes vom Witze beantworten zu lassen. Sehet, was er nach einer ausführlichen Widerlegung des Cartheſianiſchen Begrifs, für einePartheyergreift: Man muß bey den Eisetheilchen, aus welchen die Sternchen des Schnees gebildet werden, wie bey den Blutkügelchen, eine andere Ursache zugeben, eine selbst wirkende Ursache, eine weit verborgenere Mechanik, dazu vielmehr gehöret, und davon wir nichts genaues zu sagen wissen, eine Richtung der Fasern, der Oefnungen, oder der Röhren, und ich scheue mich nicht, es zu sagen, eine Art eines organischen Baues, welcher diese Theilchen der Bewegung, oder der Bestrebung fähig mache, die ihnen eine subtile Flüßigkeit eindrücket, welche sich zwischen ihnen, oder in den Theilen selbst, woraus sie bestehen, beweget, und in diese beständige Zusammenfügung bringt, die allemal den Winkel von sechzig, oder von hundert und zwanzig Grad zum Grunde hat. So überlegend entscheidet der Hr. von Mairan eine Frage, die sich doch viel schlechtere Männer als er, nur zu thun bey nahe schämen würden, und die ich wette, seine Unwissenheit mit mitleidigen Augen ansehen

hen. Es gehört wahrhaftig eine sehr große Wissenschaft dazu, auf die rechte Art unwissend zu seyn, und ein überlegender strenger Ernst, um sich kleinen Geistern recht lächerlich zu machen.

Ich bin anjetzo nicht gesonnen, mich in die theoretischen Ursachen und Betrachtungen des Schnees und seiner Eigenschaften weitläuftig einzulassen; sondern ich werde nur einige Anmerkungen mittheilen, die vielmehr den Nutzen des Schnees und des davon geschmolzenen Wassers ins Licht setzen, und einige andere Besonderheiten voraus berühren, woraus sich dieser Nutzen einigermassen begreiflich machen läst.

Daß der Schnee aus wässerigten Dünsten bestehe, die in der Luft gefroren sind, wird von Jedermann, als eine bekannte und ausgemachte Sache behauptet. Ein gefrornes Wasser giebt Eis, und der Schnee ist also in nichts von dem Eise unterschieden, als daß das Wasser des Eises in seiner gewöhnlichen Dichtigkeit, das Wasser des Schnees aber nur alsdann gefriere, wenn seine Theilchen auseinander gesetzt, mit vieler Luft vermischt, oder

in

in Dünste verwandelt sind. Daher nannte de la Hire den Schnee einen Haufen Wasserbläschen, die anfänglich flüchtig, hernach aber durch gewisse Wirkungen einiger Salze wieder vest gemacht worden wären. Wie wäre es auch sonst wohl möglich, Schnee durch die Kunst zu verfertigen, indem man in einer gläsernen Röhre, oder länglichten Flasche, Wasser eine lange Weile schürtelt und zu einem Schaume schlägt, diesem Schaum aber alsdann gleich in den Frost setzet. Ja was ist viel hiervon zu sagen, da Muschenbroeck gefunden hat, daß der Schnee, vier und zwanzig mal dünner, als Wasser sey, und da der Schnee, welcher nur erst gefallen ist, zehn bis zwölfmal so viel Raum erfüllet, als das Wasser, welches er giebt, wenn er zergangen ist, welches unmöglich so seyn könnte, wenn er nicht ein subtilisirtes und weit ausgedehntes Wasser wäre.

Diesem allem ohngeachtet, hat man sich doch genöthiget gesehen, den Schnee für noch etwas mehr, als bloßes Wasser zu halten, und zwar vornehmlich aus dem Grunde, weil die ordentliche Structur seiner Theilchen, und die Wir-

Wirkungen, die er äußert, weder mit dem Wasser noch mit dem Eise übereinkommen. Der Salpeter schießt sechseckigt an, auf eben die Art, wie die Schneefiguren geformt sind. Daher glaubte Gassendi und nach ihm die meisten Naturforscher, daß sich ein subtiler Salpeter in der Luft mit von Dünsten vermische, und im Gefrieren ihnen diese ihm eigene Figur mittheile.

Ob nun gleich der Herr von Mairan dieser Meynung keinen Beyfall giebt, und es überhaupt nicht leicht zu seyn scheinet, diese stetige Ordnung, und Uebereinstimmung der Schneefiguren aus den bisher bekannten Gründen der Naturlehre auf eine hinreichende Art zu erklären; so lehren doch viele andre Umstände, daß der Schnee Salze bey sich führen müsse. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die im Schneewasser gekochte Speisen einen ganz andern Geschmack haben als andere. Da nun nur die Salzen den Geschmack verursachen; so ist nicht anders zu vermuthen, als daß dieses Wasser dergleichen besitzen müsse, die von dem in anderm Wasser merklich verschieden sind. Das Frauenzimmer weis den Vorzug des Schnee-

Was-

wassers beym Waschen zu rühmen, weil es schärfer ist, als das andere, und die Flecken beßer aus der Wäsche nimmt. Man rühmet es besonders zum Bleichen des Wachses, der Haare und des Linnenzeuges. Es löset die veste venetianische Seife viel subtiler auf, als das gemeine Wasser. Wenn man es mit gemeinen Wasser vermischt, so bekömmt die Vermischung eine weißlichte Farbe. Ob es gleich in der Hitze schon gefault ist; so kann es doch wieder ganz gut und zum Gebrauche tüchtig gemacht werden. Schon Bartholin hat dem Schneewasser besondere Tugenden in der Heilungskunst zugeschrieben. Und endlich so hat man auch Beobachtungen, daß es wegen seiner besondern Schärfe, in Teichen und Hältern, wo es nicht recht stark ablaufen kann, ein Sterben unter die Fische bringe, wozu es doch aber vieleicht nicht allemal geneigt ist. So viel ist indessen doch gewiß, daß man aus der heftigen und unordentlichen Bewegung der Fische, so bald sie dergleichen Wasser spühren, und welches man daraus abnehmen kann, daß sie das Wasser ganz aufrühren und trübe und muddig machen, mit Grunde zu schließen vermöge, daß zwi-

schen ihm und dem gemeinen Wasser ein merklicher Unterschied seyn müsse.

Die Menge und Mannigfaltigkeit der in der Luft schwebenden Ausdünstungen, welche sich mit dem wässerigten Dünsten verbinden, und welche den Regen, nach Boerhavens Ausdrucke, zu einer Lauge des Dunstkreises machen, mögen vermuthlich wohl die Hauptursache dieses Unterschieds auch bey dem Schnee seyn; und wenn sich dieses in der That also verhält, so ist es leichter auf die Spur zu kommen, warum die Schneefiguren zu anderer Zeit und an verschiedenen Orthen, wiewohl nur in einigen Nebenumständen, von einander abweicheu, und warum auch das Schneewasser nicht überall und beständig zu allen Absichten gleiche Tugenden und Eigenschaften zu haben pflegen. Inzwischen ist diese Verschiedenheit demjenigen Nutzen am allerwenigsten nachtheilig, den der Schnee und das Schneewasser bey dem Feld und Gartenbaue äußert, und wobey wir hier noch etwas stehen bleiben wollen.

Nicht sowohl wegen einer eigenthümlichen Wärme, die einige dem Schnee zugeschrieben haben,

Haber, und welche nach allen Erfahrungen und Versuchen ganz ungegründet befunden worden ist; sondern vielmehr wegen dieser Menge fruchtbarer Theilchen, welche der Schnee aus der Luft mit herunter führet, und worunter die salzigten die vornehmsten sind, giebt man ihm und dem Schneewasser vor allen andern Wäs= sern zum Gebrauche bey dem Feld = und Gar= tenbaue den Vorzug. Dergleichen Theilchen sind weder in solcher Menge mit dem Regen= wasser verbunden, noch kommen sie durch das= selbe dem Erdreiche so wohl zu statten, da es scheint, als wenn sie aus dem Regenwasser viel leichter wieder ausdünsten könnten, als von dem Schnee, deßen Theilchen stärker mit einander verbunden sind. Inzwischen sey dem wie ihm wolle, so lehrt doch die Erfahrung die Ge= wißheit der Sache, sie mag nun beruhen, auf welchen Gründen sie will. Denn wenn nur sonst nichts die gute Wirkung des Schnees ver= hindert; so beschützet er die Gewächse, die er bedeckt, vor dem Froste, und erhält sie feucht und weich, zum desto beßern Wachsthume. Der Schnee ist die beste Bedeckung, um die harten Fröste abzuhalten, weil jeder Flocken ganz locker über dem andern her liegt, und

solchergestalt das Eindringen des Frostes verhindert. Die Ausdünstungen der Erde können durch den Schnee viel freyer aufsteigen, als durch alle andere Bedeckungen, daher auch die Pflanzen unter dem Schnee sehr selten Vieles leiden, hingegen öfters ein viel Schöneres Grün, als sonst haben. Die Besitzer der Gärten und Ländereyen thun also ungemein wohl sich, wo es nur möglich ist, dieser Decke zu bedienen, welche die Natur den Felbern aus eben der Mildthätigkeit mittheilet, als sie den Thieren zur Beschützung des Frostes doppelte Haare oder Federn wachsen läßt, und dieser Rath muß um desto annehmlicher seyn, da mit den andern Bedeckungen insgemein viele Ungelegenheiten verknüpft sind. Was die Fruchtbarkeit und Fettigkeit betrift, welche der Schnee den Feldern mittheilet, so haben schon unzählige Erfahrungen dieselbe unwidersprechlich dargethan. Wie häufig alles darnach wachse, bezeugen die Schriften der Akademie der Naturforscher, und der Engländischen Societät. Hales, dieser mühsame Naturforscher, bemerket, daß der Bauer im Frühjahre, wenn kalte und trocknende Winde wehen, die das grüne Korn matt und gelb machen,

chen, Ursache habe, Schnee zu wünschen, welcher ob er gleich überaus kalt wäre, dennoch die Wurzeln vor dem Froste bewahrete, das Korn für schädlichen Winden schützte, und ihm die zum Wachsthume nöthige Feuchtigkeit und Geschmeidigkeit erhielte. Wenn das Urtheil des Herrn Pastor Schmersahls in Bremmen seine Richtigkeit hat, welches er von der Ursache einer Begebenheit angiebt, die ich erzählen will; so beweiset dieses die besondere Fruchtbarkeit des Schneewassers auf die vortreflichste Weise. Der Schnee hatte in dortigen Gegenden im Frühjahre 1751. häufig und lange auf den Aeckern gestanden, und man bemerkte, daß allenthalben die magergedüngeten Aecker theils mehr, theils reiner Korn trugen, als die in ihrer schönsten Düngung stunden. Herr Schmersahl urtheilet davon also. Weil die fetten Aecker ein lockerers Erdreich hatten, als die magern; so konnte sich allzuviel von der darüber stehenden Näße hineinziehen: die magern hingegen bekamen dadurch nur so viel als nöthig war, sie zu fetten Aeckern zu machen, daher sie dann nothwendig die fettgedüngeten an Fruchtbarkeit weit übertreffen mußten. Gleichwie nun das erste, nämlich, daß, wenn der Schnee, be-

sonders auf einem ungefrornen Acker, dick einfällt, und durch einen langanhaltenden Frost, oder der Lage der Gegenden wegen, auf der Saat liegen bleibt, die Saatstöcke unter dem Schnee Faulung empfangen, indem sich die Feuchtigkeit allzuhäufig und lange im Stocke aufhält, durch unwiedersprechliche Erfahrungen bestätiget werden kann; so scheint auch das letzte, nämlich die durch das Schneewasser geschehene Verbeßerung des magern Erdreichs mit andern Beobachtungen sehr wohl übereinzustimmen. Finden wir nicht, daß die lange mit Schnee bedeckten Berge, sobald als der Schnee zu schmelzen beginnet, mit einer erstaunlichen Kraft aus ihrem Erdreiche treiben, und die Gewächse in wenig Tagen daselbst viel beßer stehen, als sie anderwärts nach so vielen Wochen kaum würden gestanden haben. Solchergestalt macht sich das Schneewasser einer Lobrede würdig, mit der ich diese Betrachtung beschließen würde, wenn nicht die Wahrheit dieser Eigenschaften seine allerbeste Lobrede wäre.

Unzer.

Der

Der Vater und Aristippus.

Was ist der Väter größte Pflicht?
Ists etwa die, sich Güter zu erwerben
Daß unsre Söhne gräflich erben,
Und einst zwar unbeklagt, doch wohl begütert sterben?
O nein, das ist sie nicht!

Durch einen klugen Unterricht
Den schwachen Trieb zur Tugend anzufachen,
Früh über ihren Geist zu wachen,
Und ihn nur mit dem Schatz der Weisheit reich zu machen,
Das ist der Väter Pflicht.

Indeßen scheinen dieß viel Väter nicht zu
wissen.
Daß sie ihr Haus versorgen müssen,
Erinnern sie sich zwar noch aus der Bibel
wohl,
Doch, daß man für den Geist der Seinen
sorgen soll,
Ist eine Gütigkeit, an die sie selten denken.
Denn, was sie dann und wann der Mode
gleich zu seyn,
Dem Unterricht der Kinder weihn,
Das glauben sie nur wegzuschenken.

Dieß glaubt auch jener weise Mann,
Der reich war, und dabey klug wie ein Rei-
cher dachte,
Und alle Künste stolz verlachte,
Die einzige nur nicht, wie man gewinnen
kann.
Er kam zum Aristipp dem Weisen Griechen-
des,
Die mit der Schärfe des Verstandes
Des Witzes Artigkeit verband,
Nach dem, so viel er auch, so gründlich ers
auch wuste
Der stolze Hof dennoch bewundern muste,

Ja,

Ja, was noch mehr, auch liebenswürdig fand.
Ihm wollt er seinen Sohn zu unterrichten ge=
ben,
Denn Aristipp war freylich ein Pedant.
Allein, was schadet das? Ihn rühmt das
ganze Land,
Die Ehre möcht er auch an seinem Sohn er
leben.

Er geht also zu ihm, nicht so Gedan=
kenvoll,
Wie sonst, wann er Contracte schließen soll.

Ich hör, euch fängt er an, ja allenthal=
ben preisen;
Ihr solltet meinen Sohn ein bischen un=
terweisen,
Herr Aristipp, wie viel nehmt ihr dafür?
Freund, spricht er, ein Talent. „Was Herr
was fordert ihr?

„ Ist der Verstand so theur? Das sollt ich
doch nicht meynen.
Der beste Sklave kommt nur ein Talent zu
stehn.
Gut, gut, sprach Aristipp geht hin! und kauft
euch einen;
So habt ihr dann der Sklaven zween.

Bremische Beyträge.

Der Wunsch.

Dürfte ich vom Schicksale die Erfüllung meines eignen Wunsches hoffen; denn sonst sind meine Wünsche Träume; ich wache auf, und weis nicht, daß ich geträumet habe, es sey dann ein Wunsch für anderer Glück; dürfte ich vom Schicksale dieses hoffen, dann wünschete ich mir nicht Ueberfluß, auch nicht über Brüder zu herrschen, nicht das entfernte Länder meinen Namen nennen. ꝛc. Könnte ich unbekannt und still, ferne vom Getümmel der Stadt, wo dem redlichen unausweichliche Fallstricke gewebt sind, wo Sitten und Verhältnisse tausend Thorheiten adeln, könnte ich in einsamer Gegend mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Landhaus, beym ländlichen Garten, unbeneidet und unbemerkt!

Im grünen Schatten wölbender Nußbäume stünde dann mein einsames Haus, vor dessen Fenstern kühle Winde und Schatten und

sanfte Ruhe unter dem grünen Gewölbe der Bäume wohnen; vor dem friedlichen Eingange einen kleinen Platz eingezäunt, in dem eine kühle Brunnquelle unter dem Traubengeländer rauschet, an deren abfließendem Wasser die Ente mit ihren Jungen spielte; oder die sanften Tauben vom beschatteten Dache herunter flögen, und nickend im Grase wandelten, indeßen daß der majestätische Hahn seine gluchzenden Hennen im Hofe umher führt; sie würden dann auf mein bekanntes Locken herbey flattern aus Fenster und mit schmeichelndem Gewimmel Speise von ihrem Herrn fodern. Auf den nahen schattenreichen Bäumen würden die Vögel in ungestörter Freyheit wohnen und von einem Baum zum andern nachbarlich sich zurufen und singen. In der einen Ecke des kleinen Hofes sollen dann die geflochtenen Hütten der Bienen stehen, denn ihr nützlicher Staat ist ein liebliches Schauspiel; gerne wurden sie in meinem Anger wohnen, wenn wahr ist, was der Landmann sagt, daß sie nur da wohnen, wo Fried und Ruhe in der Wirthschaft herrschet. Hinten am Hause sey mein geraumer Garten, wo einfältige Kunst den angenehmen Phantasien der Natur mit gehorsamer Hilfe bey-

beyfleht, nicht aufrührisch sie zum dienstbaren Stoff sich machet, in groteske Bilder sie zu schaffen. Wände von Nußsträuch umzäunen ihn und in jeder Ecke steht eine grüne Hütte von wilden Rosinen; dahin würde ich oft den Strahlen der Sonne entweichen, oder sehen, wie der braune Gärtner Beete umgräbt, um schmackhafte Gartengewächse zu säen; oft würde ich die Schaufel aus der Hand ihm nehmen, durch seinen Fleiß zur Arbeit gelockt, um selben umzugraben, indeß daß er neben mir stünde, der wenigern Kräfte lächelnd; oder ich hülfe ihm die flatternden Gewächse an Stäben aufbinden, oder der Rosenstauden warten, und der zerstreuten Nelken und Lilien.

Außen am Garten müßte ein klarer Bach meine grasreiche Wiese durchschlängeln; er schlängelte sich dann durch den schattichten Hayn fruchtbarer Bäume, von jungen zarten Stämmen durchmischet, die mein sorgsamer Fleiß selbst bewachete. Ich würde ihn in der Mitte zu einem kleinen Teiche sich sammeln lassen, und in des Teiches Mitte baute ich eine Laube auf eine kleine aufgeworfene Insel; zöge sich dann noch ein kleiner Rebberg an der Seite in die

offene

offene Gegend hinaus und ein kleines Feld mit winkenden Aehren; wäre der reichste König dann gegen mir beneidenswerth?

Aber fern sey meine Hütte von dem Landhaus, das Corantes bewohnt, ununterbrochen in Gesellschaft zu seyn. Bey ihm lernt man, daß Frankreich gewiß nicht kriegen wird; und was Mops thäte, wenn er König der Britten wäre und bey wohl bedeckter Tafel werden die Wissenschaften beurtheilt, und die Fehler unsers Staats, indeß daß majestätischer Anstand vor der leeren Stirne schwebt. Weit von Kronen weg sey meine einsame Wohnung; fernher sammelt sich Wein in seinem Keller; die Natur ist ihm nur schön, weil niedliche Bißen für ihn in der Luft fliegen, oder den Hayn durchirren, oder in der Flut schwimmen. Er eilt auf das Land, um ungestört rasen zu können; wie bang ist man im den verfluchten Mauern, wo der dumme Nachbar jede That bemerkt; Dir begegne nie, daß ein einsamer Tag bey dir allein dich lasse; eine unleidliche Gesellschaft für dich, vieleicht entwischet dir ein schaudern= der Blick in dich selbst. Aber nein, gepeinigte Pferde bringen dir schnaubend ihre unwür=

digen Lasten, sie springen fluchend von dem an= schuldigen Thiere. Tumult und Unsinn und ra= sender Witz begleiten die Gesellschaft zur Ta= fel und ein unmächtiger Rausch endet die to= bende Scene. Noch weiter von dir, hagrer Harpax! deßen Thüre hungre Hunde bewahren, die hungernd dem ungestümm abgewiesenen Ar= men das bethränte Brod rauben. Weit um= her ist der arme Landmann dein gepeinigter Schuldner, nur selten steigt der dünne Rauch von deinem umgestürzten Schorsteine auf, denn solltest dü nicht hungern, da du deinen Reich= thum dem weinenden Armen raubest?

Aber wohin reißt mich ungestümmer Ver= druß? Kommt zurück angenehme Bilder, kommt zurück, und heitert mein Gemüthe auf! führet mich wieder dahin, wo mein kleines Landhaus steht! der fromme Landmann sey mein Nachbar in seiner braunen beschatteten Hütte! liebreiche Hilfe und freundschaftlicher Rath machen dann einen dem andern zum freundlich lächelnden Nachbar; dennn was ist seliger, als geliebet zu seyn, als der frohe Gruß des Manns, dem wir Gutes gethan?

Wenn der, der in der Stadt wohnet, unruhiges Gerümmel aus dem Schlummer weckt; wenn die nachbarliche Mauer der Morgensone liebliche Blicke verwehrt, und die schöne Scene des Morgens seinem eingekerkerten Blicke nicht vergönnt ist: dann würde eine sanfte Morgenluft mich wecken und die rohen Concert der Vögel. Dann flöge ich aus meiner Ruhe, und gienge Auroren entgegen auf blumichte Wiesen oder auf die nahen Hügel und und sänge entzückt frohe Lieder vom Hügel herunter. Denn was entzücket mehr als die schöne Natur, wenn sie in harmonischer Unordnung ihre unendlich mannigfaltigen Schönheiten verwendet? Zu kühner Mensch! Was unterwindest du dich, die Natur durch weiter nachahmende Künste zu schmücken? Baue Labyrinthe von grünen Wänden, und laß den gespitzten Taxus in abgemessener Weite empor stehen; die Gänge seyn reiner Sand, daß keine gestrüchgen den wandelnden Fußtritt verwirren; mir gefällt die ländliche Wiese und der verwilderte Hayn; ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimern Regeln der Harmonie und der Schönheit geordnet die unsere Seele voll sanften Entzückens empfindet.

Auch

Auch würde ich in einsamen Gegenden irren, im Labyrinthe des Gesträuches, am verführenden Ufer eines Baches. Da würde ein dunkler Schatte zur Ruhe mich locken, dort ein rauschender Wasserfall, von jeden Fußsteige fern. O wie ist es lieblich! wenn, ferne von allem Getümmel, kein ander Geräusch um uns her tönt, als ein naher Bach, der das Sumsen der Biene, oder das Rauschen der Eidexe, die durch das Gras wischt. Wenn unter dem einsamen Laubdache Schatten und seltenes Licht auf dem dichterischen Blatte auf meiner Schoose spielen, und nichts mich stört als wenns ein sanfter Wind überwälzt, oder die kleine Heuschreck mit verirrten Sprung auf selbigen sich hinsetzt, sich wundert und schnell wieder abspringt.

Oft würde ich bey sanftem Mondschein bis zur Mitternacht wandeln, in einsamen frohen Betrachtungen über den harmonischen Weltbau, wenn unzählbare Welten und Sonnen über mich leuchten.

Auch den Landmann würde ich besuchen, wenn er beym furchenziehenden Pfluge singt!

oder die frohen Reihen der Schnitter: wenn sie ihre ländlichen Lieder singen, und hörte ihre frohen Geschichten und ihren muntern Scherz; oder wenn der Herbst kömmt, und die Bäume bunt färbet, dann würde ich die gesangvollen Weinhügel besuchen, wenn die Mädchen und die Jünglinge im Rebenhayn lachen und die reifen Trauben sammeln. Wenn der Reichthum des Herbstes gesammelt ist, dann gehen sie jauchzend zu der Hütte zurück, wo der Kelter lautes Knarren weit umher tönt; sie sammeln sich in der Hütte, wo ein frohes Mahl sie erwartet. Der erste Hunger ist gestillet, ietzt kömmt der ländliche Scherz und das laute Lachen, indeß daß der freundliche Wirth die Weinflaschen wieder auffüllt, und zur Freude sie aufmahnet. Kunz erzählt jtzt, wie er große Reisen gethan hat, bis weit in Schwaben hinaus; und wie er Häuser gesehen, nach größer und schöner als die Kirch im Dorfe, und wie einen Herrn sechs schöne Rosse in einem gläsernen Wagen gezogen haben, schöner als das Beste, daß der Müller im Thal hat; und wie die Bauern da mit grünen spitzen Hüten gehen. So erzählte er Vieles, indeß daß der junge Knecht, aufmerksam den offenen Mund

auf die unterstützende Hand gelehnet, bald vergessen hätte, daß sein Mädchen an seiner Seite sitzt. Dann erzählt Hans, wie seinen Rachbar ein Irrwisch verfolgt hat, und wie er ihm auf dem Korb gesessen, er hätte ihn bis unter die Dachrinne verfolgt, wenn er nicht eins geschworen hätte. Aber itzt gehen sie aus der Hütte, um beym Mondscheine zu tanzen, bis die Mitternacht sie zur Ruhe ruft.

Wenn aber trübe Tage mit frostigem Regen, oder der herbe Winter, oder die schwüle Hitze des Sommers den Spatziergang mir verböten, dann würde ich ins einsame Zimmer mich schließen; mich unterhielte da die edelste Gesellschaft, der Stolz und die Ehre eines jeden Jahrhunderts; die großen Geister, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegossen haben: edle Gesellschaft, die unsre Seele zu ihrer Würde erhebt! der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur in fernen Welttheilen. Der deckt mir die Geheimnisse der Natur auf, und führt mich in ihre geheime Werkstadt; der würde mich die Oeconomie ganzer Nationen lehren und ihre

Geschichte, die Schand und die Ehre des Menschengeschlechts. Der kehrt mich die Größe und die Bestimmung unsrer Seele und die reinvolle Tugend; um mich her stünden die Weisen und die Sänger des Alterthums; ihr Pfad ist der Pfad zum wahren Schönen, aber nur wenige wagen sich hin, das blöde Haupt macht tausende schwindlicht zurückgehen, auf eine leichtere Bahn voll Flittergold und geruchloser Blumen. Solle ich die wenigen nennen? Du schöpfrischer Klopstock! und du Bodmer! der du mit Breitingern die Fackel der Kritick aufgestecket hast, den Irrlichtern entgegen, die in Sümpfe oder dürre Einöden verführen. Und du Wieland (oft besucht deine Muse ihre Schwester, die ernste Weltweisheit und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimtesten Kammern und bildet ihn zu reitzenden Grazien), oft sollen eure Lieder in heiliges Entzücken mich hinreißen. Auch du, malerischer von Kleist! sanft entzückt mich dein Lied, wie ein halbes Abendroth; zufrieden ist dann mein Herz und still, wie die Gegend beym Schimmer des Monds. Auch du Gleim! wann du die lächelnden Empfindungen unsers Herzens singest; und unschuldigen Scherz. —

Doch

Doch sollte ich euch alle nennen, ihr wenigen?
Euch zu verkennen ist Schande; der späteste
Enkel wird eure Namen mit Ehrfurcht nennen.

Auch ich schreibe dann die Lieder hin, die ich auf einsamen Spatziergängen gedacht, im dunkeln Hayne, oder beym rauschenden Wasserfalle, oder im Traubengeländer beym Schimmer des Monds. Oder ich sähe im Kupferstiche, wie große Künstler die Natur nachgeahmet haben, oder ich versuchte es selbst, ihre schönen Auftritte auf dem gespanneten Tuche nachzuschaffen.

Oft würde ein lautes Klopfen von meiner Thüre mich stören. Wie entzückt wäre ich, wenn dann beym Eröffnen ein Freund in die offenen Arme mir eilte! oft fände ich sie auch, wenn ich vom Spatziergang zurück der einsamen Hütte mich näherte; einzeln oder in Truppen mir entgegen grüssen. Gesellschaftlich würden wir dann die schönsten Gegenden durchirren unter mannigfaltigen Gesprächen, oft ernsthafter oft froher, mit freundschaftlichen Entzücken und muntern Scherzen vermischet, würden die Stunden uns zu schnell vorbey hüpfen. Hun-

ger würde die Kost uns würzen, die mein Garten mir gäbe und der Teich und mein belebter Hof. Wir fänden sie bey der Rückkunft unter einem Traubengeländer, oder in der schattichten Hütte im Garten aufgetischet. Oft auch säßen wir beym Mondscheine in der Laube beym bescheidenen Kelchglase, bey frohen Liedern und munterm Scherze; es wäre dann, daß der Nachtigall melancholisches Lied uns aufmerken hieße.

Aber, was träume ich? Zu lang, zu lang schon hat meine Phantasie dich verfolget, dich, eiteln Traum! Eitler Wunsch! Nie werde ich deine Erfüllung sehen. Immer ist der Mensch unzufrieden; wir sehen weit hinaus auf fremde Gefilde von Glück, aber Labyrinthe versperren den Zugang; und dann seufzen wir hin und vergessen das Gute zu bemerken, das jedem auf der angewiesenen Bahne des Lebens bescheert ist. Unser wahres Glück ist die Tugend. Der ist ein Weiser, und glücklich, der willig die Stelle ausfüllt, die der Baumeister, der den Plan des Ganzen denkt, ihm bestimmt hat. Ja du göttliche Tugend, du bist unser Glück; du streust Freud und Seligkeit in jedem Stand auf unsere Tage. O wen soll ich beneiden, wenn

ich

ich durch dich beglückt die Laufbahn meines Lebens vollende? Dann sterbe ich froh, von Edeln beweint, die mich um deinetwillen liebten; von euch beweint, ihr Freunde! wenn ihr beym Hügel meines Grabes vorbey geht, dann drucket euch die Hand, dann umarmet euch. Hier liegt sein Staub, sagt ihr: des redlichen, aber GOtt belohnt seine Bemühung, glücklich zu seyn, itzt mit ewigem Glücke: bald aber wird unser Staub auch da liegen, und dann genießen wir mit ihm das ewige Glück. Und du, geliebte Freundinn! wann du beym Hügel meines Grabes vorüber gehest, wenn die Maaßlieben und die Ringelblumen von meinem Grabe dir winken, dann steige eine Thräne dir ins Auge; und ists den Seligen vergönnt, die Gegend, die wir bewohnt, und die stillen Hayne zu besuchen, wo wir oft in seligen Stunden unsrer Seele große Bestimmung dachten, und unsre Freunde zu umduften, dann wird meine Seele dich oft umschweben; oft, wenn du voll edler hoher Empfindung einsam nachdenkest, wird ein sanftes Wehen deine Wadgen berühren; dann dann gehe ein sanftes Schauern durch deine Seele!

Geßner.

Der abgeworfene Reuter.

Auf einem ausgedienten Pferde
Langt ein gewisser Mensch, den ich nicht
nennen kann,
Vor kurzer Zeit in unsrer Hauptstadt an.
Friedfertig hieng das Pferd den trägen Kopf
zur Erde.
Wie aus der hungrigen Geberde,
Dem stillen, dem gelaßnen Schritt
Und der Geduld, mit der sein Herr es ritt,
Ein jeder, der es sah, erkannte,
So war es vom Geschlecht der steifen Roß-
niante.

Es war zur Vorstadt kaum herein:
So stolpert es so stark auf einem Pflasterstein,
Das sich sein Herr darauf nicht zu erhalten
wußte,
Und er herab aufs harte Pflaster mußte.

Als diesen Fall, indem es noch geschieht,
Ein artigs Burgermädchen sieht,
Lacht sie dabey ganz ausgelassen,
Der Reuter, welcher nicht viel Scherz vertragen kann,
Spricht: kennt sie auch dieß Pferd? Es stolpert nur alsdann,
Wanns eine Jungfer sieht, die gern heirathen möchte
Doch — Sie versteht mich wohl, zur Rache lacht er drauf,
Wie einer lacht dem jtzt ein Einfall glücket,
Sie hört die Schmeicheley, die aber nicht entzücket;
Doch da sie sich gleich in dieselbe schicket:
So schreyt sie ängstlich: Herr, Steigt ja nicht wieder auf!
Geht lieber in die Stadt! Geht, oder kehrt zurücke!
Zu Pferde brechet ihr wahrhaftig das Genicke.

Das menschliche Leben, eine beständige Mascerade.

Die Vergleichung des menschlichen Lebens mit einem Schauspiel, ist eben so alt als wohl gewählt. Gleichwie aber eine gute theatralische Vorstellung eine vollkommene Copie der Begebenheiten unter den Menschen ist: also sollte auch die wirkliche Aufführung der Menschen billig eine Nachahmuug eines regelmäßig eingerichteten Schauspiels seyn. Auf dem Theater herrscht durch das ganze Stück eine einzige Handlung, auf die sich, als auf den Mittelpunct, alle Vorstellungen und Handlungen der spielenden Personen so beziehen müssen, daß sie als Theile am Ende ein vollständiges Ganzes ausmachen, so, daß die Zuschauer, wenn der Vorhang fällt, eine vollständige Einsicht von einer merkwürdigen Geschichte mit nach Hause nehmen können. Eben so hat das Leben, welches

ches alle vernünftige Geschöpfe führen, eine Haupt-
handlung zu seinem Endzweck, zu welcher sich
alle Bemühungen und Verrichtungen aller ein-
zelnen Menschen passen müssen, nämlich die
gemeinschaftliche Glückseligkeit, mit der die Be-
förderung der Ehre des Schöpfers unzertren-
lich verbunden ist. Dieser wichtige Gegenstand
ist die allgemeine und große Regel, aus wel-
cher alle übrige Gesetze hergeleitet werden kön-
nen und müssen, denen ein jeder nach seinem
besondern Stande und Beruf folgen soll. Und
wenn dieses ein jeder Mensch beobachtete, so
würde in der ganzen menschlichen Gesellschaft
eine Uebereinstimmung entstehen, die, weil sie
in unzähligen verschiedenen Handlungen sichtbar
wäre, dem Ganzen eine Schönheit ertheilte, die
einen weisen Geist eben so entzücken würde, als
die schöne Harmonie in der Natur. Alsdann
würde auch ein jeder von seiner Rolle Ehre
haben. Und darauf zielen die schönen Worte
eines von den Alten, wenn er sagt: „ Ge-
„ denke stäts, daß du dich in diesem Leben als
„ auf einer Scene befindest. Ein Acteur, der
„ die niedrigste Rolle vorstellet, wird, wenn
„ er sie gut spielt, eben sowohl bewundert und
„ gerühmet, als derjenige, welcher die Person

„ eines Königs vorstellt. Spiele du nur vom
„ Anfang bis zum Ende die Rolle eines Ar=
„ men, eines Handwerkers gut, so wirst du,
„ wenn du von der Scene abtrittst, Lob, Ehre
„ und Belohnung davon tragen. Darum be=
„ kümmere dich nicht, was du für eine Rolle
„ bekömmst. Dafür lasse den Meister des gan=
„ zen Spiels sorgen. Er muß es wissen, wo=
„ zu sich ein jeder der Acteurs am besten schickt. „
Gewiß, Worte und ein Bild, worinn die größte Weisheit steckt. Wie vernünftig, wie schön, wie nützlich würden wir nicht handeln, wenn nur ein jeder seine Rolle gut spielte, und ich setze noch hinzu, wie leicht würde uns nicht dieses werden. Allein, eben daher rühren die vielen Unordnungen und Verwirrungen in der menschlichen Gesellschaft, daß die allerwenigsten weder der großen Hauptregel des ganzen Schauspiels, noch den besondern Gesetzen, wornach eine jede besondere Rolle vorgestellet werden muß, folgen.

Die allermeisten verrichten hingegen ganz andere Handlungen, als welche ihrem Stande und Beruf gemäß sind. Deßwegen habe ich es gewaget, und habe wegen der gewöhnlichen

Auf=

Aufführung der Menschen in dieser Welt das menschliche Leben eine Mascerade genennet. Die Vergleichung fället einem jeden in die Augen. Auf einer Mascerade in Paris erscheinet der Minister in dem Habit eines Pachters, der Landedelmann in der Larve eines Kutschers, der Abbe in dem Aufzug eines Petitmaiters, die Staatdame hat sich wie eine Bauersfrau angekleidet, die alte Dame sieht einer Coquette ähnlich, und die junge Schöne einem alten Mütterchen. Der Hof lachet über dieses Spiel und denkt nicht daran, daß es alle Tage im Pallast mit den ernsthaftesten Mienen wiederholet wird. Allein, gleichwie das gemeine bürgerliche Leben die großen Thorheiten nur ins Kleine bringet: also dürfen wir nicht erst nach Venedig reisen, um eine solche theure Mummerey mit anzusehen. Wir haben sie in der Nähe: ja, wir sind selbst mitten unter diesen vermummten Personen, und spielen unsere Rollen mit, einige ernsthaft, andere lustig.

Ich will jetzt nicht die allgemeinen Anmerkungen aller Moralisten, von der mannigfaltigen Vorstellung der Menschen, wodurch sie sich einander wechselsweise betrügen und täuschen,

schen, wiederholen, noch den tückischen Feind unter der Larve der Freundschaft, und den heimlichen Bösewicht in der andächtigen Miene eines Heiligen auftreten lassen. Ich will vielmehr mein Augenmerk dießmal nur auf die bürgerliche Verfassung und auf das Verhältniß der gesellschaftlichen Pflichten gegen einander einschrenken: und da werden meinen Lesern, statt der erdichteten Namen, von selbst manche von den wahren beyfallen.

Mollis ist ein Mann; noch mehr, ein angesehener Mann, der eine vornehme Kriegsbedienung hat, die ein recht männliches Wesen erfodert. Weil er aber mehr in der Küche mit den Köchen an dem Küchenzettel, als in seinem Cabinet mit den andern Generalen an Plans arbeitet; weil er sich besser auf den Zuschnitt eines guten Kleides, als auf den Riß einer Vestung oder eines Landes versteht; so würde wohl der Maler nicht unrecht thun, wenn er neben ihm statt des Helms einen Kopfzeug mahlete, und seine zarte Brust vielmehr mit einem Schnürleib, als mit einem harten und unbequemen Harnisch verwahrte.

Ich verehre alle Alten als Väter, und ihr weißer Kopf erinnert mich schon, daß ich Verdiensten und einer geübten Tugend und Weisheit die schuldige Ehrerbietung mit innigen Vergnügen beweise. Aber Geron, eure muthwillige und lasterhafte Reden und Scherze haben mir dieses gute Vorurtheil, welches ich für ein graues Haupt hegte, benommen. Pfuy! wie häßlich ließ es, da ihr einer Gesellschaft von Studenten die muthwilligen und gottlosen Streiche mit Lachen erzähltet, die ihr in euren Schul- und Universitätsjahren habt ausgehen lassen. Ihr spieltet nicht die Rolle eines ernsthaften und tugendhaften Greises, sondern eines recht boshaften und liederlichen jungen Menschen. Ich kenne euch nun ganz genau, und ich glaube nun die Gerüchte ganz wohl, die von euren jüngern Jahren in der Stadt herumgehen. Soltet ihr nicht jetzt vielmehr die Person eines aufrichtigen Bußfertigen vorstellen, und wenigstens den kleinen Rest eures Lebens zur Erbauung anwenden, da ihr mehr als die Hälfte desselben unschuldige Herzen zu ärgern, angewendet habt?

Doch, wir wollen erträglichere Rollen auftreten lassen, deren Thorheit weniger anstößig ist, um zu zeigen, wie wenig die Menschen sich um die mit ihrem Stande und Beruf verknüpften Pflichten bekümmern, und wie sie sich hingegen mit ganz entgegen gesetzten Dingen abgeben. Meister Einsicht, der mir bisher die Kleider gemacht hat, und sich, weil er seine Profession sehr wohl kann, davon reichlich genährt hat, kommt nun ganz herunter, seitdem er die Nadel weggeworfen, und sich mit der Verfertigung eines Plans zu einem allgemeinen Frieden den Kopf zu zerbrechen angefangen hat. Die Landkarte von Europa liegt beständig auf dem Tisch, und die Altonaer Zeitung darneben. Ob er gleich, indem er großen Herren ganze Königreiche austheilt, selber um alles, was er noch hat, kommt: so läßt er doch von seinem närrischen Projectmachen nicht ab. Sein Gevatter, der Kaufmann Tiefsinn, rechnet dagegen die Zahl des Thiers in der Offenbarung Johannis aus, und vergißt darüber die Rechnung in seinen Handlungsbüchern. Der Schwager dieses letztern, ein Advocat, sucht den Stein der Weisen und sitzt in seinem Laboratorium. Die Clienten seufzen über seine

Nach=

Nachläßigkeit, und in so großem Ansehen er bisher gestanden hat, so sehr fällt jetzt dasselbe und zugleich auch seine Einnahme.

Der Doctor — steckte seit dem vergangenen Frühling den ganzen Tag in seinem Insectencabinet, tödtete Schmetterlinge und Käfer, und steckte sie auf Nadeln. Darüber starben ihm ein paar wichtige Patienten weg, die er, wenn er sie fleißig besucht hätte, würde haben retten können; und nunmehr ist auch das Vertrauen zu ihm merklich gefallen.

Unter meinem Fenster reitet alle Tage etlichemal ein Studente vorbey, der das Reiten, wie ich gehöret habe, bis zur Vollkommenheit eines guten Stallmeisters bringen will. Und doch schickt ihm die Obrigkeit in seinem Vaterlande jährlich über zweyhundert Thaler Wechsel, daß er auf einen recht gelehrten Theologen studiren solle.

Ich verschonte ihrer zwar gern, Herr Grimmhart, denn sie sind in der That ein gelehrter und geschickter Schulmann. Doch, da sie so viele artige Kinder schon zu schanden geschla-

schlagen habet, so muß ich es ihnen sagen, sie stellen einen recht tüchtigen Zuchtknecht vor, da sie doch auf einen liebreichen Tugendlehrer besoldet werden.

Hier müssen wir stille stehen. Denn es ist mehr als zu deutlich, daß alle Verwirrung und Unordnung im gemeinen Leben daher rühret, daß fast kein einziger die Person recht vorstellet, die er eigentlich vorstellen soll, sondern eine ganz andere. Darüber werden die meisten Aemter schlecht verwaltet. Endlich wird man von der Scene vom Tode abgerufen: man hat nichts gethan und man siehet es zu spät ein, daß man eine ganz fremde Person gespielet, und eine ganz andere hätte vorstellen sollen. Wie nöthig ist es nicht demnach, daß man sich täglich selber frage: wer bist du, nnd warum bist du auf den Schauplatz gestellet worden?

Reich der Natur und Sitten.

An

An Thyrsis.

Mein Thyrsis laß dich nicht von Gram und Furcht besiegen,
Den Geyern des Gemüths, du lebest zum Vergnügen.
Was machst du dir stets alten Kummer neu!
Bleib nur der Redlichkeit, bleib nur dem Himmel treu.
So wirst du bald den Neid bekämpfen,
Und Schmach und Lästerungen dämpfen.
Sieh! wies der Adler macht, den plötzlich eine Natter
Die aus dem Strauche fährt, umschlingt.
Er kämpft mit Macht und dringt
Mit ihr hoch in die Luft, zerreißt sie mit den Klauen.
Und schleudert sie herab, und fliegt in stolzer Ruhe
Wie sonst der Sonne zu.

Kleist.

Der Affe.

Kaum war der Schatten eines alten bösen Affen nach seinem Tode in dem Reiche des Pluto angelanget, als er auch schon wieder zu den Lebendigen zurück zu kehren verlangte. Pluto wollte ihm den Leib eines schweren und dummen Esels zu seiner künftigen Wohnung anweisen, um dadurch seine vorige List und Bosheit zu bestrafen; aber er machte in dem Augenblick so viele kurzweilige und lustige Sprünge, daß der sonst unbewegliche König der Hölle sich des Lachens nicht erwehren konnte. Er ließ ihm also die eigne Wahl seiner Standesveränderung. Der Affe bath, daß er in den Leib eines Pappageyen wandern möchte: Zum wenigsten, sprach er, behalte ich so doch einige Gleichheit mit den Menschen, denen ich so lange nachahmte. Als ich noch ein Affe war, machte ich so gute Grimassen, als sie, und als ein Papagey werde ich mich in ihre artigsten Gespräche mischen. So bald nur die Se-

le des Affen dieſes neue Handwerk trieb, kaufte ihn eine alte geſchwätzige Frau. Er ward im Kurzen ihr einziges und gröſztes Vergnügen. Er ſaß in einem koſtbaren Käfig, hatte die niedlichſte Tafel, und plauderte den ganzen Tag mit ſeiner alten Närrinn, die eine ſo vernünftig, als der andere. Zu ſeinem neuen Talente, jedermann den Kopf voll zu ſchreyen, ſetzte er noch etwas von ſeiner vorigen Profeßion hinzu. Er bewegte auf eine lächerliche Art ſein Köpfgen, knackte mit dem Schnabel, ſchäckerte mit den Flügeln, und machte viele und mancherley Sprünge, die ſeinen vorigen Sprüngen beynahe gleich waren. Faſt in jedem Augenblicke ergriff die Alte ihre Brille, um ihn von neuem zu bewundern. Nichts ärgerte ſie mehr, als daß ſie ſchon ein wenig taub wär, und folglich viele Worte von ihrem Papagey verlohr, bey dem ſie mehr als menſchlichen Verſtand zu finden glaubte. Der Papagey wurde dadurch verzogen, und begunte ſo liederlich als unverſchämt und närriſch zu werden. Er lärmte ſo ſehr in ſeinem Käfig, und ſoff mit der Alten ſo viel Wein, daß er darüber ſtarb. Er kam wieder zum Pluto, der ihn dießmal in den Leib eines Fiſches verſetzen wollte,

te, um ihn für sein vieles Geplauder sprachlos zu machen; jedoch er wußte sich durch seine Possen dem Könige der Schatten von neuen gefällig zu machen, und die Fürsten widerstehen nicht leicht den Bitten kurzweiliger Ratthe, die ihnen schmeicheln. Pluto vergönnte ihm also, in den Leib eines Menschen zu fahren; weil aber dieser Gott sich doch schämte, ihn in den Leib eines klugen und tugendhaften Menschen zu schicken, so bestimmte er denselben für einen langweiligen und verdrießlichen Redner, welcher log, sich immer selbst lobte, lächerliche Geberden machte, über jedermann spottete, und die artigsten und vernünftigsten Gespräche störte, um nichts als die gröbsten Thorheiten vorzubringen. In diesem neuen Stande sah ihn Merkur. Ha! sagte er lachend: Ich kenne dich Freund! Du bist nichts als ein zusammengesetzter Affe und Papagey, die ich vor diesem gesehen habe. Wer dir deine Geberden und die Worte nehmen sollte, die du ohne Verstand auswendig gelernet hast, der würde dir gar nichts lassen. Aus einem Affen und Papageyen konnte nur ein närrischer Mensch werden, und wie viele deines gleichen sind noch in der Welt, die durch Grimassen

und

und Geplauder, ohne Vernunft und Klugheit, sich dennoch ein großes Ansehen geben!

Krüger.

Die Frage.

Wie leicht kann man in Fragen fehlen!
Kautz fragte seinen Freund bey einer Kanne Wein
Wie viel vermeynst du wohl, daß ohne dich zu zählen
Im Städtchen damme Esel seyn?
Was? — fuhr der hitzig aus; Was? — ohne mich zu zählen?
Ey, sagte Kautz; hör auf zu schreyn!
Ich will die Frage klüger wählen.
Wohlan! dich mitgezählt, wie viele werden seyn?

Eberlein.

Die Ergötzlichkeiten.

Die Ergötzlichkeiten bestimmt man nicht, man fühlet sie nur. Ihre Herrschaft ist die alleruneingeschränkteste. Sich ihnen gänzlich entziehen wollen, ist eine Unmöglichkeit; sich ihnen knechtisch unterwerfen, heißt sich zu sehr erniedrigen. Ich sah jene, die ohne alles Vergnügen leben wollten, sich den Gränzen der Thorheit nahen: und jene, die sich ihm gänzlich weiheten, viehisch, unsinnig und unkennbar werden. Die Ersteren vergessen, aus was sie zusammengesetzt sind; und da sie nur Geister seyn wollen, hören sie auf vernünftig zu seyn. Die Anderen wissen nicht, was sie ihrer Seele, ihrem edelsten Theile, schuldig sind; sie machen sich dem Viehe gleich, dessen Neigungen sie folgen. Es ist gefährlicher, sich gänzlich den Lüsten ergeben, als sich ihrer völlig berauben: aber beydes läuft wider die Vernunft.

Wir

Wir bestehen aus zwo vereinten Kräften, welche in sich selbst eben so unbegreiflich sind, als in der Art, durch die sie vereinigt werden: unsere Unwissenheit in diesem Stücke hindert keineswegs, daß wir nicht wissen sollten, daß eine jede ihr nur eigenes Vergnügen habe.

Man unterscheidet das Vergnügen der Seele von dem Vergnügen der Sinne. Ich untersuche hier nicht, ob das Letztere nicht von dem Ersteren abhange; ob es ein Vergnügen geben könne, an dem die Seele keinen Theil hat: was ich weis, ist, daß das Vergnügen der Seele jedem andern vorgehe, daß man über lang oder kurz sich schäme, sich einem Vergnügen überlassen zu haben, welches sie verwarf; daß es Wollüste gebe, welche die Seele herunter setzen, welche sie verächtlich machen, denen sie widerstrebt. Da sie aus der Unordnung entspringen, so bringen sie auch entgegen in den Glücksumständen, in der Gesundheit, in dem guten Namen, in der Lebensweise traurige Veränderungen hervor, von denen man umsonst sich bemühet zurück zu kehren.

Unglücklich sind jene, welche durch das Wort Vergnügen, nur das Vergnügen der Sinne ver-

stehen: dieses führet sie zu großen Ausschweifungen, und leistet ihnen dennoch niemal ein gänzliches Genügen. Die Menschen mißkennen ihre eigenen Vortheile, da sie sich nicht gewißere Grundsätze vom Vergnügen machen: unfähig das Vergnügen der Seele zu erkennen, welches immer daurt, und sie wider alle Zufälle des Lebens sichert, jagen sie nur den vergänglichen Lüsten nach, die von ihnen nicht abhangen, und die eben zu jener Zeit aufhören, da sie derselben am meisten nöthig haben, um die Bitterkeit ihres Lebens zu versüßen. Die Lebhaftigkeit derselben ist die Ursache ihrer kurzen Dauer. Können wohl einige kurzen Augenblicke des Vergnügens in einem langen Leben die Menschen also blenden, daß sie die Nichtigkeit derselben nicht einsehen, und ihnen den ersten, den vorzüglichsten Platz in ihrem Herzen einräumen?

Früh muß man seine Seele das nur ihr eigene Vergnügen schmecken lassen, um die Früchte davon in dem hohen Alter oder zur Zeit der Krankheiten zu sammeln.

Nachdenken, Kenntnisse und Ueberlegungen sind es nur, welche die Menschen zu jenem glück-

glücklichen Stande erheben, in welchem sie das wahrhaft vollkommene Vergnügen fühlen. So wenig man auch die Menschen kennet, so merkt man doch zur Schande seines Geschlechts, daß die Fröhlichkeit, die gute Laune, die Annehmlichkeiten des Lebens mit dem, was man Lüste zu nennen pflegt, aufhören. Man kann sich kaum überreden, daß die Einweichung der sinnlichen Ergötzlichkeiten zu andern führe, daß man dann ein anders Vergnügen dafür einzutauschen im Stande sey: man wird von der Gewohnheit hingerissen, man fühlet bloß das unerträgliche Gewicht ihrer Bande, ohne sie zerreißen, oder ihre Schwere vermindern zu können.

Man würde sich stark betrügen, wenn man glaubte, daß nicht alle Seelen jenes reinen Vergnügens, welches so viel Nutzen schaft, fähig wären. Alle Menschen werden beynahe von eben denselben Dingen gerühret.

Die Wißbegierde kömmt bloß jenen fremd vor, denen niemal bekannt gewesen, daß es welche gebe: man kann leicht sagen, daß die Bücher müde machen; aber dieß ist von kurzer Dauer; jene, die Muthes genug hatten, die

erste Widerstrebung zu überwinden, finden jetzt in Lesung der Bücher ihr grösstes Vergnügen. Die Bücher sind der Seele das, was die Nahrung dem Körper ist: sie schmachtet, sie darbt, sie wird gleichsam vernichtet, ohne diese Speise, deren Stelle nur selten der Umgang mit Menschen vertreten kann.

Der Anblick schöner Dinge, die Verwunderung, die sie erwecken, die Gedanken, die sie hervorbringen, die Kenntnisse, die sie geben, die Empfindung, die sie verursachen, die neuen Entdeckungen, zu denen sie Anlaß geben, werden unversiegliche Quellen des Vergnügens. Der Geist ist in einem gewißen Verstande unendlich: er nützt sich nicht ab: er macht sich vollkommener durch die Uebung.

Die Menschen werden immer mehr leichtsinnig, als bös seyn. Von Hochmuth aufgeblasen glauben sie fest, sie seyn über das Sinnliche weg. Sie vergeistern sich mehr, als sie sollten; und wenn es zu Ergötzlichkeiten kömmt, so sind sie irdisch, unlauter, körperlich.

Ich wollte gern jene fragen, welche eine gar zu große Fertigkeit sich zu belustigen ver-

der-

berbet hat, welche man für unglücklich hält, weil ihnen keine Hoffnung des Vergnügens mehr übrig ist, ich wollte sie fragen, ob sie das Buch der Welt, welches so viele verschiedenen Unterhaltungen darbeut, schon gänzlich erschöpfet haben, ob es ihnen an den Werken der Natur eckle, besonders, wenn sie selbe ihrer Aufmerksamkeit gewürdiget haben; ob sie keine Lust in Uebung der Künste und der Gemüthsgaben finden; ob sie für das Vergnügen andere glücklich zu machen taub und unfühlbar sind; ob das Glück zu lieben und geliebt zu werden keinen Reitz für sie mehr habe?

Die Ergötzungen fliehen keineswegs vor uns: sie zeigen sich uns auf tausend verschiedene Arten. Sie biethen sich mit Haufen an. Sie beklagen sich nicht, wenn man eine der andern vorziehet: für alle Gemüthsarten, für alle Stände giebt es welche. Wenn wir übel wählen, so müssen wir es uns selbst vorrüpfen: wir werden wegen unsrer schlechten Wahl mit Unmuth und Verdruß, worein wir gewiß fallen, gestrafet.

Man beneidet bisweilen das Vergnügen jener, deren Glücksstand man verachten: man

hätte

hätte eben so viel des Vergnügens, als sie, ja mehr als sie, wenn man sich überreden könnte, daß die Arbeit eine Quelle des Vergnügens, und vielleicht die sicherste sey. Ein müßiges Leben ist nothwendig ein trauriges Leben.

Sie leben in der Welt, mein lieber Arist! sie werden bald sehen, daß die verdrüßlichsten Leute jene seyn, welche müßig gehen: sie sind auch andern die beschwerlichsten. Sie sind sich selber, ihrer Familie, ihren Freunden, auch so gar jenen zur Last, die sie nicht kennen: bloß ihr Anblick erweckt bey allen Unmuth.

Der berühmte Pelisson unterhielt sich auch in der Bastille; er machte eine Spinne zahm. Nicht leicht läßt sich das bestimmen, was die Arbeit auf den Geist wirket; das unermessene Leere, welches sie ausfüllt, dieß ist eine mechanische Erscheinung, deren Wirkungen eben so gewiß und eben so merklich sind, als die Art, auf welche sie geschehen, unbekannt ist.

Man hält dafür, daß es die großen Unglücke sind, welche die Menschen zu grund richten: die Unthätigkeit ist es, die derselben Folge

ist,

ist, und welche von der Kleinmuth geboren wird. Die Einbildungskraft ganz von dem gemachten Falle eingenommen schildert ihnen mit lebhaften Farben nur jenes, was sie gewesen sind, und jenes, was sie jetzt sind. Eine Arbeit, die sie nicht für fähig halten, sie in ihren alten Stand zu übersetzen, ist für sie abgeschmackt: sie sehen nicht ein, wie nöthig sie sey, um ihr Unglück, das ihnen stäts vor Augen schwebt, zu tilgen. Das Schmachten und der fast unermeidliche Tod ihres gleichen sind nur traurige und fruchtlose Proben der Schwäche des menschlichen Geistes.

Der Dictator vom Pfluge zur Feldherrnstelle geruffen, kehrte zu selben willig und gern zurück, wenn das End des Krieges, oder eine Staatsveränderung ihn nach Haus rief. War dieß bey den Römern eine Wirkung ihres erhabenen Geistes, den wir in so vielen Gelegenheiten zu erkennen gezwungen sind? Sie starben nicht davon wie wir, weil die Liebe zur Arbeit ein unterscheidendes Zeichen ihrer Nation war, wie der Müßiggang vielleicht ein Fehler der unsrigen ist.

Man nimmt, um sich Vergnügen zu verschaffen, seine Zuflucht zu vielen Dingen, welche nicht so viel werth sind, als die Arbeit; man verachtet dieses Mittel, weil es leicht ist. Sie gleicht einem Arzte, der gar kein Zutrauen verdienet: er ordnet nur einfache Curen.

Freundschaftsräthe.

Die

Die wider den Cäsar ver=
verschworne Helden.

Eine anakreontische Ode.

Caßius. Decimus. Brutus. Cimber.

Caßius.

Jetzt, Helden! laßt uns rühmlich sterben,
Eh Rom noch Königsfesseln trägt.
Wer sollte nicht mit Lust verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederschlägt?

Decimus.

Ja — aber ohne Rache sterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt ich Muth und Hand?

Caßius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch einen freyen Morgen,
So hat die Knechtschaft uns ereilt.

Bru=

Brutus.

Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken.
Mit Zittern zwar, doch drück ich ihn.

Caßius.

Du? Deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom steht, wenn Brutus Brutus ist.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beyde bist.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König seyn.
Denn könnt ich einen Herrn vertragen,
Vertrüg ich allererst den Wein.

Leßing.

In Wasserburgerlädel allhier, wie auch im akademischen Buchladen ist zu haben: kurzgefaßte Geschichte des schmerzlichen Leidens Jesu Christi in einer Rede am grünen Donnerstag; mit behörig beygedruckter freysingischen Ordinariats-Censura. München 1768. Mit den feinsten Lettern gedruckt.

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Sechstes Monathstück.

Im März 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10016558

10016558

Ode
auf
die Charwoche.

Der Gottversöhner.

Erbebt und bethet an zur
Erde!
Im tiefsten Staube! jeder werde
Bekümmerniß und werde
Schmerz!
Ach! Schauer, Schauer, Todesstille
Ergreif euch, und der Schrecken Fülle
Erströme sich in euer Herz!

Verstummt! erzittert! trauert! weinet!
Sinkt tiefer hin! entsetzet euch!
Der, der euch richtet, GOtt erscheinet;
Dem Richter ist kein Richter gleich!

Die Himmel unter ihm zerrißen
Erseufzen! unter seinen Füssen
Strömmt eine dunkle lange Nacht.
Er kömmt, er kömmt GOtt zu vergelten;
In ihrem Laufe stehn die Welten,
Versunken in die neue Nacht.
Und aller Sternen Harmonien
Verstummen. Jeder Stern erklang
Zum Lobe GOttes: sie entfliehen,
Und tönen keinen Lobgesang.

Tief ist die Pause! jede Wohne
Der Schöpfung ist dahin! die Sonne,
Sie ängstigt und verfinstert sich!
Was ist euch, daß ihr GOtt zu Ehren
Nicht singt, daß ihr verstummt, ihr Sphären?
O Sonne! wer verfinstert dich?
Weh, wehe, wehe, dem Geschlechte
Der Uebertreter! GOtt erscheint,
Daß er mit den Gefallnen rechte,
Der Frevler Richter und ihr Feind.

Es rüstet GOtt sich, zu verdammen;
Es brennt in allen seinen Flammen
Der fürchterliche Richterthron.
Zwar hält er immer noch die Erde
Damit sie nicht zernichtet werde;
Doch dräuet ihr Verderber schon.
Und sieben Donner GOttes tönen
Durch die bestürzten Himmel hin:
Wer will die Sünder mir versöhnen,
Wie, mir, der ich ihr Richter bin?

Die Himmel trauern und am Throne
Nimmt jeder Cherub seine Krone
Und wirft sie hin und bethet an!
Und ihr verhülltes Antlitz beuget
Sich immer tiefer! jeder schweiget,
Weil keiner ihn versöhnen kann.
Und sieben Donner GOttes tönen
Noch einmal durch die Himmel hin:
Wer will die Sünder mir versöhnen
Wie, mir, der ich ihr Richter bin?

Da schauert durch des Himmels Chöre
Ein dreymal Heilig! alle Heere
Erbeben! Niemand spricht: Ich will!
Die Erd' entschließt sich und es thürmen

Sich ihre Gluten auf und stürmen,
Und kein Erschaffner spricht: Ich will.
Die sieben Donner GOttes tönen
Furchtbarer durch die Himmel hin:
Will niemand, niemand sie versöhnen
Wie, mir, der ich ihr Richter bin.

Will niemand unser Bürge werden
Im Himmel niemand? Ist auf Erden
Nicht einer der erretten kann?
Doch nun; — allein, ihr Sünder, tretet
Von ferne! Bethet, bethet, bethet
Mit allen euren Kräften an!
Es tönt wie eines Menschen Stimme,
So tönts hinauf vom Golgatha:
Ich will versöhnen! deinem Grimme
Bin ich, mich zu verbürgen, da!

Ich, ewig hab ich es begehret
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr!
Ich habe, tief in Quaal versunken
Schon mehr als einen Kelch getrunken;
Ach wie ist deine Hand so schwer!
Allein ich will sie ganz verführen;
Laß sie in diesen Wunden ruhn!

Ver-

Vergieb, vergieb, o Vater! ihnen,
Sie wissen, HErr nicht, was sie thun!

Unendlich ists, was ist empfinde;
Doch ich, gemacht für sie zur Sünde,
Erfülle deinen Willen gern.
Ich bin durch deinen Zorn zerrüttet,
Ich bin wie Wasser ausgeschüttet;
Laß ab, laß ab, o Zorn des HErrn!
Ich wills vollenden; ich will sterben,
Ihr Bürge GOtt, dein Opfer GOtt.
Laß nur die Sünder nicht verderben,
Und rette sie durch meinen Tod!

Ihr Himmel! wißt ihr nicht zu sagen,
Wer seinen Richterzorn ertragen,
Wer uns mit ihm versöhnen kann?
Wer ist, damit wir unsre Herzen
Ihm geben, jener Mann der Schmerzen?
Ihr Himmel sagt den Namen an!
Nennt, nennt den Namen! dieser Retter
Ist mehr als eines Menschen Sohn!
Wer ist, wer ist der Keltertreter?
Es ist! — Es ist des Richters Sohn!

Es schauert durch der Himmel Chöre
Ein neues Heilig ihm zur Ehre;
Bald stralt der zweyten Schöpfung Fest.
Der Abgrund schließt sich; seine Gluten
Verlöschen! denn die Wunden bluten;
Die sich der Bürge schlagen läßt.
Die sieben Donner GOttes tönen
Nicht mehr im Himmel hin, und ruhn,
Und fragen nicht: wer will versöhnen?
Er wills, der HErr, der Sohn wills thun!

Die Engel bethen noch und beben,
Und siehe, neue Thronen heben
Sich an des Sohnes Thron empor.
Wem sind die Thronen? — Für die Sünder
Gehn sie, für GOttes neue Kinder
Aus seinem Heiligthum hervor.
Und schneller als die Blitze, schneller
Als Sonnen, strömmt ein neuer Glanz
Im Himmel; immer wird er heller
Verschönert sich und glänzet ganz.

Nur, nur am Golgatha wirds dunkler,
Und immer bänger, immer dunkler,
Und tausendfacher wird die Nacht.
Ach wie muß Er die Sünde hassen,

Da solche Quaalen ihn umfassen,
Zu schwer für der Erschaffnen Macht?
Es trägt das Weltgericht und söhnet
Der Kreutzstamm unter seiner Last:
Denn nicht ein Mensch nur, GOtt versöhnet,
Was der erzörnte Richter haßt.

O wie sie rauschen, alle Fluthen
Des Zornes GOttes! wie sie bluten
Die Wunden! seine Kraft vergeht!
Ach! wie er duldet, der Gerechte
Für euch, ihr frevelnden Geschlechte,
Für euch am Golgatha erhöht!
Nun faßt den Golgatha, Verbrecher,
Faßt, faßt den neuen Gnadenthron:
Nun wird, Jehova wird ganz Rächer,
Ganz gegen seinen eignen Sohn!

Er seufzt der Sohn: ich bin verlassen
Mein GOtt, mein GOtt, von dir verlassen;
Ganz bin ich nun dein Zorngericht!
Wie donnerts! — Heiland nicht im Tode,
Ach! GOttessohn nur nicht im Tode,
Verlaß uns im Gerichte nicht!
Erbarme dich! — Nun sinkt es nieder
Sein Haupt! Er ruft: Es ist vollbracht!

Er stirbt! — Die Himmel hallen wieder:
Es ist vollbracht! Es ist vollbracht!

Der nordische Aufseher.

Morgengedanken.

Ich erwache! Das Licht eines neuen Tages, ein unschätzbares Geschenk meines gütigen Schöpfers, erleuchtet meine Augen, und ruft mich von neuem zu den Geschäften des Lebens. Die finstren Gefahren der traurigen Nacht sind überstanden. Ich fühle meine Glieder durch einen sanften Schlaf erquicket. Leben und Gesundheit sind von neuem mein Eigenthum. Eine frische Fluth von Lebensgeistern wallet durch meine Nerven, und treibt mich an, geschäftig zu seyn. Mein erstes Geschäfte sey dem Schöpfer heilig! Wem anders, als ihm, gebühren die Erstlinge von den Kräften, welche sein Geschenk sind?

Was für zärtliche Regungen durchströmen mein Herz? GOtt! mein Vater! und mein HErr! Du Allergütigster! deine milde Hand

schen-

schenket mir mit diesem neuen Tage ein neues Leben, um deine Güte aufs neue empfinden zu können, und die zärtliche Wollust zu schmecken, welche der selige Trieb der Dankbarkeit gegen den liebenswürdigsten Wohlthäter gebiehrt. Ich hatte eben so wenig Recht, diesen Tag zu erwarten, als so viele Tausende, welche in dieser Nacht von ihrem Schicksale übereilet worden sind; denen der Schlaf zum Tode, die Zeit zur Ewigkeit geworden ist, die entschlafen sind, um nimmermehr das Sonnenlicht wieder zu sehen, und nicht eher erwachen werden, als bis diese Sonne nicht mehr seyn wird. Ach ihr! die ihr gestern noch waret, was ich heute bin, Einwohner der Körperwelt, und jetzt seyd, was ich, wer weis, wie bald? auch seyn werde, Bürger der Geisterwelt? Ach ihr! unter welchen vielleicht viele mit Anschlägen schwanger giengen, welche die heutige Sonne zur Reife bringen sollte, aber der plötzliche, der unvermuthete Todesschlag erstücket hat! ihr! die ihr den Schauer der ersten Stunde gefühlet, den man nur einmal fühlen kann, und jetzt aus Erfahrung wisset, wie sterben thut! ihr! die ihr jetzt empfunden, was Ewigkeit heiße; und deren viele wohl gar an ihrer Wirklichkeit bis an den letz-

ten Augenblick gezweifelt, in welchen ihr eiser-
ner Arm nach euch gegriffen, euch erwischet,
und in die Abgründe ihres Oceans mit unwi-
derstehlicher Gewalt augenblicklich versenket hat.
Eure vielleicht kaum erstarreten Leichen sollen
meine Lehrer seyn. Eure erblaßten Lippen sol-
len mir Weisheit predigen. Ihr seyd dahin,
wohin ich euch heute, oder morgen unfehlbar,
folgen muß. Der Ocean hat euch in seinem
unermeßlichen Schooße verschlungen, an dessen
schlüpfrigem und gähen Ufer ich mit ungewißen
Tritten schwindelnd noch herumirre. Euer Schick-
sal ist nunmehr festgesetzet. Der Finger GOt-
tes hat euer Urtheil in die eherne Tafel der
Ewigkeit geschrieben. Eine unauslöschliche
Schrift! Mein Schicksal ist noch ungewiß. Noch
steht es in meinen Händen, oder vielmehr in
den deinen, mein GOtt! und mein Vater!
Ich lebe noch, um mich zu dem Glücke eines
ewigen Lebens fähig zu machen. Ich höre noch
die ruffende Stimme deiner Langmuth. Ich
will sie nicht vergeblich hören.

Ich eile zu den Geschäften dieses Lebens.
Ich will sie verrichten, ohne mich von dir zu
entfernen. Nichts zu thun, ja! mir keinen Ge-
dan-

danken zu verstatten, wodurch ich dir misfallen könnte, ist mein ernstlicher Vorsatz. Die Vergnügungen, welche deine Güte mir heute schenket, will ich, als Proben deiner Gnade, zu Triebfedern der Gottseligkeit heiligen. Ich will einen Bund mit meinen Sinnen machen, daß die Scheingüter der Erde mich nicht blenden sollen. Alle Neigungen meines Herzens sollen dir allein gewiedmet seyn. Allwissender GOtt! du kennest mein Herz, und du prüfest mich. Ich vertraue auf den Beystand deiner Güte, wenn mich die Kenntniß meiner Schwäche kleinmüthig machet. Verhüte Versuchungen, die meine Kräfte übersteigen! Vergieb Fehler, welche ein redliches Herz aus Uebereilung begeht! und laß mich nicht in solche Sünden fallen, die mich der seligen Hoffnung, welche ich auf deine Gnade setze, berauben können. Ich kenne kein gröseres Glück, als dich zum gnädigen GOtt zu haben; ich werde nie anders als so, denken.

Der Christ in der Einsamkeit.

Das

Das Kind und der Schatten.

Ein Kind spielt' in den bunten Matten,
Und sah, indem aufs dunkle Grün
Die Sonne aus dem Westen schien,
Sein Bild in seinem langen Schatten.
Dieß Bild, das hüpfend ihm gefiel,
Erregt sogleich ein neues Spiel
Es lehrte den erhitzten Knaben
Den Wunsch, den manches Bild uns lehrt,
Den Wunsch, der Klügre wohl bethört,
Den Wunsch, was ihm gefiel, zu haben,
Er eilt, der Schatten eilt noch mehr.
Er springt, doch kommt der Schatten her?
Am Ende, da ihm nichts will glücken,
Zeigt er dem Bild erzörnt den Rücken.
Doch kaum eilt in gelaßner Ruh
Sein Gang dem Lichte selber zu,
So folgt der Schatten ihm von freyen Stücken.

Das

Das Kind bist du, der Schatten ist die Ehre.

O, sprichst du, dieser Witz ist alt!
Der Witz verändert die Gestalt,
Doch Freund, er ändert nicht der Wahrheit alte Lehre.
Nur das Verdienst krönt einen Mann,
Und wer den Ruhm verläugnen kann,
Der zeigt, daß ihm der Ruhm gehöre.

Bienenstock.

Abend-

Abendgedanken.

Abermal ist von meinen Tagen ein Tag dahin. Um so viel Schritte, als derselbe Augenblicke gehabt, bin ich der Ewigkeit näher gekommen. Vielleicht ist dieses gar der letzte, welchen ich in dieser Welt zu leben habe. Die herannahende Nacht heißt mich die Geschäfte des Lebens beschließen, und die Ruhe suchen: und wer weis? wird diese Ruhe, nach welcher sich meine ermüdeten Glieder sehnen, nicht der Anfang zur ewigen Ruhe seyn? Und wenn dieses seyn sollte, was für ein Loos wartet dann in der Ewigkeit auf mich? Wenn in dieser Nacht GOtt meine Seele von mir foderte, würde ich alsdann wohl geschickt seyn, vor ihm, dem Richter aller Welt, zu erscheinen? Wie wird mir? mein Herz empöret sich bey dieser Frage. Ein kaltes Schrecken läuft durch meine Adern. Traurige Ahndungen steigen in meiner Seele auf, und erfüllen mein

Ge-

Gemüth mit ängstlicher Unruhe. Umsonst zeiget mir eine schmeichlerische Hoffnung die angenehme Aussicht in noch viele künftigen Tage. Umsonst fühle ich mich gesund und bey Kräften. Wie wenig hierauf mit Grunde zu bauen sey, lehren mich tägliche Erfahrungen. Ob ich morgen noch seyn werde, solches beruhet auf ein ungewißes Vielleicht: und auf dieses ungewiße Vielleicht soll ich das Glück einer Ewigkeit ankommen lassen? Nein! so unangenehm auch immer die Vorstellung des Todes mir seyn mag; ich will, ich muß mich überwinden. Mein Herz mag hierbey immer unruhig werden. Von einer genauern Untersuchung und Auflösung dieser Frage hängt meine wahre Ruhe zu sehr ab, als daß ich mich, was es auch seyn möchte, davon sollte abhalten lassen.

Was ist der Tod, dessen bloße Vorstellung mein Gemüth in solche Verwirrung setzet? Das Ende meines hiesigen, und der Anfang eines künftigen besseren Lebens. Der zweyte Auftritt, in welchem ich eine bessere Rolle, als in dem ersten, zu spielen hoffe. Hier ist die Morgenröthe meines Daseyns. Jenseit des Todes ist der volle Tag. Hier ist der Zustand der Kind-

heit. Dort der Stand des reiferen Alters. Hier lerne ich glücklich seyn können; dort bin ich wirklich glücklich. Was hat dieser Begriff Schreckliches? Es ist natürlich, saget man, den Tod zu fürchten. Ich finde es unnatürlich, ihn nicht zu wünschen. Indessen kann ich mir ihn nicht nahe denken, ohne bestürzt zu werden. Was für Widersprüche in mir selber! ich will glücklich seyn. Nach den Begriffen, welche ich vom Tode habe, kann ich nur durch ihn vollkommen glücklich werden. Ich fürchte ihn aber, gleich als wenn er mein ärgster Feind wäre. Habe ich es vergessen, daß ich durch ihn den Anfang eines vollkommeren Zustandes erwarte? oder habe ich dieses niemals für gewiß geglaubet? Aber was könnte ich wohl für Gründe haben, um daran zu zweifeln? Ist mein Daseyn ein Werk der allmächtigen Güte, so kann die Vernichtung unmöglich mein letztes Ziel seyn; so muß die Veränderung, welche im Tode mit mir vorgeht, eine Verbesserung für mich seyn. Aber vielleicht finde ich meinen hiesigen Aufenthalt so angenehm, daß ich mich nach keiner Veränderung sehne, bey welcher ich diesen verlieren muß? Mein Unglaube kömmt wohl gar aus dem Herzen? zu sehr verdunkelt durch

das

das Gegenwärtige hat das Zukünftige keine Reitzungen für mich. Mein durch gar zu viele und zu starke Bande an die Erde gefesseltes Herz fühlet Schmerzen bey jeder Vorstellung des Todes, welche es davon losreißen will. Und was sind es für Bande? Entwürfe, welche ich mir von einer seynsollenden und selbst erfundenen Glückseligkeit mache. Eingebildete Hoffnungen, welche sich auf nichts, als auf meine Wünsche gründen, auf Wünsche, welche meine Seele sich selbst zu verhölen suchet, und welche doch nur gar zu oft die Triebfedern meiner Handlungen sind. Ja! ich fühle mich. Dieses ist die wahre Quelle meiner Unschlüßigkeit und meiner Zweifel. Mein Verstand ist von der Zukunft überzeugt. Die Vernunft redet mir mit Gründen zu, welchen ich nichts entgegen zu setzen habe, aber das Herz widersetzet sich. In ihm halten die Leidenschaften einen Rath. Ihr ungestümes Gelärme unterdrücket die Stimme der Wahrheit. So lautet ihre geheime Sprache: wenn ich doch in der Welt mein Glück noch weiter bringen könnte? Und warum sollte ich es nicht können, da es so vielen andern möglich gewesen ist? Was hindert mich, mich höher empor zu schwingen? zu größeren Ehren

zu gelangen? mehr Schätze zu erwerben? mit mehr Ansehen und Bequemlichkeit in der Welt zu leben? Was fehlete meinem Glücke: wenn ich dieses oder jenes Vergnügen noch erleben, an dieser oder jener Sache meine Freude sehen könnte? Alsdann wäre es Zeit, an das Künftige zu gedenken! Dann wollte ich gerne sterben: Was für unbesonnene Wünsche! Bin ich dann auch gewiß, daß ich lange genug leben werde, um meinen Zweck zu erreichen? Und wenn ich ihn erreiche, wenn meine Anschläge gelingen, bin ich dann gewiß, daß diese gehoffte Glückseligkeit mir in der Nähe das seyn werde, wofür ich sie in der Ferne gehalten habe? Und wenn das ist, bin ich dann sicher, daß aus diesen erfüllten Hoffnungen nicht noch wieder neue erwachsen werden? Und wenn ich auch davon gewiß seyn könnte; würde mir mein zufriedener Zustand, in welchem ich mich alsdann befände, den Tod nicht noch schrecklicher machen, als er mir jetzt ist, da ich weniger durch ihn verlieren kann? Wann werde ich doch klüger werden? Hundertmal haben mich schon Hoffnungen von dieser Art betrogen. Hundertmal habe ich es schon bereuet, solche kindische Entwürfe

würfe gemacht zu haben: und doch falle ich immer in dieselbigen Thorheiten wieder zurück.

Den nächst abgeschiedenen Tag, wie habe ich ihn zugebracht? Zwar nicht müßig! nicht ohne beschäftiget zu seyn! Aber womit habe ich mich beschäftiget? Was habe ich zu meiner Glückseligkeit oder zu meiner Vollkommenheit, und was zur Glückseligkeit oder Vollkommenheit meines Nächsten beygetragen? Glücklich zu seyn; das Glück meines Daseyns zu empfinden; in ruhiger und dankbarer Zufriedenheit die Güter zu genießen, welche mir die göttliche Güte giebt; und voll freudiger Hoffnung an meinem zukünftigen Glücke durch einen vernünftigen Gebrauch des gegenwärtigen zu arbeiten; ist die Absicht meiner Schöpfung. Meinem Nächsten zu nutzen, ein vergnügter Zeuge seines Glückes, und wenn ich es kann, ein Schöpfer desselben zu seyn; ist mein Beruf. Und es hat mir an nichts gefehlet, was mich in den Stand setzen konnte, demselben eine Gnüge zu leisten. Ein gesunder Leib, ein munteres Gemüth, nebst einem Ueberflusse an Unterhalt und Bequemlichkeit, sind Vorzüge, welche ich heute vor Tausenden und abermal Tausenden genossen habe.

Aber wie habe ich mir diese Güter zu Nutze gemacht? Jetzt fällt es mir zum erstenmale bey, daß ich heute den ganzen Tag der glückliche Besitzer dieser Schätze gewesen bin. Unempfindlich für mein heutiges Glück habe ich, voll geschäftiger Unruhe, für ein morgendes geforget, von welchem ich nicht weis, ob ich es erleben werde; aber gewiß bin, daß, wenn ich morgen nicht besser, als heute, denke, ich es eben so wenig, als das heutige, empfinden werde. Die Hand der höchsten Güte hat die Schätze, deren Besitz sie mir heute verliehen, gegen einen Undankbaren und Unempfindlichen verschwendet. Ich habe mich ihrer völlig unwürdig gemacht, da ich sie nicht gebrauchet habe; und wollte GOtt! ich hätte sie nur nicht gemisbrauchet! Kränkender Gedanke! der mein Innerstes mit den empfindlichsten Stichen durchbohret! Darf es mich noch wundern, wenn mich der Gedanke des Todes beunruhiget? Kann ich wohl ohne Verwirrung an eine Zeit gedenken, wo man Rechnung von meinem Haushalten fordern wird? Da ich mich meines gegenwärtigen Glückes so schlecht bedienet habe; kann ich mir wohl mit Grunde auf ein gröſseres in der Zukunft Hoffnung machen?

Wie viel Recht hast du nicht, gütiger Vater! mir deine Gnade zu entziehen? Die Wahrheit dringt mir das Geständniß ab, daß ich ihrer unwerth bin. Deine väterliche Huld wirket zu meinem Glücke; aber sie wirket umsonst. Meine Thorheit machet ihre Bemühungen zu meinem Heil fruchtlos. Ich misbrauche die Mittel, welche du mir zum Glücke schenkest, zu meinem Verderben. Mit wie vielem Rechte wird mir künftig deine Weisheit die Schätze entziehen, welche ich nicht genutzet habe. Ich kann fast nicht ohne Lästerung um die Fortsetzung deiner Wohlthaten flehen, welche ich bisher gemisbrauchet habe. Dieses Bitten hieße bitten, daß du, der Richter aller Welt! ungerecht handeln solltest. Nein! ich erkenne meine Schuld. Ich habe den Verlust deiner Gnade verdienet. Ich fühle die Größe dieses Verlustes mit dem empfindlichsten Kummer. Heute suchte ich Gelegenheit zu Sorgen und Unruhe, da ich an allen Seiten von deiner Huld umgeben war. Mitten in deinem Lichte wandelte ich in selbstgewählter Finsterniß. Jetzt trift mich die Strafe meines Verbrechens. Die Ursache ist nur gar zu gerecht, welche mich jetzt bekümmert machet. Aber, ewiger Vater! du

bist ja die Liebe selbst. Deine Güte kennet keine Gränzen. Ich erkenne meine Thorheit beschämt und voll Reue. Ich erkenne sie so lebhaft! ich sehe sie in einem schrecklichen Lichte, daß es mir unmöglich scheint, wieder auf das neue in dieselbe fallen zu können. Wie? wenn Besserung erfolgete? würde nicht auch bey dir Vergebung seyn? Würde nicht eine ernstliche Buße von dir als ein Lösegeld für meine heutigen Fehler angenommen werden! Ja! ich werde noch leben, um deine Güte zu preisen. Ich habe ein Recht, deine Gnade zu hoffen; weil ich den festen Vorsatz habe, sie wohl anzuwenden. Da indessen vor deinen allsehenden Augen auch das Verborgene meines Herzens offenbar ist: wenn deine Weisheit es nothwendig findet, meine Besserung durch Strafen zu befördern, und mich klug durch Schaden zu machen! o! so seyn mir deine Züchtigungen gesegnet! Ich will in deinen gerechten Strafen den Vater erkennen, welchen ich in dem Ueberflusse der Glückseligkeit verkannt habe.

Welch eine ungewöhnliche Heiterkeit erhellet mein Gemüth? Ruhe und Friede kehren wieder in meine Seele zurück. Eine heitere

Freude,

Freude, eine Freude von ganz andrer Art, als die flatterichten Freuden des Tages, verbreitet sich durch mein ganzes Wesen. Kann der bloße Vorsatz mich zu bessern, ein so lebhaft Vergnügen in mir wirken; wie göttlich groß wird die himmlische Lust seyn, welche das Bewußtseyn einer geprüften und beständigen Tugend in mir hervorbringen wird? Der Himmel freuet sich über meine Reue. Ach! wenn er sich erst über meinen Wandel freuete! Sein Mitleid beruhiget mich schon. Wie würde mich sein Beyfall entzücken! forthin soll mein tägliches Bestreben dahin gehen, mich desselben würdig zu machen. Tod! mein finstrer aber gründlicher Lehrer! deinem Unterrichte habe ich diese Entschließungen zu danken, welche mich diesen Abend beruhiget haben, und noch manchen Abend erfreuen sollen. Ja! dir habe ich eine Glückseligkeit zu danken, welche noch dauern wird, wenn auch du selbst nicht mehr seyn wirst. Alle meine Tage will ich künftig damit beschließen, daß ich dir Rechenschaft von meinen Handlungen gebe. Nie will ich künftig die Ruhe suchen, ehe ich gewiß bin, daß ich gut mit dir stehe, und von dir nichts zu fürchten habe.

Jetzt überlasse ich meine Glieder der Ruhe; unbesorgt, ob ich in dieser Welt oder in jener wieder erwachen werde. Ich schlafe unter dem Schutze des Allmächtigen, und bin, es komme wie es will, allenthalben in seinen Händen. Deiner gnädigen Obhut, mein GOtt und Vater! sey mein Leib und meine Seele befohlen! Deiner Gnade gewiß, fürchte ich kein Unglück. Der letzte Gedanke, dessen ich mir bewußt bin, hat dich zum Gegenstande; und der erste des morgenden Tages soll dir geheiliget seyn. Ich entschlafe, indem ich an dich gedenke; und wenn ich erwache, bin ich bey dir!

Der Christ in der Einsamkeit.

Die

Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald war kahl, die Felder wild,
Die Strasse war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt sah sie ungefähr zurücke,
Es folgte Jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns dießmal, rief der Haufen
Gewiß nicht ein: doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen
Ich komm oft spät, doch richtig nach.

Lichtwehr.

Die Tugend ihr eigner Lohn.

Wie kanns dem Thoren doch gelingen,
Er hört sich tausend Lobsprüch singen,
Der Dichter Schwarm wird sein Gesind,
Die Musen schämen sich der Weisen,
Den Ehrenmann will Niemand preisen,
Mann ist zu seiner Tugend blind.

Wie? ist der Steur und Anlag Fresser,
Dann als der Patriote Besser?
Hat ehrlich seyn gar keinen Lohn?
Bekömmt dann nur das Laster Kronen,
Und wird es stäts Palast bewohnen?
Spricht alles dem Verdienste Hohn?

So scheint die Welt von fern dem Pöbel,
Die Blendung hüllt sein Aug mit Nebel,
Und täuscht sein Herz mit falschem Sinn,
Jedoch des Weisen Augen dringen,
Wo Larven mit der Wahrheit ringen,
Mit ohnverfälschten Blicken hin.

Der

Der siehet Säulen und Tropheen
Zu Ehren schlechter Seelen stehen,
Ihn blendet nicht ein falscher Wahn.
Er sieht die Waagschal ihrer Thaten
Von blanken Thalern und Ducaten
Gezogen mit Verachtung an.

Ja er verachtet sie, und denket,
So lang der Himmel mir mich schenket,
Schützt mich Bewußtseyn vom Betrug.
Des Weisen Lob ist in dem Weisen,
Ihm nur die Ueberzeugung preisen,
Die Tugend ist sich selbst genug.

Synesius Manfuetus.

Der

Der Bär im Holze.

Die Thiere des Waldes hielten einst Rath, wie sie ihre Gegenpartey schlagen sollten. Sie hatten es durch den Ruf, daß ein Bär im Walde eine ungemeine große Einsicht in alles durch seinen Fleiß erhalten hätte. Wer anders, sagten sie, als er, wird uns den besten Rath geben können? Man ließ den Bären in den Rath holen, und that ihm die Frage: wie soll man den Feind angreifen, daß man ihn schlage? Mein Großvater, antwortete das zottigte Thier, pflegte zu sagen. — Das wollen wir nicht wissen, fielen ihm die Thiere ein; sage deine Meynung! Die meinige ist, war die Antwort, dieselbe, die mein Vater — Lebt dein Vater noch, unterbrachen ihn die Rathfragenden? Nein! er ist schon längstens todt. Wenn das ist; so laß ihn ruhen, und rede du, was dir gut dünket. Was mir gut dünket, hat schon

schon ehedem, lange vor uns, ein kluger Fuchs so gefunden. — Wir hören es schon, daß du auf deinem Rumpfe deiner Vorfahrer Köpfe trägst, sagte zu ihm einer in allen Namen. Mache entweder, daß jene wackern Thiere aus den Todten zu uns wiederkommen, um uns zu rathen; oder, wenn du das nicht kannst, so gehe nach deiner Heimath wieder hin, bis wir dich einst in einer alten Sache unserer Vorfahrer nöthig haben werden. — Herr Doctor! was schreiben sie da? — Was schon Cicero geschrieben. Und was sagt dann der? — Was Aristotel schon gesagt hat. Und der? Des Plato Meynung. Und der? Des Pythagoras. Und dieser? Des — O! Lassen sie uns die guten Leute selbst lesen! Wir wollten nicht dem, sondern ihrem Kopfe. — Schweigen sie also nur immer.

Leßing.

Die
blinde Henne und die Taube.

Die blinde Henne glaubt im Mist
Viel Waitzenkörner leicht zu finden,
Doch mancher halbe Tag verfließt
Beym eitlen Suchen dieser Blinden.
„ Du sprichst die Taube, scharrst dich matt,
„ Um kaum ein Körnchen zu verzehren:
„ Wir halten uns an volle Aehren,
„ Und werden ohne Kummer satt.

Unsichern Lohn um baares Geld
Verheißt die Lotterie dem Blinden.
Wer sein Gewerbe wohl bestellt,
Wird stäts die rechten Numern finden.

Eberlein.

Die Lebensstände.

Die Noth, die Bedürfnisse, die Leidenschaften, die Laster und die Tugenden sind der Ursprung der verschiedenen Stände, durch welche die Menschen unterschieden werden. Es giebt sehr wenige Stände derjenigen, welche eingeführt und angenommen sind, die der menschlichen Gesellschaft nicht einigen Vortheil, einigen Nutzen schaffen, und sie verdienen nach dem Verhältnisse ihrer Nutzbarkeit geachtet und unterstützt zu werden. Hierinn liegt der Grund, der einen vor dem andern erhöhet.

Man ist dann erst wahrhaft schätzbar, wahrhaft groß, wenn man etwas zum Glücke anderer beyträgt, wenn man seine Bemühungen, seine Gemüthsgaben nützlich verwendet. Wenn die Werke der Natur, sagte Cicero, für die Men-

schen sind, so sind auch die Menschen einer für den andern geschaffen.

Die Reichthümer demnach, und der Ruhm machen keinen wahrhaft großen Mann, ja bisweilen nicht einmal einen mittelmäßigen. Nach diesem Grundsatze sollte man einen Stand wählen, wenn die Umstände, die Unwissenheit, das Ansehen der Aeltern, oder selbst die Bedürfnisse unsers Lebens eine Wahl erlauben: man muß ihn wenigstens stäts vor Augen haben, um die Pflichten des Standes, in den man gesetzt ist, nach ihrem ganzen Umfange und mit Ehre zu erfüllen.

Mich deucht, daß man nicht genug Nachsicht gegen jene gebrauchet, welche ihren Mitbürgern nützlich sind; man richtet sie eben so streng, als die allernnützesten: da man sie doch nur nach ihrer Nutzbarkeit achten sollte.

Was liegt der Gesellschaft daran, daß dieser vortrefliche Mann, daß dieser erfindsame Künstler, daß dieser Gelehrte einen solchen Charakter, einen solchen Geschmack habe, wenn er ihr nur dient? Wenn er zum Ruhme seiner

Na-

Nation etwas beyträgt, so verdient er, daß sie ihn schätze; sie ist ihm Ehrerbietung schuldig.

Die Habbegierde, welche überall herrschet, erstücket überall die Liebe des gemeinen Besten: man unterscheidet nicht mehr das, was ehrlich ist, von dem, was nützlich ist. Man gehet noch weiter; man hält alles jenes für ehrlich, was nützet.

Man klaget, daß es keine Patrioten mehr gebe: wie sollte es eine geben? Ein jeder ist sich selber sein Staat, seine Stadt, und sein König. Es ist erlaubt, mäßig für sein Glück zu sorgen; aber man widmet diesem alle Sorgen: der allgemeine Nutzen wird für nichts geachtet. Eine gänzliche Aufopferung, eine gänzliche Weihung seiner Gemüthsgaben zum Wohl des Staates wird für eine altväterische bloß den Römern eigen gewesene Tugend gehalten. Undank, sagt man, und Müheseligkeit sind die Früchte, welche man für sich, und die seinen einärndet; gleich als wenn der Dienst des Staates nach unserer Verfassung nicht der sicherste Weg wäre, sein Glück zu machen; und als wenn es nicht Trost einflößte, wenn man sich

selbst das innerliche Zeugniß geben kann, daß man für das gemeine Beste gearbeitet habe.

Hätten wohl die Colberts und Louvois nützlicher für ihre Familien gearbeitet, wenn sie nichts als ihren eigenen Nutzen für das Ziel ihrer Arbeiten gewählet hätten, als da sie sich dem Wohl des Staates gänzlich widmeten? Das Glück fand sich fast ungesucht bey ihnen ein, und sie genossen des Ruhmes, daß sie zu ihrer Zeit dem Staate die nützlichsten Männer waren. Man preiset sie noch mit Rechte als seltene Menschen; man legt sie als nachzuahmende Beyspiele andern vor.

Man bildet sich fälschlich ein, daß bloß jene, welche erhabene Würden bekleiden, behaupten könnten, sie wären dem Staate nützlich. Ein jeder kann es auf seine Art seyn. Die glänzenden Dienste sind nicht zahlreich, und nicht ein jeder kann sie, wenn er auch wollte, leisten.

Wir haben alle eine Bahne zu durchlaufen; sie mag groß oder klein seyn. Alle mechanischen Künste, haben einen oder den andern Meister, den man ehret, den man liebet, der andern

dern mit seinem Rathe und mit seiner Hülfe beysteht: es ist so gar kein Armer, der nicht einem andern Armen nützlich seyn könnte.

Es würde eine allgemeine Verwirrung entstehen, wenn der Finanzenkündige seinem Vaterlande mit Anführung der Heere dienen wollte, und der Kriegsmann die Einkünfte des Staates zu verwalten über sich nähme. Es geschieht selten aus Eifer für das gemeine Beste, daß man die Schranken seines Standes überschreitet. Ein jeder hat seinen Umfang, in welchem es besser und nützlicher ist, sich einzuschließen: der menschliche Verstand ist nicht zureichend allem Genügen zu leisten.

Es ist wahrscheinlich, daß man heut zu Tage nicht vom Descartes reden würde, wenn er statt ein Philosoph und Mathematiker zu bleiben, ein Staatskündiger hätte werden wollen. Die vortreflichsten Leute in jeder Gattung sind jene, welche sich nur auf ein Ding begeben. Es ist fast gewiß, daß man in einem Stande vollkommen werden werde, wenn man sich nur mit diesem allein beschäftiget.

Um in der That andern nützlich zu seyn, muß man besser, als andre, das verstehen, was man thut. Was könnte man nicht sagen: wenn sie ein rechtschaffener Bürger seyn wollen, begnügen sie sich ihren Stand gänzlich zu erfüllen: der Vortheil, den sie daraus ziehen werden, wird gemeinnützig seyn.

Es ist schon lang, daß man den politischen Körper mit dem menschlichen verglichen hat. Die Gesundheit des Körpers hängt von der Art ab, mit welcher ein jeder Theil seine Schuldigkeit verrichtet. Die Füße würden dann nichts taugen, wenn sie sich in die Pflichten des Magens eindrängen wollten.

Die Welt würde zu bewundernswürdig seyn, wenn in ihr ein jeder nur die ihm eigene Rolle spielte. Man muß sich aber keinem Mißbrauche überlassen unter dem Vorwande, daß er allgemein sey. Eben das, was sich auf der gemeinen Schaubühne zuträgt, ereugnet sich auf der Schaubühne der Welt: man zischet jene Schauspieler aus, die Rollen spielen, zu welchen sie nicht tauglich sind.

Der

Der geringste Handwerksmann, welcher sein Handwerk wohl ausübt, ist der Gesellschaft theurer, als ein Minister oder Heerführer, die ihre Pflichten vernachlässigen.

Eine allgemeine Trauer sollte durch ein Gesätz dem Tode rechtschaffener Bürger folgen. Die Namen jener, welche im Leben ihrem Vaterlande nützliche Dienste geleistet haben, verdienten aufgezeichnet und in den Tempeln aufbehalten zu werden. Dieses Verzeichniß würde zur Quelle des Ruhmes und des Adels werden, den man nicht strittig machen würde; das, was der Gemeine nicht nützte, würde für nichts geachtet werden.

In Aegypten richtete man die Könige nach ihrem Tode; und ehrte jene als Götter, die Väter ihrer Unterthanen gewesen waren. Die Chineser haben im Gebrauche die Namen guter Bürger bey der Nachkommenschaft zu verewigen: der Kaiser schreibt mit eigener Hand ihr Lob, und dieses ist der einzige Adelbrief bey selbem Volke. Ein jeder Mensch ist fähig einem andern gutes zu thun: einer ganzen Ge-

meine können fast nur Könige und ihre Minister nützen.

Lassen sie sich nicht, mein lieber Arist! gleich so vielen andern durch den täuschenden Schein verführen und verblenden. Kein Stand verunehret jenen, der ihm genug thut: aber viele verunehren ihren Stand durch die Art, mit der sie die ihm anklebenden Pflichten erfüllen.

Freundschaftsräthe.

Der

Der Papagey.

Ein junger muntrer Papagey,
Ein Lehrling in der Plauderey,
Erwarb viel Lob in den Manillen
Um seiner leichten Zunge willen.
Wie so? Er schwatzte viel und frey;
Still aber saß er doch dabey,
Wann mit der Schule Zänkerey
Sein Herr oft manchen Tag verbrachte,
Und über lauter Nichts gelehrte Schlüsse machte,
Und sprach er was, so wars nichts mehr,
Als was ein Schalk ihn heimlich lehrte,
Ein Sprüchlein, das sein Herr durch jedes Wort bewährte:

„ Mucho hablar, poco saber.

Vielleicht gefiel der Ton dem Vogel gar so sehr,
Denn manchmal gieng in einer Stunde
Kein andrer Schall aus seinem Munde.
Ein Zufall giebt den Plauderer
Der Freyheit und dem Walde wieder:

Hier läßt er sich entzückt bey seinen Brüdern
nieder,
Putzt vor dem Gruße sein Gefieder,
Und macht sich breit, und spricht nunmehr:
„ Mucho hablar, poco saber.
Die fremde Sprache reitzt die Brüder,
Man fraget ihn verwundrungsvoll,
Was diese Rede heißen soll?
Er weis davon kein Wort zu sagen;
Man lacht dann: „ Seht den Thoren, seht!
„ Der plaudert, was er nicht versteht.
„ Kann man was abgeschmackters wagen?
„ O! schreyt der Witzling: Mögt ihr fragen!
„ Wißt ihr, wie es bey Menschen geht?
„ So wie sich streitende Scotisten
„ Mit Unterscheidungen voll hoher Weisheit
brüsten,
„ Sag, ich mein Sprüchlein auch daher.
„ Mucho hablar, poco saber,
„ Ist mein ut sic formaliter.

J. J. Eberlen.

Der Affe und der Chymist.

Ich war beschäftiget einen neuen chymischen Versuch zu machen, und hielt mich bis in die späte Nacht im Laboratorio auf, wo ich endlich vor Müdigkeit einschlief. Im Schlafe erblickte ich einen Affen, welcher Buchstaben aus dem Schriftkasten eines Buchdruckers nahm, und sie nebeneinander setzte, wie die Buchdrucker zu thun pflegen. Es kamen, wie leicht zu erachten ist, Wörter heraus, die gar keinen Verstand hatten, doch traf es sich vom ohngefähr, wiewohl sehr selten, daß ein verständliches Wort zum Vorscheine kam. Ich konnte mich des Lachens über seine Emsigkeit nicht enthalten und sagte, das kann man mit Recht ein Affenwerk nennen. Allein, wie erschrack ich nicht, da mir der Affe antwortete: freylich ist es kein Menschenwerk, sonst würde es um ein merkliches schlechter seyn. Denn

mein

mein Buch kann niemand verstehen, und was niemand verstehen kann, das ist gelehrt. Tausend Jahre nach mir werden Leute kommen, welche die größten Geheimnisse in meinem Buche suchen und finden werden. Sie werden sich darüber einander in die Haare gerathen und mein Gerippe wird sich des Lachens dabey kaum enthalten können. Da wird man darüber disputiren, in welcher Sprache dieses Buch geschrieben sey, ob es Menschen oder böse Geister verfertiget haben, ob die Kunst Gold zu machen, oder geheime Geschichte oder tiefsinnige Moralen oder Staatssachen darinn enthalten sind. Ueber alles dieses wird man große Bücher schreiben, wodurch die Buchführer, Buchdrucker und Papiermacher reich, und die Kunstrichter berühmt werden müssen. So diene ich dem gemeinen Wesen. Und dennoch bist du bey dem allem, antwortete ich, nichts anders als ein Affe des Buchdruckers. Und ihr mit euern Schmelztiegeln und Kolben, versetzte er, seyd nichts anders als ein Affe des Schöpfers, welcher die Körper eben so verkehrt zusammengesetzt, wie ich die Buchstaben.

Die

Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergrif und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minertens?

Warum nicht? Versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weis zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlanget. —

Leßing.

Vor-

Vorschlag von einer neuen gelehrten Zeitung.

Lange schon hätte ich es gerne gesehen, daß die Akademie eine gelehrte Zeitung heraus geben möchte, worinn die Bücher unsers Vaterlandes nicht nur kurz angezeleget, und beurtheilt, sondern etwas umständlicher zergliedert würden. Dadurch wird der Käufer in den Stand gesetzet, daß er zum Voraus auf den Nutzen des Buches schließen kann, und die unglücklichen Geschöpfe, die das Schicksal zu Authoren bestimmet hat, gehen etwas behutsamer in die Sache. Ich will ein Muster vorlegen wie die Recensionen könnten eingerichtet werden.

Mün-

München.

Schon im vorigen Jahre hat Franz Joseph Thaille gedruckt: *Arithmologia*: oder Sorgfältige Untersuchung der geheimnißreichen Zahlen-Wissenschaft . . . zusammengetragen von *I. D. S.* 7 und einen halben Bogen, worinn eine leere Seite, die mir sonderlich gefallen, mit einer Vorrede von 1 und einen halben Bogen 8. Aus dem Entwurfe den der Author voraus schicket, sieht man gleich daß er bis auf eine Million zählen kann, man mag es deutsch, oder lateinisch, zu Zeiten auch griechisch verlangen. Für die Gelehrten sind noch die arabischen Ziffer, und lateinischen Buchstaben beygedrucket.

Gleich bey dem Eingange S. 1 werden die Leser innen, was sie in dem Buche zu suchen haben, nicht die 5 Species der edlen Rechenkunst (diese würden zu Gemein seyn), sondern verborgene Geheimnisse, welche man in den Zahlen, oder Ziffern will gefunden haben. Da sie aber diese Geheimnisse nicht verstehen können, wenn sie nichts vom Tertullian, von den ehemaligen Mohren in Spanien,

en, Persern, Indianern, und sonderlich von dem Teuto dem Urkönige der Allemannen wissen, so ist der Author recht umständlich, und gelehrt in Erklärung des Ursprunges, und der ehemaligen Beschaffenheit der Ziffer. S. 78. Nur muß man bedauren, daß er sich nicht immer in diesem gelehrten Tone erhält, sondern zuweilen bis zum Pöbelhaften herabsincket, als wie, wenn er S. 16 saget: „ die Proportion „ ist die übertreflichste Betrachtung des menschlichen Verstandes. Wer aber solchem nicht „ Glauben giebt, der laugnet, daß Viel mehr „ seye als wenig, und wäre ihm zu wünschen, „ daß er nie viel Geld zu zählen hätte „ rc. Viele werden hier den sinnreichen Gedanken bewundern, ich aber erstaune nur über den Zusammenhang, der zwischen diesen Redesätzen so augenscheinlich ist.

Wer übrigens aus dieser Vorrede noch nicht verstanden hat, von was für einer Materie der Author reden will, der darf nu getrost daran verzweifeln, daß er es jemals erfahren werde; ich sehe gar nicht, was für eine Ursache ihres Daseyns diese Bogen haben. Noch eine kleine Erinnerung habe ich zu machen. Der Author heißt

heißt I. D. S. weiter weis ich gar nichts von ihm, doch halte ich ihn für eine Mannsperson, nicht zwar, weil ich mehr Gelehrsamkeit bey ihm bemerke als ein fleißiges Frauenzimmer haben könnte, nein! diesen Fehler hat er nicht, sondern aus angebohrner Menschenliebe gönne ich Niemanden gerne ein Unglück.

Von dem Eins, oder ersten Zahl, (*numerus monadicus*)

In diesem Abschnitte lernen wir, daß ein Gott, eine Kirche, eine Taufe, und eine unsterbliche Seele sey. Auf diese Art könnte man wohl auch sagen, daß eben nur ein Mensch, so wie eine Seele, oder Leib sey, daß nur ein I. D. S. lebe. Und doch giebt es deren viele, die an solchen Spielwerken ein Vergnügen haben. Ich werde in der Recension der folgenden Abschnitte nicht mehr so umständlich seyn, wie in diesem. Ueberhaupt kann man sichs merken, daß bey jeder Zahl alles steht, was sich mit den Haaren dazu ziehen läßt. Man lasse mich nur einzelne Gedanken, die sich besonders ausnehmen, betrachten.

Ueber die Zahl 3 schreibt der Author S. 37. Die vornehmsten Glieder des menschlichen Leibes sind 1 das Herz, Gott zu lieben, 2 die Zunge, ihn zu loben, 3 die Hände etwas Gutes zu wirken. Wie wird es der Verfasser verantworten können, daß er die Hände zu seiner Schrift mißbrauchet hat?

S. 43 giebt es drey sogenannte Zonas oder hitzige Landstriche, zona torrida, temperata, und frigida. Durch diese wichtige Entdeckung wird sich der Author vielen Dank von Philosophen sowohl als allen, die nach Lappland reisen müssen, zu ziehen. Man hat nun nicht mehr Ursache, über die Kälte um den Nord und Süderpol zu klagen; denn diese Erdstriche gehören überhaupt nach dieser Zahlengeographie unter die hitzigen.

Ehe ich zu einem andern Abschnitte übergehe, muß ich den Author im Namen aller seiner Leser danken, daß er den nürnbergischen gelehrten Riederer nicht weiter ausgeschrieben hat, wie er es leicht hätte thun können. Er drohet zwar mit einer verbesserten Auflage seiner Gramatologie; Ich hoffe aber nicht, daß

es auch auf die Arithmologie angesehen sey. Sonst würden wir freylich das alles noch hören müssen, was jener ad notam genommen, und was noch wohl eine Attention verdienet. Er wird ja doch noch nicht durch den Styx geschworen haben seine Schrift wieder auszubessern. Das wäre schlimm genug.

Hierauf folgen die unterschiedlichen Abtheilungen der Zahlen. z. B. die poetische oder musikalische, die so kräftig, daß sie nach Beglaubung der Poeterey die Wälder, und Thiere beherrschen können. Dieser Satz ist etwas Zweydeutig. Aber daß der Author wirklich an die Kraft der musikalischen Zahlen glaube, erhellet aus dem beygesetzten Beyspiele des Davids, den er mit seiner Harpfe den bösen Geist von dem Saul austreiben läßt. Die Historie hat allerdings ihre Richtigkeit. Aber die Zahlen haben gewiß zur Harmonie nichts beygetragen. Man kann alle Zahlen recht gut kennen, und doch eine schlechte Harmonie herausbringen. Man sehe hierüber das Werkchen des Authors. Was der Author über das Wort Numerus glossirt, dient zum Beweise, daß er ein Buch besitzen muß, worinn unsere Vulgata

mit den Grundtexten verglichen wird. Auf der S. 19. äußert der Verfasser seinen gerechten Eifer für die Chronostica, und ich kann mich nicht genug verwundern, daß in einer Schrift, worinn eigentlich Chronostica stehen sollten, gar keines vorkömmt, da sie doch nicht ohne Annehmlichkeit, nicht ohne Bewunderung, und ohne Geheimnuß nach des Verfassers Meynung sind. Aber aus einem alten Spruche, der sich zur Sache schickt, sollen sie seyn.

Mit seiner Erlaubnisse will ich ihm eines sagen, daß er bey der zweyten Auflage seinem Werkchen kann vordrucken lassen:

ArIthMoLogIa LVDICra, InanIs,
InVtILIs,

Es kann dieses laufende ganze Jahr hindurch gebrauchet werden, wenn wir vieleicht in demselben mit einer neuen Auflage heimgesuchet würden. Ich bin zwar nicht glücklich genug, daß ich sogleich einen alten Spruch nach seinem Verlangen aufbringen könnte. Wenigst steckt doch eine alte Wahrheit darinn. Ich versichre ihn, daß die jetzmaligen Gelehrten über dieses Chronosticon nicht spotten werden.

Nach

Nach einer Erklärung der übrigen Abtheilungen der Zahlen folgt endlich der Schluß der Vorrede oder Einleitung, worinn der Verfasser den Anfang, das Mittel, und das Ende der heiligen Dreyeinigkeit widmet, und das eben am Festtage dieser heiligen Dreyeinigkeit, welches gewiß seine Schrift bey gottseligen Gelehrten desto angenehmer und eindringender machen wird; weil dreymal drey zu Jedermanns Erbauung so schön zusammen trift.

Ich weiß nicht, ob ich zu dumm, oder H. I. D. S. zu gelehrt, das ich nicht einsehen kann, warum die 4 so Vollkommen seyn soll. Anfang, Mittel, und Ende hat ja auch die 3, und ist noch darüber eine ungerade Zahl, ein Männlein, eine vollkommene Zahl nach den gelehrten Einsichten des H. Verfassers.

Die Anmerkung das der Name GOttes mit vier Buchstaben fast von allen Völkern geschrieben werde, ist schon den grundgelehrten P. Abraham beygefallen, und verräth viele Kenntniß der Sprachen, die er oder ein anderer haben mußte. Ich bin weiter nichts als ein ehrlicher Baier, und kann also nicht sagen, ob

der Author durchgehends recht habe. Ueber das wälsche Iddio, oder Dio weis ich wohl, daß sich P. Abraham schon geärgert, und das Castellische Wörterbuch will auch fünf oder drey Buchstaben haben. Doch kann man dieses Versehen in einer fremden Sprache dem Author zu gut halten, er machet es ja seiner Muttersprache nicht besser, die er nur gar zu oft verstümmelt.

Bey den Antipoden, die ihren Gott Topa heißen, hat er zu bemerken vergessen, was das für Gegenfüßler sind. Die von München sagen gewiß nicht Topa. Sie liegen in der hitzigen Zona temperata australi, er darf nur eine Erdkugel ansehen. Es wird sich zeigen, daß diese Antipoden nur Fische sind.

Endlich folgt S. 49 noch eine recht patriotische Anmerkung über den Wein.

Lutherisch, heißt es, must du seyn, ganz lauter in dem Glas,
Calvinisch must du seyn in einem kühlen Faß.
Catholisch must du seyn in deinen guten Werken.
Auch jüdisch must du seyn, daß du bleibst ungetauft.

Man

Man sieht es deutlich, daß der Author ein Erzcalviniſt iſt. Die Verſe fließen ſonſt ſehr leicht dahin, daß man faſt glauben ſollte, der Author habe zuvor einen Krug Wein getrunken, der aber jene vier Religionen nicht hatte. Catholiſch war er gewiß nicht, die Verſe beweiſen es.

Bey der fünften Zahl konnte man nichts natürlicheres erwarten, als die fünf Hauptſtücke des Cathechismus, die fünf Gebothe der Kirche, die h. fünf Wunden, und die fünf Stücke der Beicht gemäß der Beleſenheit des Verfaſſers. Aber der liebe Mann weis noch mehr, er zählt auch an der hülfreichen Hand GOttes den Daumen, den Zeiger, den Mittelfinger, den Herzfinger, den Ohrenfinger recht antropomorphitiſch daher. Ja er hat noch das Herz ſich auf einige Stellen des Pſalmiſten und des Iſaias zu berufen, gerade, als wenn dieſe Propheten ihre verblümten Redensarten bis zum Abgeſchmackten und Lächerlichen getrieben hätten. Sollte man hier nicht wünſchen, daß er ein paar Finger weniger an ſeiner rechten Hand hätte, damit er mit GOtt, und der Schrift nicht tändeln könnte?

In der sechsten Zahl steht etwas merkwürdiges, so den Candidaten vielen Nutzen verschaffen kann. Mann kann zu einem Amte gelangen durch die sechs Casus, per Nominatiuum, wegen seinem Namen, per Genitiuum, wegen seinem Geschlechte, per Datiuum durch Geschenke, per Accusatiuum durch Verleumdung eines andern, per Vocatiuum durch den Beruf, per Ablatiuum, wenn einem andern das Amt genommen wird. Ich habe diese Stelle mit Fleiß der Länge nach hergesetzet, damit man sehe, wie spashaft der Author auch mit den geheiligten Schulwörtern umzugehen weis, ohne daß man es ihm übel aufnehmen könnte.

Mit den Mädchen scherzt er eben so durch alle Casus recht artig, und aufgeraumt. Sie haben Vocatiuos oculos, und wenn du den Datiuus hast, conceditur Genitiuus. Das ist doch auch ein recht naiver Gedanke. Ein Hanswurst, der doch nach seinem Berufe Possen reißen muß, würde diesen Zotten nicht feiner verkleistert haben.

Das wird man aber doch nicht verlangen, daß mein Author in allem gleich stark sey? Auf

S. 67 steht ein abscheulicher Schnitzer wider die Theologie. Die heiligen Sacramente sind nach seiner Meynung theils von Christo, theils von seiner Kirche auf Erden eingesetzet. Ich würde mich über diesen Satz ärgern, wenn ich nicht dafür hielte, daß den Author hier nur sein Gedächtniß verlaßen habe. Und das ist auch möglich; denn er muß ziemlich alt seyn, sonst würde er noch wissen, was er in der Kinderlehre gehört hat. Jedoch will ich durchaus haben, daß dieser Satz bey der zweyten Auflage wegbleibe, da er ohnehin nicht hieher gehöret, und der Schönheit des Werkes nichts entgeht, wenn nur die sieben Sacramente bleiben. Könnte ich ihm für meine Nachsicht weniger abfordern?

Die sieben freyen Künste hat er in ein paar schöne Verse gepresset:

Gra loquitur, *Dia* rite docet, *Rhetorque* colorat.
Mu canit, *Ar* numerat, *Ge* ponderat, *Ars* colit astra.

Wäre er vielleicht der Erfinder dieser zween Verse nicht, so bleibt ihm doch allzeit die

Ehre, das er sie für ein Distichon angesehen hat. Will man noch mehr von der Zahl Sieben, so kann man es in dem Werk, oder sogleich im nürnbergischen Gelehrten selbst lesen.

Eine neuntägige Andacht zur Ehre der Heiligen hat seine gründliche Bedeutung, und Geheimniß. Ich habe wider die Andacht nichts, nur das Geheimniß sehe ich nicht, vieleicht sieht es meine Ahnfrau. Da ich sie nicht bey Handen habe, werde ich ein andersmal davon Nachricht geben.

Es würde zu langweilig werden wenn ich Schritt vor Schritt dem Author nachgehen wollte, ich will mich nur an das Beste halten. Unter den 10 Stücken, die der Mensch zu seinem Leben nothwendig hat, finde ich auch Hönig, Butter, und Schmaltz. Eines von diesem dreyen könnte man wohl gegen die Luft vertauschen, die gewiß auch nothwendig ist.

S. 94 Lernen wir, wie man der Sonne durch alle zwölf Zeichen folgen könne. Das würde wohl Niemanden beyfallen als dem Author,

es muß durch saufen geschehen. Er beschreibt die ganze Reise so lebendig, daß man glauben könnte, er habe einige Zeichen schon vielmal durchwandert. Die ganze Lehre läßt sich in folgenden Auszug zusammen fassen. Man muß die Gläser umstossen, grob seyn, Bruderschaft trinken, rückwärts über die Stiege fallen, schreyen, oder Brüllen, buhlen, die Worte auf die Wage legen, sticheln, geschupft seyn, den Bart nicht wischen, niemal genug bekommen, und zum Beschlusse kotzen.

Uebrigens sind die Verse, wie alle andere sehr gut, und das ganze Gedicht ist sehr praktisch. Mich deucht, ich höre es schon von einer lustigen Gesellschaft ehrlicher Schneiderpursche bey einer Kanne Lustbier in Wien herab schreyen. Es wäre wenigst eben so gut, als das bekannte Lied: Es reisen drey Schneider zum Thor hinaus, adieu ꝛc.

Noch nicht genug. Ich muß eine andere Probe von einer Poetercy, wie er selbst spricht, anbringen. Aber gewiß, das soll die letzte seyn. Sie besteht in einem Räthsel. Da ich aber nur die Erfindung als die Hauptsache vor=

vorlege, versichere ich meine Leser, daß ich ihnen nichts weiter entziehe, wenn ich die Reimen und Verse weglasse, als etliche Schock Fehler wider die Sprachkunst, Prosodie, und Dichtkunst.

Was ist das?

„ Es hat zwar große Hände, und braucht
„ die Elemente für eine Pfeife. Es hat den
„ Himmel in dem Busen, das Meer im Bau-
„ che, und die Hölle auf dem Buckel. Berg, und
„ Thall, Geld, Gott, Tod ist auch in diesem
„ Quartier, der Teufel aber mit seinem Schwarm
„ ist nur im Darm, kurz es hat alles, und
„ das Unendliche ist nur was schmales dagegen,
„ und

„ Als es einmal in guter Ruhe
„ Ist an der Sonnen gsessen,
„ Kam drüber nur ein kleiner Bue,
„ Der hats mit Gusto gfressen.

Weil der Author selbst so gütig ist, und seinen begierigen Lesern aus dem Zweifel hilft, so will ich noch nicht mit der Auflösung zurücke halten. Das ist das Alphabet. So steht

es

es auf der S. 103. Man hat allerhand Magazine geschrieben. Aber für die Gunkelstube ist, so viel mir bekannt, noch keines zum Vorschein kommen. Möchte doch der Authot hier seine Kräfte versuchen. Ich bemerke an ihm die beste Anlage von der Welt zu einem solchen Werke.

Auf der S. 114 sind die Anfänge von den 150 Psalmen Davids, die vermuthlich wegen ihrer Neuigkeit wieder abgedrucket worden sind.

Nachdem der Author durch Beyhilfe des Galenus ausgerechnet, daß die Beine des menschlichen Körpers allein 8000 Nutzen schaffen, setzt er die Anmerkung hinzu, daß man daraus abnehmen könnte, die Natur sey eine abgesagte Feindinn der Faulenzerey. Ich habe jetzt nicht Zeit genug zu untersuchen, ob dieser Schluß vieleicht in der Figura Galeni gemacht sey oder nicht, nur das will ich ihn erinnern, daß er sich ein bischen überrechnet hat. Er zählt 224 Beine, und jedes Bein giebt 40 Nutzbarkeiten, so leisten ja die Beine 8960, oder gar in runden Zahlen 9000 Nutzbarkeiten. In einer Arithmo-

mologie hätte ich dieses Versehen nicht gesuchet, doch er wollte auch nicht über die 5 Species schreiben.

Wer ein wenig in den Schriftauslegern bewandert ist, der wird wissen, wie sie sich über die Erklärung der Stelle der heimlichen Offenbarung K. 13. V. 18. abmartern, damit sie die Zahl des berufenen Thieres herausbringen. Die schmalkaldischen Bundsgenossen, die der Teufel geritten, haben es auf Karln den fünften ausgedeutet, andere auf den Papst, auf den Kaiser in China ꝛc. Der Author aber leget es nach dem sinnreichen Beyspiele einiger Controversschreiber auf den Luther aus, durch welchen Spott er gewiß die Anhänger Lutheri beweget, wenigst zur Erbärmnisse über seine Thorheit. Gut ist es, daß er seinen Namen nicht ganz unterzeichnet hat, vieleicht steckt auch die Zahl 666. darinn, und es hätte ihm ergehen können, wie dem **Thomas Hare**, der unter der Bestie *China* verstanden, bis ihm ein anderer gezeiget, **Thomas Hare** wäre diese Bestie selbst. *)

Auf

*) Sieh das Brem. Magazin 1. B. und 2. Stück.

Auf einen Augenblick noch bitte ich mir die Geduld meiner Leser aus, ich hoffe sie durch eine schöne Vorstellung zu verdienen. Man sehe nur, wie ordentlich der Author die Gesellschaft der Heil. Ursula, die nach dem Berichte andächtiger Legenden in 11000 Jungfrauen bestehen muß, aufmarschiren läßt. Sie sind in vier Regimenter getheilet, Pinnosa, Cordula, Eleutheria und Florentia sind die Anführerinnen. Er weis sogar die Vorsteherinn von jeden Tausend ins besondere zu nennen. Ob sie auch Stück oder Musqueten mitgeführt, daß kann ich nicht sagen, der Author muß nur an diese Kleinigkeit nicht gedacht haben, sonst hätte er uns gewiß auch Nachricht davon gegeben.

Nach etlichen Exempeln aus der Kirchengeschichte der mittlern Zeit schließt es der Author, und ich mit ihm bin auch am Ende. Aus diesem Auszuge wird man das große Werk selbst kennen lernen. Es ist eine Reihe von Tändeleyen, Fehlern, und andern Siebensachen, wie der Author selbst von seiner Grammatologie gründlich scherzet. Zu seinem Troste setze ich noch dieses her, daß ich einen Mann kenne, der seine Schrift mit vielem Vergnügen und

Auf=

Auferbauung gelesen. Er ist würdigster Schulmeister und Küster an der Pfarrkirche in dem Orte, wo ich wirklich bin. Vielleicht wird er gar ein Lobgedicht über die Arithmologie verfertigen, er sieht schon ein paar Tage so tiefsinnig darein, als ein Poet, der auf einen Reimen studirt. Wenn etwas zu Stande kömmt, werde ich nicht ermangeln, es in eben diese Monathstücke einrücken zu lassen. Indessen bin ich des

H. J. D. S.

Ergebenster Diener

12. — 120.

Der Author wird meinen Namen schon herausbringen, und für andere sorge ich nicht. Zu mehrer Erläuterung sage ich ihm noch, daß mein Name zum Beyname sich verhalte wie 1. — 10.

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Siebentes Monathstück.

Im April 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Philosophische
Betrachtungen.

DEn ungeheuren Riß von Welten ohne Gränzen
Hast Du, Allweisester, von Ewigkeit gemacht!
Der Meere schwülstig Blähn, der Sonnen prächtigs Glänzen,
Hat deiner Allmachts Wort aus Nichts hervor gebracht!
Du Schöpfer der Natur, des Weltbaus grosser Meister!
O dulde bey dem Lob der Chöre höhrer Geister,

Daß Ost und West mein Lied von deiner Gnade sing!
O dulde, daß ich mich, aus dankbarstem Gemüthe,
Gerührt, Unendlicher! von deiner Vatersgüte,
Erhebend Stimm und Flug, zu deiner Gottheit schwing.

Es ist, Herr! deine Huld von Gränzenloser Tiefe,
Die in dem ewigen und unerforschten Rath
Mich aus der Möglichkeit zum Licht und Leben riefe,
Und mit der Dinge Lauf mein Seyn verknüpfet hat.
Durch Dich empfieng mein Aug allein die ersten Stralen,
Die auf sein Wundernez der Dinge Bilder mahlen.
Noch läg ich ohne Dich in ewig grauser Nacht;
Noch stritt ich mit dem Nichts, mein Wesen zu gewinnen,
Mir selbsten unbewußt, und ohne Geist und Sinnen;
Die Liebe hätte mich noch nicht hervor gebracht.

Der

Der Gaben prächtigste, Regentinn meiner Schwäche,
O göttliche Vernunft, die meinen Geist erhellt!
Durch Dich erhebt er sich von dieser Erden=fläche,
Durchforscht der Himmeln Raum, und reist von Welt zu Welt.
Sie zeigt mir, Herrlichster! im kleinsten deiner Werke,
Die Bilder deiner Macht, und deiner Weisheit Stärke;
Und jeder Blik führt mich zu dir, dem Schöpfer, hin.
Mehr, als dein Donner selbst, lehrt mich ein Wurm der Erden
Das Opfer, welches ich mit zitternden Geberden,
Der Größe deiner Macht und Güte schuldig bin.

Dein Meisterstük, die Welt, dieß stolze Prachtgebäude,
Die jede Creatur mit Ueberfluß ernährt;
Die Güter die du uns in reicher Maaß zur Freude,
Zum dürftigen Gebrauch und unserm Trost gewährt:

Dieß alles hast du uns, o Gütigster! gegeben,
Zufrieden und beglükt, zu deinem Ruhm zu leben.
Dein großer Endzweck war nur unser Wohl allein:
Und deine Gütigkeit und deine Weisheit wollte,
Daß, was wir sehn, so Herz als Sinnen rühren sollte,
Und kein gerechter Wunsch sollt uns vergeblich seyn.

Der schönen Künste Chor, mit Lorbeern ausgezieret,
Schau ich im sanften Schooß des Ueberflußes blühn;
Ich schaue sie von dir, o Wissenschaft, geführet,
Und unter deiner Fahn in schönster Ordnung ziehn.
Hier seh ich, wie ein Bau nach Regeln prächtig steiget,
Wann dort mir ein Gemählde in Licht und Schatten zeiget,

Wie

Wie glücklich die Natur den kühnen Pinsel
führt,
Die göttliche Musik, gewohnt, dich zu beglei-
ten,
Geht, hohe Dichtkunst dir, als Schwester an
der Seiten.
Mir wird in gleicher Zeit so Geist als Ohr
gerührt.

Wie unaussprechlich ist die Menge deiner
Gaben,
O Gottheit, die du uns so reichlich zugezählt!
Der Aermste, sollt er auch an allem Mangel
haben,
Besitzet oft ein Gut, das einem König fehlt.
Und wann der grause Tod uns endlich schei-
den heisset,
Wenn seine Mörderhand, die alles niederreis-
set,
In ewig finstre Nacht die schönsten Tage stürzt:
O so geschieht es nicht aus grausamen Gemü-
the:
So ists, Barmherzigster! nur deine Vaters-
güte,
Die mit des Lebens Ziel das Ziel des Kum-
mers kürzt.

O ja! was ist der Mensch vom schlechtem Thon gebauet,
mit Sinnen ausgerüst, und mit Gefühl versehn?
Er ist zu schwach, als das sein Hochmuth sich getrauet,
Dem zu gewissen Sieg der Zeit zu widerstehn.
Des Alters Eis, die Glut der jugendlichen Jahre,
Sind beyde früh und spat gleich reif zu Grab und Bahre.
Wer ists, der widersteht, wenn das Verhängniß ruft?
So wie uns unsichtbar ein leichter Dampf vergehet,
Ist unser flüchtig Seyn, das kurze Zeit bestehet,
Und endlich sich verliert im Schatten dunkler Gruft.

O wäre, wie mein Leib, die Seele zugerichtet,
Und sollte sie, wie er, einst die Verwesung sehn!
Ach sollte, großer GOtt! sie einst von dir vernichtet,
In jenes öde Reich verhaßter Schatten gehn?

Herr!

Herr! du verläugnest nie die Huld, die unumschränket,
Die der Geschöpfe Wohl in jedem Fall bedenket;
Ja, Herr! du bist mir hold, ob ich einst nicht mehr sey,
Selbst deine Güte giebt sich hier noch zu erkennen:
Wer würde nicht zu seyn, ein wahres Unglück nennen?
Wer nicht mehr ist, ist auch von allem Leiden frey.

Bist aber du, mein Geist, zur Dauer auserlesen,
Wird Atropos den Schnitt an dir vergeblich sehn:
Und weiß dein göttliches, dein einfach reines Wesen,
Dem Moder und dem Grauß der Gruft zu widerstehn:
Welch eine Zukunft zeigt sich dem entzückten Blicke?
Ich hoff, ich schau, o Herr! ein ewig daurend Glücke;

Ja, ich schau einen GOtt, der mir nichts bö-
ses dräut.
Die Seele, die der Tod von ihrem Haus ver-
dringet,
Die sich zu deinem Sitz, o höchste Gottheit!
schwinget,
Vereinigt deine Huld mit deiner Ewigkeit.

Ich schaue schon im Geist die Himmel of-
fen stehen,
Ich schaue meinen GOtt, bereit mir wohl zu
thun:
Er zieht den Vorhang auf: ich kann sein Ant-
liz sehen,
Und seines Glanzes voll in seinem Schoose ruhn.
Nein! Herr! der Himmel ist kein eitels Hirngedichte,
An ihm erkenn ich Dich; ein Stral von deinem
Lichte
Erleuchtet meinen Geist, die Wahrheit einzu-
sehn.
Und dieses ist der GOtt, der sein Geschöpfe
liebet,
Die Menschen werden einst, wenn Er den Macht-
spruch giebet,
Mit ihm sich ewig freun. Die Lust wird nie
vergehn.

Es

Es mache, wer den Geist der Liebe nicht
besitzet,
Wer, weil er anders denkt, den Nächsten haſ-
sen kann,
Aus deſſen Aug voll Grimm ein falſcher Ei-
fer blizet,
Den GOtt, der ihn doch liebt, zum wütenden
Tyrann:
Ja, laßt den ſchwachen Geiſt, recht ſinnreich
ſich zu grämen,
Die Galle, die er kocht, zu ſeinen Farben
nehmen;
Er wird noch häßlicher, als ſein Gemälde ſeyn!
Ja, laßt ihn ſeinen Gift nur immer von ſich
ſpeyen.
Es kommt ſein tolles Schmähn, ſein Läſtern
und ſein Schreyen,
Mit der Abſcheulichkeit des Herzens überein.

von Creuz.

Von

von den Krebsen.

Ein Thier, dessen Haut ein Stein ist, welchen es jährlich abwirft; und sich einen neuen Panzer zuleget; ein Thier, dessen Fleisch im Schweife und in den Füßen, und dessen Haare inwendig in der Brust sitzen; das seinen Magen im Kopfe hat, wie ein Gelenheitsdichter, und jährlich einen neuen Magen bekommt, dessen erste Verrichtung darinn besteht, den alten zu verdauen, das seine Eyer, wenn sie noch unbefruchtet sind, inwendig im Leibe, nach der Befruchtung aber auswendig unter dem Schweife trägt, und sich mit doppelten Gliedmaßen fortpflanzet; das zuweilen ein paar Steine im Magen bey sich führet, die darinn selbst wachsen, und wovon es ein Zeitlang zehret, bis sie wieder aufgezehret sind; ein Thier endlich das sich seine Beine, wenn sie

ihm

ihm beschwerlich fallen, selbst absprenget und von neuem wieder wachsen läßt, und seine Augen auf beweglichen Stangen herumträgt: ein solches Thier sage ich, ist außer Streit uns der seltsamsten Geschöpfe des Erdbodens, und da es eine ganze Gattung derselben giebt, die insgesammt den Menschen zur Speise dienen, so wird es wohl der Mühe Werth seyn einmal von ihnen ins besondere zu handeln.

Wenn sich ein Krebs die Welt vorstellet; und warum sollte er sich wohl nicht die Welt vorstellen? Er dessen Seele zwar ein wenig dumm, aber, weil auch die dummen Menschen eine Seele haben, ein für allemal eine Seele ist, und wenn sich ein Krebs die Welt nach dem Stande seines Körpers in der Welt vorstellt, so fällt hier gewiß die beste Welt in einen Spiegel, worinn sie einem Schlaraffenlande nicht sehr ungleich sehen muß. Dann, wenn das, was der Seele der Lage nach, am nächsten ist, denn lebhaftesten Eindruck in sie macht; so ist unstreitig eine Verdauung von Fischen, Krebsen, Schnecken und Fröschen ihr Satz des Wiederspruchs, und ein paar steinerne Krebsaugen der Satz des zureichenden Grundes. Gleichwohl

wohl wenn man erwäget, daß sie nach der synthetischen Methode, von vornen nach hinten zu gehen, daß sie den Kopf zwischen den Beinen halten, einander Thiere bekriegen, nichts leicht wieder loslaßen, was sie einmal angefaßt haben, und wiederum wenn sie die Noth dazu zwingt, ihrem Feinde ein abgebrochenes Bein statt des Gegners zur Beute laßen, und also alle Regeln der philosophischen Streitkunst geschicklich zu beobachten wißen; so könnten sie in einem Staate, wie Klims Mezendore ist, gute Oetologen seyn, und

Der scheint bekannten Reichen
Hierinnen fast zu gleichen.

Doch warum wollen wir uns dabey aufhalten, zu untersuchen, was die Krebse seyn könnten, da wir noch nicht gesagt haben, was sie sind? Ich will sie ganz ernsthaft beschreiben; aber die ernsthafteste Beschreibung von ihnen bleibt allemal lächerlich.

Es sind achtbeinigte Insecten. Ihre acht Beine sind acht Scheeren, davon die größesten bey einigen fast größer sind, als der Kopf und Rumpf zusammen genommen. Das Männlein

trägt

trägt den Stoff zur Fortpflanzung seines Geschlechts in einem erstaunlich langen Zwirnsfaden bey sich, welcher, wenn er gesotten worden, weis aussiehet. Seine Kennzeichen sind zwo vorn unter dem Schweife gedoppelt gegen einanderstehende Zacken; da hingegen das Weiblein an dieser Stelle ganz glatt ist, wie solches die erfahrnen Köchinnen uns öfters bey der Tafel zeigen, und lachen. Zur Herbstzeit gehen die Begattungen vor sich, und da findet man in den gesottenen Mutterkrebsen wenn man sie aufbricht, große rothe Klumpen, welches die Kennzeichen sind, daß sie den Endzweck der Natur erreichet haben. Diese Bruten verlieren sich inwendig nach und nach, und es kommen auswendig, unter dem Schweife, wo die Krebsmutter viele Fäserchen hat, runde Eyer zum Vorscheine, die wie Hanfkörner aussehen. Die ersten findet man im December, und von der Zeit an vermehren sie sich zu mehr als einhundert. Bey wärmern Wetter werden sie größer, und schon vor Johannis findet man bey den Mutterkrebsen unter den Eyern kleine lebendige Krebse, welche so groß als Roßameisen sind, und sich an den Fäserchen unter dem Schweife der Mutter so lange fest halten, und bebrü-

ten

ten lassen, bis alle Eyer ausgekommen sind. Nach der Zeit verlassen sie die Fäserchen der Mutter und hängen sich an den Ufern im Wasser an andere Fäserchen von Baumwurzeln, die öfters eine Art von Gebüsche vorstellen, worein sie sich verwickeln, bis sie so groß und stark sind, daß sie sich den Fluthen überlassen dürfen.

Die Frau Mutter kriecht, nachdem sie die Jungen von ihrem Schweife entwöhnet, beständig in ihrer Gegend herum, um Nahrung zu suchen, und sich wieder zu erquicken: Mittlerweile werden viele dieser Raubthiere den haschenden Händen der Fischer zu Theile, die sie lebendig sieden und zu ganzen Haufen mit einander verzehren. Die so glücklich sind durchzukommen, verstecken sich um die Zeit des Octobers in ein sicheres Loch, wo sie sichs bequem machen, und ihre Stiefeln und Kleider ablegen, an deren Stelle sich eine schöne, neue, rothe Schaale einfindet, die noch ganz weich ist, und sich erst mit der Zeit zu einem Stein erhärtet. In diesem Zustande heißen die Krebse Mausen.

Dieses Mausen der Krebse ist ihre Häutung, und zugleich die Art, wie sie wachsen. Alle schaaligte Insekten wachsen auf diese Weise, indem sie ihre vorige Kleidung nicht ohne Unpäßlichkeit ablegen. Die Krebse befinden sich zu solcher Zeit sehr übel auf. Sie sind schwach; sie fressen nicht, und gehen nicht aus ihrer Wohnung. In dieser Krankheit ist es, da sie die Menschen am liebsten speisen, und die Aalraupen oder Quappen haben hierinn mit uns einerley Geschmack: denn sie sprechen den Mausern in ihren Löchern zu, und fressen den Herrn Häuerling mit besonderm Appetite. Die Männer mausen sich nicht zugleich mit den Weibern im Herbste; sondern sie kleiden sich erst gegen den Sommer, im letzten May, und Anfange des Junius um.

Zur Mausezeit ist es, da die Krebse die große Veränderung mit ihrem Magen vornehmen, denselben abzulegen, sich einen neuen anzuschaffen, und mit diesem den alten zu verdauen; ein großes Geschenke der Natur für ein Raubthier, das unsere Schmarutzer gewiß eben so hoch halten würden, als den Stein die Weisen, wann es ihnen die Natur auch hätte gön-

nen wollen! der alte Magen geht mit den Gedärmen los, und die äußerlichen Häute dieser Eingeweide folgen nach. Der neue Magen verzehret sie nach und nach, und der Krebs scheint, während der Mausezeit, von dem Instrumente zu leben, womit er vorhin seine Speisen verdauet hat. Die kleinen, weißen, runden platten Steine, welche nichts weniger als Augen gleichen, aber doch den Namen der Krebsaugen führen, entstehen erst zur Mausezeit, wenn der alte Magen zu Grunde gehet, und sind in dem neuen eingewickelt, worinn sie nach und nach kleiner werden, und verschwinden. Vermuthlich braucht sie der Krebs in seiner Magenkrankheit, wie wir, zur Arzney.

Außer der Mausezeit spaziert der Krebs Sommers und Winters des Nachts mit einem gravitätischen Gange im Wasser herum. Im Winter ist er gern in der Tiefe, bey warmen Tagen aber lieber unter den Ufern, die er aber doch bey sehr heißen Wetter wieder verläßt, um sich in der Tiefe abzukühlen, und seine Nahrung zu suchen. Diese Nahrung ist so beschaffen, daß die Krebse gar nicht Ursache hätten mit den Schweinen so spröde zu thun, als

uns

uns van Helmont versichert, indem sie ster-
ben sollen, wenn nur ein Schwein unter dem
Wagen hingehet, worauf sie siehet. Todte
Menschen und Thiere, Frösche, Schnecken, ja
ihre eigene Brut fressen diese Cannibalen, und
ein abgezogener Frosch lockt sie zu ihrem Un-
tergange herbey, wenn die Krebsfänger ihn in
die Reusen, Garnsäcke, oder auf Hebekäscher
binden.

Die Natur hat den Krebsen lange Beine gegeben, die an den äußersten Enden viel dicker sind, als oben, daher sie ihnen auch leicht abbrechen. Allein, hieran ist ihnen sehr wenig gelegen: denn sie haben zugleich das Vermögen sich ihre Hörner und Scheeren von neuem wieder hervor zu bringen, wenn sie abgebrochen sind; ja sie werfen sie selbst von sich, wenn sie ihnen einige Ungelegenheit machen. Man bemerkt diese Selbstverlaugnung besonders an den Seekrebsen oder Hummen, und die Beschreibung, welche Herr Collinson davon gemacht hat, verdient wohl daß ich sie kürzlich mittheile.

Die Krebse verrichten dieses Absprengen ihrer Beiner in jeder Stellung, am leichtesten

aber, wenn man sie auf den Rücken leget, und ihnen mit einer starken eisernen Zange am dritten oder vierten Gelenke eines kleinen Beins die Schaale zerbricht, und das Fleisch zerdrücket. Gleich nach der Verwundung fängt der Krebs an zu bluten, und reißt vor Schmerzen das Bein hin und her. Nachgehends hält er es ganz stille in einer geraden und natürlichen Stellung, ohne es mit einem Theile seines Leibes, oder einem andern Beine zu berühren. Hierauf springt der verwundete Theil des Beines auf einmal mit einem ziemlichen Schalle am zweyten Gelenke vom Körper ab, auf eben die Art, wie der Hals einer Retorte abspringt, wenn der Theil, woran man vorher einen glüenden eisernen Ring gehalten, mit Wasser berührt wird. Eben so brechen sie sich auch die Scheeren ab. Der Bruch geschiehet jederzeit in dem weichsten Theile des Gelenkes, und der Rand der Schaale des Leibes thut nichts dazu. Der kleine Durchmeßer des Gelenkes, die Lage der Fäserchen, und eine gewiße kleine runde Vertiefung tragen wohl nicht wenig zur Beförderung dieses Werks bey. Indeßen scheint doch die Hauptsache dieser Handlung allen menschlichen Verstand zu übersteigen.

So

So bald das Bein abgebrochen ist, setzt sich an dem Stumpfe des Gelenkes zu nächst am Leibe eine Gallert, welche das Blut stillt; da sich hingegen, wenn man diese Gallert wegnimmt, das Thier bald verblutet und stirbt. Diese Gallert verwandelt sich nach und nach in ein kleines Bein, welches mit der Zeit seine gehörige Größe erlangt, die Stelle des vorigen zu ersetzen.

Dieses wundervolle Vermögen ist den Krebsen aus weisen Absichten gegeben. Die Natur wuste, daß sie zankſüchtige Gemüther haben, mit einander streiten, und sich mit ihren Scheeren erwürgen. Sie fassen damit die Beine ihrer Feinde an, und was sie ergreifen, halten sie sehr lange fest. Sie können sich anders nicht von ihren Feinden losmachen, als daß sie ihnen das Bein schenken, was sie gefaßt haben, um sich nicht zu Tode zu bluten, und den Schmerz sammt dem Beine in ihren Klauen zu laßen: denn was liegt weiter daran? Sie machen sich andere Beine. Bey dem allen sind doch diese Thiere entsetzlich dumm. Wenn man ihnen eins aus ihren eigenen Beinen zwischen ihre Scheeren bringt, so wissen sie nicht, daß sie

es selbst sind, die sich das Bein zerbrechen; sondern sie sprengen es ohne Umstände ab, und behalten ihr Bein noch lang zwischen der Scheere.

Da diese Thiere so zankſüchtig sind, so würde es zu bewundern seyn, daß sie in ordentlichen Stämmen beysammen wohnen, wenn man nicht wüßte, daß die römische Republik selbst bey ihrem Anfange aus einer bloßen Räuberbande bestanden hätte. Jeder Stamm hat seinen bestimmten Ort, das Futter zu suchen, deßen sie aber wohl überhaupt wenig bedürfen, indem man sie einige Monate lang in Flaschen aufbehalten kann, worinn sie, ohne was anders zu genießen, als was sich vom Seewasser gesammelt hat, nichts von ihrer Schwere verlieren. Vieleicht enthält das Seewasser, das Element, worinn sie leben, für sie eben so eine verborgene feine Nahrung, wie die Luft für die Käsemilben, welche in ein ganz leeres Glas eingeschlossen, ohne alle Nahrung, wenigstens sieben Monate lang, frölich und sehr geschäftig leben, besonders wenn man sie dann und wann in die Sonnenstralen setzet. Eben so hat auch jeder Stamm der Seekrebse seinen bestimmten

Ort

Ort, die Jungen auszubrüten, welche anfangs die Größe einer Kastanie haben, und endlich zu solchen Ungeheuren erwachsen, die sieben bis zwölf Pfund wiegen. Ein Stamm hat mit dem andern keine Verbindung. Man hat dieses genau untersucht, indem man die Schaale eines Krebses bezeichnet, und ihn zwo bis drey Meilen fortgebracht, und daselbst unter eben daßelbe Geschlecht gesetzt hat. Dieser Krebs hat den Weg nach seiner Heimath wieder gefunden, und ist von eben dem Fischer, der ihn weggetragen hat, wieder gefangen worden.

Die Krebse haben wie überhaupt alle Fische einen Ueberfluß von einem flüchtigen und laugenhaften Salze, das sie zur Fäulniß neiget. Kaum sind sie todt, so entwickelt sich schon ihre Fäulniß; uud daher ist der Gebrauch entstanden, die Krebse, so wie viele Fische lebendig zu sieden. Der Gestank eines faulenden Krebses ist so etwas Unerträgliches, und breitet sich so weit aus, daß man recht eigentlich davon sagen kann er stecke, wie die Pest, die Luft an Um also die Gefahr von dem Genuße einer so leicht faulender Speise zu verhüten ist es löblich und vorsichtig, daß man die Krebse frisch

gesotten, und stark gesalzen genieſſe. Ihr Fleisch ist allezeit hart, ohne besondere Nahrhaftigkeit und schwer zu verdauen. Daher bereitet man sie mit viel Salz und Kümmel zu, welches lezkere unter den eigentlichen Gewürzen noch das schicklichste ist, das man dazu erwählen kann, weil die bizigen Gewürze wegen ihres öligten flüchtigen Salzes, die festen Theile zu sehr reizen, den Umlauf des Blutes erhizen, und der Fäulniß unserer Säfte beförderlich seyn würden.

Der gemeinste und beste Gebrauch, den man von den Krebsen macht, sind die Krebssuppen. Denn, da das Fleisch dieser Thiere so hart, unverdaulich und nahrlos ist, so kann man nicht besser thun, als das man es auskochet, und nur bloß das Flüßige genießet, was die Suppe davon auflösen kann. Dergleichen Krebssuppen sind laugenhaftig, und schicken sich sehr wohl für Leute, welche viel Säure haben. Hingegen dienen sie solchen Kranken nicht, deren Säfte schon ohnedem zur Fäulniß geneigt sind; und daher verabscheuen sie von Natur diejenigen, die an faulenden Fiebern darnieder liegen; gesunden Leuten sind

diese

diese Suppen am zuträglichsten, wenn sie zugleich mit Kräutern zubereitet, und säuerlich gemacht worden, das gallerhafte Wesen, was aus den Krebsen auskochet, machet diese Suppen nahrhafter, als sie für sich allein seyn würden; hingegen werden sie auch zugleich den Verdauungskräften etwas beschwerlicher, wenn diese noch im gutem Stande sind, so giebt man ausgezehrten und hektischen Personen dergleichen Krebssuppen häufig, um sie damit zu ernähren und zu stärken: denn, man muß wissen, daß solche Leute, welche bis aufs Blut ausgezehret, und so schwach sind, daß sie ein kleiner Wind umwehen kann, zuweilen dennoch die stärksten Verdauungskräfte behalten; und man sieht oft Schwindsüchtige, die noch an ihrem Sterbetage, ohne alle Beschwerung des Magens, eine Mahlzeit verzehren, woran sich einige Bauern satt eßen könnten. Man würde sich demnach ungemein irren, wenn man vor der Erschöpfung ihrer übrigen Kräfte auf die Schwäche ihres Magens einen Schluß machen, und sie blos mit den leichtesten Suppen abspeisen wollte. Da sie aber doch die harten und allzufesten Speisen nach ihrer Nothdurft nicht hinlänglich nähren, oder ihnen in andern Absichten beschwer-

lich und schädlich werden würden; so schicken sich für sie die nährenden gallerartigen Krebssuppen am besten, und die Erfahrung lehret, daß sie davon ungemein gestärcket werden.

Ich darf diese Gelegenheit wohl nicht vorbey laßen, ohne von den Krebsaugen etwas zu sagen, weil sie besonders bey uns, eine sehr allgemeine Hausarzney sind. Diese Steine werden von der geringsten Säure schnell aufgelöset, und haben wenn sie nur wahrhafte Krebssteine sind einerley Werth, sie mögen weiß, oder röthlicht, oder blaulicht aussehen. Die wahren kommen am meisten aus Ungarn, Litthauen und der Tartarey: die verfälschten hingegen werden aus Ton, Kreide, oder Schneckenschaalen gemacht, mit Smalt auf eine gewißenloseweise gefärbet, und unter die guten Krebssteine gemischt. Die wahren bestehen aus einer großen Menge von einer laugenhaften Erde, und aus ein wenig kleberichter Gallerte. Man kann dieses in einer leichten Probe sehen, die sehr artig ist. Man nimmt Scheidewasser, welches mit gemeinen Wasser ein wenig verdünnet worden, und wirft ganze Krebsaugen hinein. Alsobald löset die Säure die irrdischen Theile mit vielen Gerau-

sche

sche auf; hingegen bleibet die zwischen dieser Erde gewesene Gallert unverändert, und die Steine steigen, nachdem sie ihre Erde im Stiche geiassen, ohne ihre Gestalt, ja auch ohne so gar ihre Farbe zu ändern, auf die Oberfläche des Wassers in die Höhe: doch sind sie wie leicht zu erachten ist, schwamigter, glänzend durchsichtig und so weich, daß man sie, wie eine andere Gallert gar leicht mit den Fingern zusammen drücken kann. Will man die von der Säure des Scheidewassers aufgelöfete Erde wieder sehen, so wird ein jedes flüßiges Laugensalz, das man hinein tröpfelt, dieselbe als einen vollkommnen weißen und zarten Staub zu Boden legen. Die Menge dieser Erde beträgt in der natürlichen Mischung der Krebsaugen bey nahe siebenmal soviel, als die Gallert.

Da die Krebsaugen von der Säure aufgelöfet werden, so läßt sich schließen, daß sie in einem mit Säure überhäuften Magen dieselbe dämpfen müssen. Daher werden sie wider das saure Aufstoßen und Sodbrennen des Magens, und wider die Schärfe der Galle mit Nutzen gebraucht. Sie gehören mit den Schneckenschaalen und der Perlenmutter in einerley Klasse,

und

und der Vorzug, welchen man mir von diesen Arzneyen vor der andern einräumt, scheint wenig gegründet zu seyn. Wenn man die Krebsaugen, ehe sie eingenommen werden, mit distillirten Essige oder Citronensafte halb sättiget, oder sie gar völlig darinn auflöset; so erhalten sie die Natur eines irrdischen Salzes, und dienen alsdann vorteflich in asthmatischen Brustkrankheiten, bey Verstopfung der Nieren und beym Steine, wie auch in allen Fällen, wo ein gelindes auflösendes Mittel vonnöthen ist. In dieser Gestalt ziehen sie viele Aerzte andern Arzneyen von gleicher Art vor, und versprechen davon den hektischen und schwindsüchtigen Leuten angenehme Dienste.

Der Arzt.

Die Tulipane.

Ein Beet, der Farben Wunderspiel,
Darinn der Lenz sich selbst gefiel,
Trug eine Tulipane,
Ihr Schmuck wies Iris Farbenstrich.
Und ihr erhöhter Purpur glich
Dem Mund der Mariane.

Der West hielt selbst den Hauch zurück,
So oft er dieses Meisterstück
Zu küßen sich erkühnte,
Sie stahl des Gärtners Herz und Sinn,
Der sie als seine Königinn,
Mit Zärtlichkeit bediente.

Nichts mag so schön, so kostbar seyn,
Das Schicksal reißt es wieder ein,

Warum? Das ist die Frage.
Die Tulpe war kaum aufgeblüht,
Als sich der Himmel schwarz umzieht
An einem heißem Tage.

Der Nordost brüllt und mehrt die Nacht,
Das Wetter rauscht, der Donner kracht,
Kaum aber schweigt er wieder,
So fällt ein Hagel scharf, wie Glas,
Schlägt Zweig und Pfanzen, Laub und Gras,
Und auch die Tulpe nieder.

Der Gärtner lauft nunmehr herbey,
Und findet Graus und Wüsteney,
Den Grund gerechten Schmerzens,
Er sieht sein Unglück ein, und schweigt,
Bis sich der Tulpe Leichnam zeigt,
Der Blume seines Herzens.

Hilf, Flora! hilf, wie lärmt der Mann,
Und thut die Schloßen in den Bann,
Das sie die Tulp zerschlagen,
Grimm und Verzweiflung zeigt sein Blick,
Er schilt halb kindisch auf das Glück,
Und hört nicht auf zu klagen.

Ein Birnbaum, den des Wetters Macht
Um Knospen, Blüth und Laub gebracht,
Der konnt es nicht verdauen,
Ein Blümchen, rief er, bricht dein Herz,
Wie rührt dich nicht ein größrer Schmerz,
Uns Bäume blos zu schauen?

Wie? daß du nicht in Thränen rinnst,
Daß unsre Knospen, dein Gewinnst,
Dein Brod zu Wasser worden.
Uns klagst du nicht, und hast es Fug,
Um eine Blume die nichts trug,
Willst du dich gar ermorden.

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so bleibt er alt:
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen große Dinge kalt.

Lichtwehr.

Von

Von der Wahle Der Haushofmeister.

Man würde zu strenge seyn, wenn man die Last der Erziehung allen Vätern ohne Unterschied auflegen wollte. Es sind einige durch Alter und Krankheit so geschwächt, daß sie kaum Kräfte genug haben für sich selbst zu sorgen; andere werden durch den Mangel der Einsichten entschuldiget, und noch andere sind durch ihre Aemter so zerstreut, daß es ihnen unmöglich seyn würde, ihren Kindern, ohne den Schaden des gemeinen Wesens, nützlich zu werden.

Doch um unsere Leser nicht durch unnöthige Umschweife verdrüßlich zu machen, so wollen wir

will nur kurz sagen: Wir wissen die Entschuldigen, die einige Väter für sich anführen, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder nicht selbst übernehmen. Wir finden sie, wenn sie anders wahr sind, gegründet; wir wollen sie also ohne Widerspruch gelten lassen.

Aber wir hoffen um deswillen noch nicht zugegeben zu haben, daß die Väter, die ihre Kinder nicht selbst erziehen können, genöthigt sind, sie nur der Bildung der Natur, oder dem Unterrichte unwissender und ungesitteter Lehrmeister, zu überlassen.

Viele Aeltern haben von der Erziehung die Meynung: daß sie nur in einer geschickten Stellung des Körpers, in einer deutlichen Aussprache, und vielleicht in der Fertigkeit den Katechismum, nebst etlichen lateinischen und französischen Wörtern, ohne Verstand herzubethen, bestehe. Ueber die Verbesserung des Herzens, Untersuchung des Temperaments, und Prüfung der Gemüthskräfte, beunruhigen sie sich fast niemals.

Da es Mode ist, daß ein jeder vegüterter Mann, für seine Kinder einen Informator im Hause haben muß, so suchen viele ihrem Hauswesen ein gewisses Ansehen, durch die Person eines solchen Menschen, zu verschaffen, dem sie wie sie sagen, aus bloßer Barmherzigkeit, eine kleine Stube unter dem Dache verstatten, und ihm dafür, gleichsam zum Zeitvertreibe, die Erziehung ihrer Kinder übergeben.

Bey der Wahl eines solchen Aufsehers, suchen sie insgemein mehr als eine Absicht zu erreichen. Er ist ein armer Vetter, dem müßte ich ohnedas, Schande halber, zu manchen Zeiten etwas geben, sagte neulich Herr Sparlich; damit er aber doch auch etwas fürs Geld thue, habe ich ihm die Aufsicht meiner Kinder übergeben. Der Herr Vetter aber, von dem die Rede ist, hat keine Sitten, er ist unwissend, er ist faul, was schadet dieses alles: dafür ist er auch Herr Sparlichs Vetter.

Argant ist ein Liebhaber der Musik, er spielt nicht gerne allein, sondern er würde es längst gerne gesehen haben, wenn jemand beständig bey ihm gewesen wäre, der ihm auf dem

Flü=

Flügel hätte accompagniren können. Jetzt brauchen seine Kinder einen Informator, er untersucht nun keine andere Geschicklichkeit bey dieser Wahl, als die Fertigkeit des Clavierspielens. Jetzt kömmt Clamor, er läßt sich hören; ja der ist unser Mann! Heute ziehen sie noch ein, Herr Clamor, sagte Argant, wir wollen uns schon die Zeit zusammen vertreiben. Clamor ist ein Säufer; er ist auf zwoen Universitäten relegiret worden, weil er sich geschlagen hat; er ist selten ohne Gesellschaft zu Hause, sondern beständig mit einer Menge Musikkenner belagert, die seine Stube fast nie verlassen, als wenn er mit ihnen geht; er flucht schrecklich, das sind alles Kleinigkeiten; er spielt doch vortrefflich, und seine Stimme ist betäubend. Warum hätte er auch sonsten in seinem Leben so viel Bier getrunken?

Eine wichtige Ursache, um welcher sich viele geschickte Männer scheuen, die Erziehung der Kinder, und die Unterweisung derselben, über sich zu nehmen, ist die schlechte Achtung, die man ihnen bey vieler Gelegenheit bezeiget, und die geringe Belohnuug, die sie für ihre Arbeit bekommen.

Die Aufsicht über junge rohe und ungebildete Menschen, die vieleicht von Natur zu allerhand Ausschweifungen geneigt sind, ist wirklich ein Amt, welches von Wichtigkeit ist, und eine grosse Aufmerksamkeit, und nicht geringere Geduld erfordert. Und dennoch haben die mehresten Aeltern, für den geringsten Bedienten ihres Hauses oft mehr Nachsicht und Achtung, als gegen einen Mann, den sie die Bildung und Unterweisung ihrer Kinder überlassen haben.

Sylvia sagte letzthin: „man ist mit den „ Informators recht gehudelt; sie wollen was „ bessers seyn, als das andere Gesinde, und „ gleichwohl sind sie doch eben wie jene, in un„ serm Lohn und Brode„

Wenn man Gelegenheit hat, die verschiedenen Forderungen zu hören, die manche Aeltern voraussetzen, wenn sie ihren Kindern einen Aufseher bestellen: so wird man fast unentschlossen bleiben, ob man sich mehr über ihre Unverschämtheit, oder über die Niederträchtigkeit derer wundern soll, welche sich solche Bedingungen gefallen lassen.

Geront giebt seinem Informator die Stube, das Holz und das Oel auf seine Kosten, und Sonntags zu Mittage zu essen. Jedoch weil er seinen Handelsdienern jedesmal des Sonntags Wein beym Ende der Mahlzeit giebt, so muß der Informator, um nicht an dieser für ihn zu großen Wohlthat Antheil zu nehmen, allemal sehr zeitig vom Tische aufstehen. Die Arbeit des ehrlichen Mannes besteht täglich in sieben Stunden, und er muß sich gefallen lassen fünf ziemlich unartige Knaben, zu seiner beständigen Gesellschaft, auf seiner Stube, bey sich zu sehen, ohne jedoch über sie eine größere Gewalt zu haben, als die ihm die Knaben selbst einräumen: denn ihre Frau Mutter hat es ausdrücklich befohlen, ihnen ja durch kein hartes Wort beschwerlich zu fallen.

Ein andrer ehrlicher Mann, hat die Kinder eines gewissen Hauses zu unterrichten, welche ihn täglich, die Bethstunden mitgerechnet, acht Stunden beschäftigen: und gleichwohl bekömmt er noch lange nicht so viel als der Hausknecht, denn der hat monatlich zween Thaler Besoldung.

Vor nicht gar langer Zeit, erhob sich ein harter Streit, in einem bekannten Hause, in welchem der gottlose Mensch, der Informator, ohne Vorwissen der Madam, und ohne sie um Erlaubniß zu bitten ausgegangen war.

Der Ausspruch eines gewissen großen Mannes ist wohl gegründet, daß man einem Manne, der die Erziehnng der Kinder mit den Nutzen derselben unternimmt, nicht genug Hochachtung und Dankbarkeit bezeigen könnte. Denn, wenn Aeltern ihre Kinder wirklich lieben, wie es ihre Pflicht ist: auf was für eine würdigere Art können sie diese Liebe beweisen, als wenn sie ihnen durch eine vernünftige nnd gründliche Unterweisung, ein dauerhaftes Glück vieleicht auf ihre ganze Lebenszeit versichern; da sie im Gegentheile befürchten müssen, daß Unglücksfälle und ein übler Gebrauch, unermäßliche Reichthümer zerstreuen könnten.

Aber man muß diese Beschäftigung, Kinder zu unterrichten und ihre Seele zu bilden, nicht für so klein und leicht ansehen, als man insgemein thut. Es gehört Geduld und Wissenschaft darzu, und wie viele sind wohl derer,

bey

bey denen diese Eigenschaften vereint anzutreffen sind? Wie vielen jugendlichen und kindischen Unsinne, wie vielen unwitzigen Reden, wie vielen kleinen Vergehungen muß sich ein Lehrer der Jugend bloß stellen; wie viele vergebliche und langweilige Untersuchungen, wie viele unnütze Versuche muß er anstellen, wenn er des Beste seiner Lehrlinge befördern, und ihr Temperament, ihre Fähigkeiten und Hauptfehler erforschen will. Wie sehr muß er besorgt seyn, daß er ihnen nicht seine eigne Schwäche entdecke. Wie wenig darf er über einer öftern Wiederhohlung ungeduldig werden, welche ihm die Ungelehrigkeit seines Schülers auferlegt.

Wenn man aber, mit aller dieser gewiß unangenehmen Arbeit, welche mit vielem Verdruße verbunden ist, die Unerkenntlichkeir einiger Aeltern vergleichet, so wird man über diese Ungerechtigkeit beschämt werden.

Wir glauben aber, daß die schlechten Sitten mancher solcher Lehrer, und die wenige Kenntniß, oder Beobachtung ihrer Pflichten, oft einige Schuld an ihrer schlechten Belohnung haben. Viele dieser Art, glauben ihrem Amte

vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn sie mit Verdruß die zu dem Unterrichte bestimmten Stunden angewendet haben. Sie sehen alsdann oft, die ihrer Aufsicht befohlnen Kinder, als Feinde ihres Vergnügens an, und fliehen entweder selbst, so bald sie können, von ihnen, oder suchen sie mit Ungestümm von sich zu entfernen. Solche Lehrer unterrichten nicht, um ihre Schüler glücklich und vielwissend zu machen, sondern um ihrem Körper Nahrung zu verschaffen, und sich für der Armuth in Sicherheit zu stellen. Der Vortheil oder Schaden, welche ihre Untergebenen von ihrer Unterweisung haben können, ist ihnen gleichgültig, und sie sind vollkommen zufrieden, wenn sie nur ihre Hauptabsicht nicht verfehlen. Diese Art Menschen aber, sind viel eher geschickt, junge Gemüther noch boshafter zu machen, als ihnen eine Liebe zur Tugend einzuprägen. Je mehr aber diese zu verabscheuen sind, um so viel mehr Hochachtung und Erkenntlichkeit verdienen die Männer, welchen dem Staate gesittete Bürger, die Väter aber wohlgerathene und glückliche Kinder zu danken haben.

Der Mann.

Der

Der Floh.

Jüngst stach ein Floh ein altes Weib,
Gerade da sie bethen wollte,
Sie fuhr ihm nach, packt ihm beym Leib,
Und schwur ihm, daß er sterben sollte.

Ach! fieng der arme Sünder an,
Gestrenge Mutter, Gnade, Gnade!
Ich habe dir ja nichts gethan,
Ein Flohbiß ist ein kleiner Schade.

Nein, sprach sie, hoffe nichts von mir,
Das Unglück ist zwar klein zu nennen;
Allein die Schuld lag nicht an dir,
Du hast mir mehr nicht schaden können.

Die Reichthümer.

Die Vortheile und die Gefahren, welche aus den Reichthümern entspringen, sind sattsam bekannt. Man ist nicht einstimmig, wie man sich selber gebrauchen soll; man schätzt sie nicht nach ihrem eigentlichen Werthe: sie verursachen eine zu große Ungleichheit unter den Menschen. Alles verlangt sie, alles liebt sie: welche ihrer am wenigsten besitzen, sind am meisten wider sie aufgebracht; selten redet man davon, so wie man sollte, und noch seltner bedient man sich ihrer so, wie man sollte.

Umsonst hofft man, daß die Reichen die Armen, als ihre Brüder betrachten, das sie ihnen nach dem Maaße ihres Bedürfnisses zu helfen suchen werden: die Bedürfnisse der Reichen

steigen

steigen so hoch, daß ihnen keine Mittel mehr übrigen, diese erste Pflicht, welche ihnen die Menschlichkeit auflegt, zu erfüllen.

Es ist nicht eben so Mode, eine gewisse Zahl darbender Familien zu erhalten, als es Mode ist, Hunde und Rosse zu ernähren. Man hat niemals dem Vortheile nachgedacht, welcher daraus für das Glück der menschlichen Gesellschaft entstünde.

Ich behaupte nicht, daß alle jene, die sich Arme nennen, oder auch die es in der That sind, verdienen auf gleiche Weise unterstützt zu werden, der Unterschied ist leicht zu machen.

Von den Kindern, welche in der Armuth geboren werden, sterben mehr als drey Viertheile aus Mangel der nöthigen Hülfe: man kann nicht sagen, daß sie Schuld an ihrer Mühseligkeit seyn. Welcher Verlust für die Gemeine, der sie gedient hätten, und der es in der That an Leuten fehlt! Man klaget über ihren Abgang: die Unempfindlichkeit der Reichen tödtet sie.

Man

Man füllt Bücher mit Vortheilen an, welche die Pracht mit sich bringen soll: man hält sie für eine trefliche Hülfe jener Staaten, in welchen sie aufgenommen wird: dennoch ist es nur sie, welche, wenn sie zu weit getrieben wird, alles verschlingt; selbst das Erbgut der Armen. Es wird keiner zu sagen sich unterfangen, daß die Vortheile, die sie schafft, mit jenem verglichen werden können, welcher aus der Erhaltung der Bürger für die Gemeine entspringt, die sie augenscheinlich zerstöret.

Die Besitzung der Reichthümer zieht nothwendig Sorgen und Vergnügen nach sich, welche solchen Betrachtungen wenig Platz gestatten: dieser oder jener Reiche stirbt, ohne sie gemacht zu haben. Jene, die im vollkommenen Ueberflusse gebohren werden, wissen beynahe nicht, was ein Armer sey.

Sie, mein lieber Aristi! werden die Armen lieben. Ich habe es in Ihrem zarten Alter gesehen, da Sie nur noch aus den Lumpen derselben schließen konnten, daß selbe nicht so glücklich, als Sie wären: ich habe es dazumal gesehen, wie Sie selbe zu trösten trachteten, und

aus

Mangel des Geldes denselben alles das gaben, was Ihnen zu Ihrer eigenen Belustigung bey Händen war. Die Menschheit redete schon dazumal bey Ihnen für die Elenden das Wort: nun übriget nichts, als daß Sie dieselbe ordentlich einrichten, um sie billig zu machen, mehr hat die Ueberlegung nicht zu wirken.

Die Reichthümer sind so nothwendig geworden, sie haben ein so fürchterliches Ansehen erlanget, man erhält durch selbe mit so leichter Mühe alles, was man wünscht, daß es keinen Wunder nehmen muß, wenn der Haufen, welcher mehr seiner Nothdurft Vorsehung zu thun, als ihrer Quelle nachzuspüren gewohnt ist, selbe anbethet, selbe über alles schätzet; die Mittel dazu blindlings ergreift, und eben so, wie der Mensch beym Horaz saget.

Bereiche dich mit Rechte, wenn du kannst;
Und kannst du nicht mit Rechte, wie du kannst.

Der wahre Weise hegt nicht solche Gesinnungen: er streicht alle jene aus der Zahl der Glückseligen aus, die es bloß durch ihre Reichthümer sind: er stimmt dem Irrthume des Pö-

bels nicht bey, der sie für solche hält; er behauptet öffentlich, und sollte er auch nicht angehört werden, daß der wahre Ruhm, die wahre Glückseligkeit nur jenem eigen sey, der Schätze ansieht ohne davon gerührt zu werden, und selbe genießt, ohne sie zu mißbrauchen.

Ich glaube immer, daß es Tugenden gebe, welche bloß darum nicht ausgeübt werden, weil man weder ihren Werth noch den daraus entspringenden Nutzen erkennt. Nicht so viel als fühlte man Schwierigkeit jenes ins Werk zu setzen, was sie von uns erheischen, als vielmehr weil man ihnen aus Mangel eines wahren Begriffes eine schlechte und von ihnen verdammte Aufführung vorzieht.

Ein tugendhafter Reicher ist nach einem guten Könige das dem höchsten Wesen ähnlichste Bild: er ist im Stande nach seinem Belieben alle Gattungen des Guten auszuüben; dieß ist eine Macht, welche ihm seine Reichthümer verschaffen, und welche weder das Verdienst, noch der geneigteste Willen ersetzen, oder erreichen kann. Er hat das Mittel fast wider alle Uebel des Lebens in seinen Händen: die

Reich=

Reichthümer versüßen wenigstens ungemein die Unglücksfälle, welche sie nicht gänzlich auslöschen können.

Anstatt den Reichthümern diese Bestimmung zu lassen, welche ihnen einen so großen und zwar den einzigen Glanz giebt, dessen sie fähig sind, anstatt dessen, sage ich, gebraucht man sich ihrer zu einem Ziele, für welches sie nicht gemacht sind: man wird solz darauf, man verachtet jene, denen sie mangln; man wird hochmüthig, mürrisch, unerträglich ja bisweilen grausam. Was gewinnt man dadurch, wenn man die besten Mittel so übel anwendet?

Ein Weiser sollte weder reich noch arm zu seyn verlangen. Dieser glükliche Stand der Mittelmäßigkeit ist selten zutreffen: man wählt ihn nicht. Niemand raubt sich dessen was er hat, um dazu zu gelgen: man arbeitet nicht, um sich in seine Gränzen einzuschliessen: jene, die ihn erreicht haben, sind nur darum damit zufrieden, weil sie nicht weiter dringen können.

Die Welt wird in Reiche und Arme eingetheilet. Jenes so gepriesene und so vernünftige Mittel kann keinen besonderen Theil ausmachen: es ist nicht nach dem Geschmacke der Menschen: sie bewundern das Gemälde davon in den Beschreibungen, welche man macht; ja sie glauben, daß sie dadurch glücklich wären; und dennoch bieten sie allen Kräften auf, sich davon zu entfernen. Den Menschen von der Mittelmäßigkeit predigen, heißt nichts anders, als die Zeit unsonst verlieren. Ich will eher zugeben, welchs zwar eben auch Schwierigkeiten unterworfen ist, daß sie sich der Reichthümer wohl gebrauchen könnten, als daß sie bloß so viel besitzen wollten, als ihnen nöthig ist. Sie hegen bey sich Begierden, deren Gegenstände sie stäts vermengen: sie betrachten die Reichthümer als einen allgemeinen Gegenstand, weil sie zu allemdienlich sind.

In diesem engen Lebensraume, dessen eine Hälfte denken zu lernen angewendet wird, in diesem Gewimmel der Wollüste und der Widerwärtigkeiten, welche den Menschen ihm selber entreißen, in dieser Menge der Zufälle, die die Leidenschaften ervorbringen, haben wenige

Leute

Leute die Muße oder die Fähigkeit den Vortheilen nachzudenken, welche aus dem Mittelstande entspringen.

Es giebt noch wenigere, die von Irrthümern und Vorurtheilen so frey wären, daß sie sich in einen solchen Stand zu setzen trachten sollten. Es ist mehr Mode den Reichthümern nachzujagen, und sich einzig damit zu beschäftigen, wie es nun endlich immer gelingen mag. Man lebt immer in der Hoffnung selbe zu erlangen, und dann ruhig zu genießen; das erste geschieht selten, das zweyte geschieht niemal.

Es ist eine Wirkung der menschlichen Schwachheit, daß beynahe kein Reicher so glücklich ist, daß er seine Reichthümer recht zu genießen wüßte. Welche selbe besitzen, wenden jenes zum Pracht, zu äußerlichen Gemächlichkeiten an, was verwendet werden sollte, ein wahres Vergnügen zu verschaffen; ein Vergnügen, welches, da sie es selbst mit Wonne erfüllte, ihnen noch gleichsam als gütigen Göttern die Verehrung anderer zuwegebrächte. Man wird mich niemals überzeugen, daß man sich dieses Glückes entschlagen könnte, wenn man

es einsähe: aber so weiß man nichts von seinem Daseyn.

Nach der ungerechten Erwerbung der Reichthümer ist der Geiz das schwärzeste, das hassenswürdigste Laster. Er ist eine grausame Leidenschaft, welche, ohne mit Gift und Dolch bewaffnet zu seyn, die Menschen meuchelmörderisch tödtet, da sie dieselben aus Mangel des Beystandes verschmachten läßt. Das ihm anklebende Lächerliche ist für ihn keine Strafe, wie er sie verdiente. Es wäre zu wünschen, daß man durch ein Gesetz alle jene ihrer Reichthümer beraubte, welche selbe, ohne auf die Rechten der Gemeine Acht zu haben, zu genießen glauben, da sie sich selber nicht gebrauchen, und welche selbe vermindert zu sehen befürchten, wenn andere, als sie, ihre Blicke darauf werfen könnten. Die vorgegebene Glückseligkeit, welche sie genießen, ist keine wahrhafte; sie sind nur durch anderer Unglück glücklich.

Freundschaftsräthe,

Die

Die Tugend.

Singt, Söhne kummerloser Jugend,
Von Lieb und Wein!
Mein Lied soll Deinem Lob, o Tugend,
Geheiligt seyn!

Es gleicht Dein Ernst dem prächtgen Blitze,
Der uns ergetzt,
Doch, strafend auch des Lasters Sitze
In Flammen setzt.

Den Schwarm der Lüste, die dich fliehen,
Herbergt die Nacht:
Wo tausend Morgenröthen glühen,
Stralt Deine Pracht.

Die Wahrheit riß sich von dem Lärmen
Des Pöbels los,
Und nahm mit schwesterlichen Armen
Dich in den Schoos.

Sie folgte Dir, fern vom Gedränge,
Ins Holz der Ruh:
Mit Dir erschien sie bey der Menge,
Doch ernst, wie Du.

Die Unschuld, die vom Stolz und Neide
Verachtet stund,
Sah hold sich um, erblikt Euch beyde,
Und trat in Bund.

von Kreuz.

Der

Der Riese.

Ein rebellischer Riese schoß seinen vergifteten Pfeil über sich in den Himmel, Niemanden geringern, als einen Gott, das Leben damit zu rauben. Der Pfeil flog in die unermessenste Ferne, in welcher ihm auch der schärfere Blick des Riesens nicht folgen konnte. Schon glaubte der Rasende sein Ziel getroffen zu haben, und fieng an ein gotteslästerliches Triumphlied zu jauchzen. Endlich aber gebrach dem Pfeile die mitgetheilte Kraft der schnellenden Senne; er fiel mit einer stetswachsenden Wuth wieder herab, und tödtete seinen frevelnden Schützen.

Unsinnige Spötter der Religion, eure Zungenpfeile fallen weit unter ihrem ewigen Throne wieder zurück; und eure eigne Lästerungen sind es, die sie an euch rächen werden.

Leßing.

An den Schlaf.

Die Vögel ruhn auf selbst gewählten Bäumen,
Und Sicherheit deckt ihre Nester zu;
Die Ehrsucht schläft, und Geiz und Lüste träumen:
Und mich allein, mich fliehst du noch, o Ruh!

Die Träume fliehn; die Sterne gehen unter;
Ich seh sie fliehn! ich seh sie untergehn!
Und meinen Gram soll selbst die Nacht noch munter,
Und ihn soll noch Aurora wachen sehn?

Doch, nein! Du wachst, o Aug! dem nichts verborgen,
Du wachst für mich, daß ich sanft ruhen kann:
Stört Stürme, nicht den Schlummer meiner Sorgen!
Brich, holder Tag, eh sie erwachen, an!

Eine

Eine Vorrede.

Ein gewisser Gelehrter fängt eine Vorrede mit den Worten an: Nun, Gottlob! bin ich auch mit meinem schweren Werke fertig. Ein anderer freuet sich, daß er sein Buch, an welchem er vier und zwanzig Jahr gearbeitet hat, vollenden können. Ich freue mich auch. Aber ist meine Freude auch billig? Ich habe weder ein schweres Buch mit Noten erläutert, noch vier und zwanzig Jahre an diesen Einfällen gearbeitet. Meine Freude ist doch gerecht — Ich freue mich, daß ich meiner Mutter ein Vergnügen mache. Ach das gute Weib! Als ich noch auf Schulen war, sagte sie schon zu mir: Mein lieber Michel, ich sterbe vor Vergnügen, wenn ich deinen Namen einmal ge-

druckt lesen kann. Drey und vierzigmal hat sie dieses Vergnügen schon erlebt. Zwey und vierzigmal hat sie meinen Namen unter Gelegenheitsgedichten gesehen. Im Vertrauen, mein Leser, ich bin kein Reimschm = = ein Dichter bin ich. Du willst noch zweifeln? Siehe da eine Probe —

So viel Augen als der Himmel,
So viel Narren zehlt die Welt:
Mancher reit't ein'n blauen Schimmel,
Das Pferd weiß, was dem Reuter fehlt.

Ist der Reim nicht richtig? Ueberzeuge dich davon durch Hübners Reimregister. Wo bleibt meine Rechnung? Einmal hat meine Mutter meinen Namen in den öffentlichen Zeitungen gelesen, allwo ich meinem Lehrmeister entlaufen, und aufgesucht war. Meine Mutter betrübte sich vieleicht über diese Nachricht? Nichts weniger, sie freuete sich vielmehr, daß sie meinen Namen abermals gedruckt lesen konnte. Wie wird sie sich nicht freuen, wenn sie hört, daß mein Name auf einem Buche stehet, welches ich selbst geschrieben habe; wenn man ihr sagt, daß mein Name in den Meßcatalogen zu lesen sey; daß man ihn in gelehr-

ten

ten Zeitungen und Journalen antreffe. Ob ich in diesen gelobet oder getadelt werde, darum wird sie sich eben so wenig bekümmern, als sie sich damals ängstigte, da sie meinen Namen in den Zeitungen gelesen hat. Sie ist zufrieden, wenn sie nur weiß, daß er gedruckt ist, und das ihr liebes Söhnchen in der Welt einen Ruf erhält. Dieses ist es aber nicht allein, worüber ich bey Vollendung dieser Bogen Freude empfinde. Ich freue mich auch, und ich stelle mirs im Geiste schon vor, daß es ohnfehlbar geschieht, daß man fragen wird: Wer ist doch der Authot dieses Werkes? So eigensinnig bin ich nicht, daß ich ein Geheimniß daraus machen sollte. Ich bin ein junger Anfänger in der Gelehrsamkeit. Ob ein Gottesgelehrter, ein Rechtsgelehrter, ein Arzt, oder ein Weltweiser aus mir werden wird, weis ich selbst noch nicht, denn bisher studire ich en Edelmann, wie der Herr von Du = = = mit einer adelichen Miene sagt. Kurz, ich bin Mensch, der nicht aus Eigennutz schreibt. Ich schreibe vielmehr deswegen, weil ich die Thorheiten der artigen Welt belache. Ich will nicht hoffen, daß man mir verargen wird, daß ich nicht nach der mathematischen Lehrart schreibe. Ueber die-

se bin ich lange weggerückt — — — Aber ich will lieber meine Schwäche gestehen. Ich kann meine Gedanken noch nicht so ordentlich ordnen, wie es diese Lehrart erfordert. Mag nicht dieses vieleicht die Ursach seyn, daß ich Einfälle schreibe, die keinen Zusammenhang erfodern? Man denke, was man will. Ich bin damit zufrieden. Aber doch nur auch getrost! Ich will mit dem neuen Jahre anfangen, die mathematische Lehrart zu erlernen. Kann ich mit derselben fertig werden: so will ich folgende Fragen, in eben so viel Disputationen, so strenge, als es immer möglich seyn wird abhandeln:

Hat die Venus in ihrer Kindheit rothe oder schwarze Haare gehabt?

War das Trojanische Pferd ein Fuchs, oder ein Apfelschimmel?

Wie viel Reife hat das Faß des Diogenes gehabt? waren sie von Holz oder von Eisen?

Sind die starken Geister, wie der Berliner Kalender und der Mensch vorgibt, wirkliche Aprilnarren?

Wenn alsdann die Herren Kunstrichter meiner Meynung nicht blindlings beytreten: so werde ich mich recht cynisch mit ihnen herumbeißen. Lebe wohl, geneigter Leser, und ihr Kinder des schönen Geschlechts, erwartet in der nächsten Messe ein Putzlexicon von

Eurem

Verehrer.

* * *

Das

Das Privilegium.

Ihr Brüder, zankt nicht mit den Thoren,
Sie haben einen Eid geschworen;
Den halten sie, und bleiben dumm.
Sie werden euren Spott ermüden,
Und bleiben doch mit sich zu frieden:
Das ist ihr Privilegium.

Ein jeder Mensch hat seine Freude,
Und denkt wohl, daß man ihn beneide;
Der Thor denkts auch, denn er ist dumm.
Wollt ihr ihm seine Freude nehmen?
Soll er sich seiner Weise schämen?
Er hat sein Privilegium.

Zwingt Narren nicht euch hoch zu achten,
Sie sind befugt, euch zu verachten;

Denn

Denn ihr seyd klug, und sie sind dumm.
Die Herren wissen auch zu leben,
Und loben die, die sie erheben.
Das ist ihr Privilegium.

So oft ihr Gecken kommen sehet!
So weichet aus, bückt euch, und gehet;
Sie weichen nicht, denn sie sind dumm.
Könnt ihr von Narren das begehren?
Ja, wenn sie keine Narren wären!
Das ist ihr Privilegium.

Vergebens bleicht man einen Mohren;
Vergebens straft man einen Thoren:
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Das Beßern ist nicht meine Sache.
Ich laß sie Narren seyn, und lache,
Das ist mein Privilegium.

Der Papagey.

Mir träumte, daß ich über das Recht der Natur ein Collegium las, und mit vielen Gründen bewies, daß die Regel, Mache dich vollkommener das Grundgesetz der Natur sey. Ein Papagey, welcher auf dem Tische saß und mir andächtig zuzuhören schien, unterbrach meine Rede und sagte: ja, ja ihr habt recht, das glauben wir auch, der Unterschied zwischen uns und euch ist nur dieser, daß wir das thun, was ihr saget, und ihr das saget, was ihr nicht thut. Meine Ehre erforderte es diesem Opponenten zu antworten, und nach den Regeln der Vernunftlehre mußte ich nothwendig den Beweis von ihm fodern, daß die Thiere beßer nach dem Gesetze der Natur lebeten als die Menschen. O antwortete der Papagey! wie könnet ihr einen Beweis von einer Sache verlangen, die ihr täglich vor Augen sehet? Ich bitte euch, betrach-

trachtet nur die Handlungen der Thiere und überleget, ob sie etwas anderes zum Endzweck haben, als gesund, vergnügt, und so lange zu leben, als es nur möglich ist. Betrachtet nur uns Papageyen und bedenket, wie angenehm wir uns die Zeit vertreiben. Wir essen, wir trinken, wir fliegen herum, wir freuen uns über unsere schöne Federn, wir schwatzen miteinander, und so vergeht unser Leben im beständigen Vergnügen, daß auch meine selige Großmutter sagte, als sie in einem hohen Alter starb; ist mir doch mein Leben wie eine Fabel gewesen. Es ist wahr, wir trachten nicht nach Ehre, wir sammeln keine Schätze; allein eben dadurch erfüllen wir das Gesetz der Natur und erhalten unsere Ruhe, welche nothwendig durch dergleichen widernatürliche Neigung gestört werden würde. Saget, wer ist glücklicher, ein Vogel, welcher seinen Unterhalt aus der Hand der Vorsehung erhält, oder ein König, welcher nach unendlichen Sorgen und ausgestandener Lebensgefahr mit dem Troste stirbt, daß man nach etlichen Jahrhunderten noch seinen Namen nennen werde?

Krüger.

Das Daseyn.

Ein dunkler Feind erheiternder Getränke,
Ein Philosoph, trat neulich hin,
Und sprach: Ihr Herren, wißt, ich bin.
Glaubt mir, ich bin. Ja, ja! Warum? Weil
ich gedenke.

Ein Säufer kam und taumelt ihm entgegen,
Und schwur bey seinem Wirth und Wein:
Ich trink; o darum muß ich seyn.
Glaubt mir, ich trink; ich bin. Wer kann mich
widerlegen?

Hagedorn.

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Achtes Monathstück.

Im May 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10010585

Ode
An den
Frühling.

Willkommen, göttlicher Lenz,
du Jüngling unter
den Zeiten,
Der du wohlthätig die Erde besuchst!
Komm; denn es warten
auf dich die lange traurigen Fluren,
Komm; denn dich wünschet der einsame Hain.
Du kömmst; mit flüchtigem Fuß eilst du gleich
tanzenden Zephyrn,
Durch die Gefilde hin, die du belebst.

Und unterm flüchtigen Fuß entsprießen freund-
liche Veilchen,
Und lächeln, Vater der Blumen, dich an.

Du kömmst; es kommen mit dir des lauten
Waldes Gesänge,
Es kömmt mit dir der gefällige May,
Des Jahres fröhlichster Sohn, der seine blü-
henden Schläfe
Mit tausendfarbigten Blumen umkränzt.

Vom ganzen Walde bejauchzt, steigt jetzt mit
segnenden Tritten
Der Morgen von den Gebirgen herab,
Und grüßt das reichere Feld, und die viel hö-
heren Saaten,
Die du der Sichel der Schnitter erziehst.

Dein Mittag schüttet auf uns noch nicht ver-
zehrende Flammen,
Sein Staal zerspaltet die Erde noch nicht.
Zufrieden wartet das Rind auf die erquickenden
Schatten,
Und brüllt wollüstig im blumigten Klee.

Dich

Dich fühlet, mächtiger Lenz, die sich verjün-
gende Heerde,
Und tanzt muthwillig am kühlenden Bach.
Die Bäche fühlen dich auch, und rauschen schnel-
ler, und hüpfen
In deine schattigten Thäler herab.

Dich fühlt die trächtige Flur, dich fühlt der
stolzen Narcissen
Der königlichen Tulpen Geschlecht.
Sie taumeln, mächtiger Lenz, und küssen tau-
melnd einander,
Denn du, o Frühling, erschuffst sie verliebt.

Mit einem muthigern Flug steigt jetzt die fleis-
sige Lerche,
Und singt dem Landmann Zufriedenheit zu.
Sie singt, und fürchtet noch nicht des Men-
schen feindliche Tücke,
Den sie durch keine Gesänge versöhnt.

Poetisch werden durch dich die Nachtigallen be-
geistert,
Und machen horchende Wälder erstaunt.

Ihr hundertfältiges Lied schleicht sich in zärtli-
che Herzen,
Und läßt darinnen die Liebe zurück.

Ich seh dich, Frühling, ich seh die Reihen hü-
pfender Scherze,
Die Venus, und ihren muthwilligen Sohn,
Und Nymphen, welche durchs Gras mit fol-
den Gratien tanzen,
Und Liebesgötter bald haschen, bald fliehn.

Jetzt will ich täglich dich sehn, jetzt will ich un-
ter dem Dache
Wirthbarer Linden gelagert dich sehn,
Bis mich vom Bache herauf ein Traum der
glücklichen Liebe
Mit dem begeisternden Fittig umfliegt.

Ihr wahren Kenner der Lust, die ihr die Freu-
den der Felder
Gern mit den Freuden des Hofes erkauft!
O kommt; der flüchtige Lenz besucht die Erde
nicht lange,
Heißt schmeichelnd seine Minuten verziehn.

Bienenstock.

Die

Die aufgehende Sonne.

Mehr, wie gewöhnlich, durch einen kurzen, aber süßen Schlaf erquicket, erwache ich, noch ehe die Sonne erwacht ist. Ich erblicke nichts, als eine schwache Dämmerung, den Vorläufer des kommenden Tages. Alles um mich herum ist stille. Die ganze Natur scheint zu schlafen. Vielleicht bin ich in der Welthälfte, welche ich bewohne, der einzige Wachende. Es müßte denn etwa der Wucherer noch wachen, der durch die Nacht auf neue Ränke gedacht, durch welche er heute etliche verlaßene Waisen oder hülflose Wittwen um ihr weniges Gut bringen will, und nun ungeduldig ist über die Langsamkeit der Sonne, welche ihm zu seiner Bosheit leuchten soll: oder seine Brüder, Raubthiere in menschlicher Ge-

stalt, welche in der Nacht auf ihre Beute aus-gehen, nachdem sie sich den Tag über in ihren Höhlen verborgen gehalten: oder die wilden Söhne der Wollust, Menschen nur dem Namen nach, an welchen nur das einige nicht zu tadeln ist, daß sie sich noch scheuen, zu ihren verschwiegenen Gräueln die Sonne zum Zeugen zu haben. Und Gott weis, wie viel Elende sind, vor deren Augen der Schlaf fleucht, welche durch die ihnen lange Nacht dem Tage entgegen wimmern, und die Empfindung ihres Kummers oder ihrer Schmerzen zu ihrer einigen Beschäftigung haben? Gottlob! ich gehöre unter diese letztern nicht: und wie viel besser wäre es für mich, gar nicht zu seyn, als wenn man mich mit Recht zu den ersteren zählete?

Meine eröffneten Augen trinken das wenige Licht der Dämmerung mit geizigen Zügen. Sie dürsten nach mehr, und die Morgenröthe strömet ihrem Verlangen entgegen. Welch ein Schauspiel! Ein rosenfarbner Glanz verbreitet sich über die östliche Gegend des Himmels, und zeichnet die Stelle, an welcher ich den prächtigsten Anblick in der Natur erwarten soll. Die Stralen der Morgenröthe streiten mit den Schat-

ten der Nacht. Der Ausgang des Gefechtes ist so wenig ungewiß, daß mit jeden Augenblicke das Licht neue Siege erhält. Die Sterne ziehen sich schon ehrenbiethig zurück, und der Mond verhüllet demüthig sein Antlitz vor der herannahenden Majestät der Sonne. Siehe da! sie erscheint. Plötzlich verbreitet sie mit ihren Stralen Licht und Leben durch die ganze Natur. Die Körper nehmen augenblicklich ihre Farben von neuem an. Die Schöpfung erwachet. Die Zauberkraft ihres himmlischen Feuers dringt durch die finstern Schatten der dicksten Gebüsche, und giebt tausend Stimmen, welche der nächste Wald mit seinem Laube bedecket, das Leben. Die regen Schaaren der geflügelten Sänger schwingen sich freudig in die Luft und und jauchzen mit einer ihnen eignen Fröhlichkeit dem neuen Tage entgegen: indem (so widerwärtige Wirkungen kann eine Ursache hervorbringen) der traurende Haufe der Nachtvögel zu den geringen Ueberresten der Finsterniß in tiefe Steinritzen oder hole Stämme erschrocken zurückstürzet.

Dieser heitere Anblick erweitert mein Gemüth. Ich fühle eine rege Thätigkeit in mei-

nen Gliedern. Mein Blut wird wieder lebendig, und wallet von Empfindungen, welche mir vielleicht darum neu scheinen, weil sie die ersten an diesem Tage sind. Mir ist, als fienge ich von neuem an zu seyn. Die göttliche Pracht dieses Schauspieles reißt meine ganze Seele mit unwiderstehlicher Gewalt in ein Entzücken hin, welchem ich mich freywillig und mit einem unaussprechlichen Vergnügen überlasse. Der grose Regent des Tages steht vor mir in göttlichem Glanze. Sein Anblick erfüllet mein Herz mit freudigem Erstaunen. Ich sehe sie, die Sonne, und mich dünkt, ich sehe in ihr den, der sie erschaffen hat. Ich fühle durch sie, daß er ist, und daß er herrlich und gütig ist. Jeder Stral, den die Sonne auf mich wirft, flößet mir eine Empfindung von der Gottheit ein, und läßt mich die Gegenwart ihrer allmächtigen Huld empfinden. Es ist, als ob ich sie selbst vor mir sähe. Ich weis, daß sie unsichtbar ist. Doch könnte sie sichtbar seyn, so würde sie es auf diese Art seyn. Man würde aus ihr, der Quelle unsers Glückes, Segen, Liebe, Gnade, Leben, Friede, auf alle ihre Geschöpfe an allen Seiten herabströmen sehen, so wie die Kostbarkeit

des

des Lichtes rings herum aus dem Sonnenkörper fleußt. O Selige! welchen diese Sonne niemals untergeht! Dreymal Selige! welche mit unersättlicher und nie unbefriedigter Begierde das unaussprechlich huldreiche Lächeln der Gnade in dem Antlitze des Ewigen unaufhörlich schauen! O! wenn wird mir der Tag anbrechen, an welchem die ewige Sonne auch für mich aufgeht? Wenn nach der langen Nacht des Todes der Tag erscheint, welcher einerley Länge mit der Ewigkeit hat; wenn ich mit neuen verklärten Augen zum erstenmal das Licht erblicken werde, welches von dem Antlitze der Gottheit durch die Ewigkeit stralet, und alle Himmel mit überhimmlischem Glanze erfüllet? Wie prächtig reizend wird dieser Anblick seyn? Wie leicht wird der Verlust dieser Sonne vergessen seyn? Die bloße Vorstellung hievon verlöschet den Glanz der Morgensonne. Die entfernte Hoffnung machet schon entzückt; was wird nicht die Erfahrung thun?

Ich sehe mit augenblicklich neuem Entzücken in der Sonne das gnädige Antlitz der Gottheit. In ihren erwärmenden Stralen fühle ich ihre Güte. Mich dünkt, das allwissende Au-

ge des allgegenwärtigen GOttes blicket in jedem Lichtstrale auf mich, auf mich, ein geringes, und, wenn er nicht wäre, ganz und gar verwaisetes Geschöpf. Er sieht mich, und sieht daß ich gegenwärtig ihn denke. Er sieht mich, und sieht die freudigen Empfindungen, welche in meinem Herzen wallen, bey dem Gedanken, daß er mein Schöpfer ist, und ich sein Geschöpf bin! Sollte ich ihm in diesem Augenblicke wohl misfallen? Nein! ich gefalle ihm! ich weis es gewiß! Meine Freude ist eine Wirkung seiner Güte. Sie hat seinen Beyfall. Er hat den Endzweck meiner Schöpfung nicht verfehlt, da ich das Glück meines Daseyns erkenne und mich glücklich finde, von ihm geschaffen zu seyn. Unaussprechliche Beruhigung für mich! Ja! wenn er jemals die Engel eines belohnenden Anblickes würdiget, so geschicht es alsdann, wenn sie diesen ähnliche Empfindungen haben! Wie glückselig bin ich in diesem Augenblicke! Bloß um desselben willen freue ich mich, geschaffen zu seyn. Seliger Morgen! wenn die Sonne, welche dich gebracht hat, längst wird vergessen seyn, will ich mich deiner noch mit Vergnügen erinnern. Dein Andencken will ich noch in der Ewigkeit feyern.

Aber ach! warum widerfährt mir dieses Glück so selten? Und warum ist es so bald, wie ein Traum, verschwunden? Wird auch über eine Stunde mein Herz, dessen Empfindungen vor den Augen des Allwissenden offen liegen, ihm so, wie ietzt, gefallen? Wie manche Tage habe ich schon verlebet, ohne das empfunden zu haben, was ich ietzt empfinde? Und wie viele werde ich künftig noch auf gleiche Art verlieren? = = = Nein! ich will sie nicht mehr verlieren. Die Güte meines Gottes hat den himmlischen Frieden, welchen ietzt meine Seele empfindet, in mich ausgegossen. Seine väterliche Huld scheint mich zu dieser seligen Stunde recht wie der aufgewecket zu haben. Ich will diese Seligkeit nicht umsonst empfunden haben. Ich weis es ietzt aus der Erfahrung, wie sehr die Freude in Gott beseliget. Ich will zu diesem Glücke mich immer fähiger zu machen suchen. Ich will mehr Gleichgültigkeit, wie bisher geschehen, gegen alles, was nicht er ist, annehmen. Ich will mich täglich mehr gewöhnen, gegen die allerkleinesten Proben seiner Güte empfindlich zu seyn. Ich habe es ietzt erfahren, wie wahr es ist, daß sich GOtt zu dem wieder nahe, der sich zu ihm nahet. Ich will

künftig

künftig mich immer in seiner Nähe erhalten. Welche Seligkeit bereitet mir ein jeder Tag, wenn nur mein Herz ihr offen ist? Von nun an will ich einen jeden Tag für verlohren schätzen, an welchem ich nicht unzählichemal an GOtt gedacht, und es empfunden habe, wie glücklich ich dadurch bin, daß ich den zum Schöpfer habe, der die Liebe selbst ist.

Der Christ in der Einsamkeit.

Erste

Erſte Gründe

der

Carminologie

oder

Philoſophiſche Abhandlung

Von

allen Gattungen

der

Gedichte.

Vorbereitung von der Dichtkunst überhaupt.

§. 1. Erklärung 1.

Die Dichtkunst ist die Fertigkeit,
Zu reimen und scandiren
(per exp.)

§. 2. Zusatz.

Merkt euch ihr, die ihr Dichter seyd:
Wer will mit Recht den Dichternamen führen,
Der sey ein solcher Ehrenmann
Der reimen und scandiren kann (§. 1.)

§. 3. Anmerk. 1.

Doch dieß reicht noch nicht zu; er muß auch
können schmieren
)per princip. æconom.)

§. 4.

§. 4. Anmerk. 2.

Die Gegner räumen dieß nicht ein;
„ Will jemand, sagen sie: ein wahrer Dichter seyn,
„ So muß er denken können.
„ Den kann man allererst mit Grunde Dichter nennen,
„ Wer reimt, skandirt und denkt —
Allein dieß ist zu eingeschränkt:
Wie wenig würden noch das Dichterhandwerk treiben
Wo würde dann der große Et. . . bleiben.

§. 5. Grundsatz.

Alles, was nur existiret,
Hat einen Grund, der es determiniret.

§. 6. Zusatz.

Wenn jemand den Entschluß, Poet (§. 2.) zu werden nimmt;
So muß ein Grund da seyn, der ihn dazu bestimmt. (§. 5.)

§. 7. Anmerk. 1.

Soll ich den Grund bestimmter sagen;
So glaub ich, mehrentheils liegt er zuletzt im Magen.
(per sens. intern.)

§. 8. Anmerk. 2.

Will jemand den Beweis von unserm Grundsatz (§. 5.) sehn,
Der muß bey Herrn P — in den Fascicul gehn.

§. 9. Aufgabe

Will man die Fertigkeit, zu Dichtern, nun erlangen;
So fragt es sich: Wie hat man dieses anzufangen?

Auflösung.

Fürs erste kaufe dir nur (Uhsens) Poesie;
Aus dieser lernest du der Sylben Harmonie,
Mit einem Wort, du lernst scandiren.
Doch dieß ist noch nicht gnug, wenn man nicht reimen kann.
Deswegen schaffe dir etwa den Hübner an;
Der wird dich auf den Reim und auf Gedanken führen.
Versieh dich überdieß mit Hamanns Lexikon;
Dieß wird dir mit Olymp, Schmaragden und Rubinen,
Mit Sternen, Silber, Gold, mit Gras und Auen dienen;
Dann nennt dich jedermann Poet und Musensohn.

Be=

Beweis

Ein Dichter ist ein solcher Mann,
Der reimen und scandiren kann (§. 2.)
Wie du scandiren mußt, kann dich Herr Uhse lehren,
Und Hübner wird den Reim dir ohne Mühe gewähren.

§. 10. Erklärung 2.

Ein Büchlein mit witzigem Titel
Und einer Vignette geschmückt,
Ohn Ordnung und ohne Kapitel,
Von Franckfurt und Leipzig geschickt,
Durchgehends mit Phöbus und Musen
Und Nymphen und Göttern gespickt,
Wenn etwann dem dichtrischen Busen
Begeistrung und — Unsinn entzückt,
Voll Zephyr und gauckelnder Weste, bey Liebe, bey Nectar und Wein,
Voll silberfarbener Bäche, im nächtlich umduftеten Hain,
Gereimet oder scandiret,
Und öfters mit — gezieret —
Dieß nenn ich ein Gedicht.

§. 11. Zusatz.

Hieraus erhellt: was Gleim, Dusch, Gellert, Leßing, Lange,
Uz, Klopstock, Hagedorn und Zachariä sange,
Verdienet diesen Namen nicht.

§. 12. Erklärung 3.

Ein Wust von lächerlichen Göttern,
Von Blitzen und von Donnerwettern,
Von Riesen und von Zauberern,
Von Schlachten in dem Hundestern,
Von meckenlangen Cherubinen,
Dem Dichter einst im Traum erschienen,
Von Teufeln und von Ungeheuern
Und nie erfahrnen Abentheuern —
Dieß, wenn ich nach dem Titel geh,
Nennt der Poet die Epopä.

§. 13. Zusatz.

Man merk noch dabey,
Daß von der Epopä das Wesen Unsinn sey.

§. 14. Anmerk.

Wir wollen auf Exempel sehen;
Meßias, so wie er auf Klopstocks Harpfe klang,
Und Noah, den der Schweitzer sang,
Dieß, dieß sind keine Epopäen.
Arminius, den einst aus Irrwisch schwangrer Stirne,
Von dem verschimmelten und schwärzesten Gehirne,
Ein, S. — bildete
Die Misgeburt, die, wie sie von der Mutter gieng,
Der Großvater — als Hebamm empfieng,
Die die sey eine Epopä.

§. 15. Erklärung 4.

Wann ein erboßtes geschick vom dickbepuderten
Haupt
Des zierlichsten süssesten Herrns die niedlichste
Locke geraubt,
Und etwann der Zorn aus dem Reifrock das nied=
liche Möpsgen erschlagen,
Welch eine Mordgeschicht — da wirds der Dich=
ter wagen:
Er rufet aus feurigen Busen
Halbgötter, Götter und Musen
Zu seinem Liede an.
Er lässet auf Reifrock und Schnürbrust, auf
Facher, Dosen und Haaren,
Die gnomen und gaukelnde Sylphen, von fern
regiert, sich paaren,
Die Sonntagskinder nur sahen,
Hext ein verwünschtes Schloß und zauberische
Hölen,
Und bannt Gespenster her, Prinzessinnen zu quälen:
Und nennt es ein komisches Heldengedicht.

§. 16. Zusatz.

Drum Zacharia, Dusch verfertgen solche nicht.

§. 17. Erklärung. 5.

Zehnmal O und zehnmal Ach —
Kümmerniß und Ungemach —

Liebe, die nach Liebe trachtet,
Sehnsucht, die nach Stillung schmachtet,
Jammer und Noth,
Elend und Tod
Wird man dieß neunzigmal addiren,
Und mit sich selbst multipliciren,
Und so daraus das Factum ziehn,
Dann, dann bekommt man Elegien.

§. 18. Anmerk.

Wer will sich wohl das Lachen wehren,
Wenn Ch. . . solche Zähren weint.

§. 19. Erklärung 6.

Nordlichter, oder sonst ein Feuer, das nur flammet,
Und keine Glut besitzt, nicht aus dem Herzen stammet,
Irrwische treflich zusammen gereimt,
Und Götterworte recht schöpfrisch getäumt,
Entzückung vorn, Entzückung hinten,
Ein Flitterpracht von Labyrinthen,
Geschränkt in Trophen nach der Mode —
Was kann dieß anders seyn, als eine Ode?

§. 20. Anmerk.

Exempel geben — Lieder,
Und die gesänge seiner Brüder.

§. 21.

§. 21. Erklärung 7.

Sentenzen, die, vom Stocker entlehnet,
Voll tiefes Unsinns sind, und machen, daß
man gähnet.
Ein Locus communis in Reime geschränkt,
Wobey man nichts denkt,
Durch alle zehn Prädicamente geführt,
Und öfters mit: O Mensch, pathetisch gezieret,
Ist ein poetisch Lehrgedicht.

§. 23. Zusatz 1.

Es lehret kaum und rühret nicht.

§. 24. Zusatz 2.

Und Popä sang dergleichen nicht.

§. 25. Erklärung 8.

Burgunder, Pontak, Malvasier,
Champagner, Rhein = und Moßlerwein —
Gesteh es nur, Poet, es war aufs höchste
Bier —
Und dann ein Mägden in dem Haine,
Im nächtlichen Hain,
Bey Liebe und Wein,
Ein solches Liedgen nach der Mode
Ist die anakrontsche Ode.

§. 26. Erklärung 9.

Sitten von Arkaderlande,
Im beglükten Schäferstande,
Flöten und ein Haberrohr,
Milch und Käse, Rahm und Butter,
Blumen, Gras und Ziegenfutter,
Und ein scherzend Schäferchor.
Daphne, Galathee und Doris
Tityrus, Myrtill und Chloris,
Schäferstök und Blumenkränze,
Bunte Reihn und Schäfertänze,
Endlich freundschaftlicher Zwist,
Wenn Myrtill zu kühnlich küßt —
Hierzu addirt noch neun und neunzig Grillen;
So nennt es der Poet Idyllen.

§. 27. Erklährung 10.

Ein Gegensatz und ungereimte Sachen,
Sehr paradox und listig gereimt,
Am Ende Witz, der einst beym Wachen,
Im Jul dem rasenden Dichter geträumt,
Ein Nichts geheimnißvoll scandiret,
Hierzu ein ander Nichts addiret,
Am Anfang krumm, am Ende lahm —
Dieß nennet man ein Epigramm.

§. 28. Erklärung 11.

Ein Haufen nichtsbedeutender Worte,
Gezwungen in niedrige Reimen und lerre Akkorde,
Wo der Poet einmal in jedem Satze rief:
Mein Herr, mein Herr, mein Herr! ist ein poetscher Brief.

§. 29. Erklärung 12.

Ein Knoten erbärmlich geschlungen,
Erbärmlich wieder gelöst und alles in Reime gezwungen, —
Das soll ein Schauspiel seyn.

§. 30. Anmerk 1.

Schreibt Gellert solche wohl? O nein.

§. 31. Anmerk 2.

Soll ich mit einem Beyspiel dienen,
So sehr man auf — bühnen:
Da wo er selber Autor ist,
Wird Stolz und Unsinn nie Vermißt.

§. 32. Erklärung 13.

Großmuth aus Utopien,
Tugend, Tapferkeit und Helden,
Die die Erde nie gesehen,
Heldinnen aus Klimmens Welten,
„ Die dem Laster wiederstehn
„ Und auf seine Boten schelten;

„ Aber die das Unglück drückt,
„ Das der Himmel ihnen schickt,
„ Die das Laster zwar besiegen;
„ Doch dem Unglück unterliegen.
Hierzu addire man zehnmal der Liebe Glut,
Und zwanzigmal des Unglücks Wut,
Vierhundertmal ein Ach,
So vielmal Ungemach,
Und alles, was man will;
Nur muß es kläglich klingen;
So wirds ein Trauerspiel.

§. 33. Anmerk.

So hört man Ch. . . Muse singen.

§. 34. Erklärung 14.

Scarmütz und Peter Syvenz, Jean! Potage, Harlequin.
Witz von der Bierbank und aus Schenken,
Wie ihn beym vollen Krug belebte Bauern denken,
Wann von dem Gerstensaft die braunen Wangen glühn,
Witz den der Handwerkspursch im Kruge ausgehecket,
Und den der Dichter nun in magre Reime stecket —

Er

Er kleidet alls dieß in Unterredung ein,
Und dann soll es ein Lustspiel seyn.

§. 35. Anmerk 1.

Dieß sind Komödien vom ersten Range.

§. 36. Anmerk 2

Und die sind solche nicht, die Moliere sange.

§. 37. Erklärung 15.

Abgeschmackte Komplimente, matte Scherze,
ohne Witz,
Ohne Geist — ein solches Lustspiel, wie es einst
beym Habergrütz
Der verjährte Ch. . . sange;
Dieß ist eins vom zweyten Range.

§. 38. Erklärung 16.

Zuerst ein Tutti oder Chor,
Ein paar Recitativs und einge Arien,
Die mit gemesnem Schritt in bunten Reihen
gehn —
Ein Arioso folgt den Dreyen,
Und noch ein Tutti schließt die Reihen.
Im erstern Tutti lobsingende Chöre;
Der Arien faßt jede zween Opferaltäre;
Das Arioso auch einen Altar.
Ein jegliches Recitativ trägt eine frolockende
Schaar,

Das letzte Chor faßt ganze Myriaden —
Das nennet man Kantaten.

§. 39. Anmerk

Schon ists, als höre ich hüpsch und fein den alten Ch. . . singen,
Und seiner Männin lobgesang ein Nachtmusikgen bringen.

§. 40. Erfahrung

Der Soldat und der Hund, eine Fabel, nach dem Muster der Cyperkatze.

Hört meine Fabel an!
Zu Würzburg war ein Mann,
Der nahm vor seinen Leib
Ein jung und drollicht Weib.
Die bracht ihn ohne Hohn
Bald einen jungen Sohn.
Der Sohn ward ein Soldat,
Er focht mit grossem Muth;
Da flos das rothe Blut,
Er stritt bis in die Nacht,
Und blieb in einer Schlacht:
Da kamm ein grosser Hund herein,
Und setzt ihm einen Leichenstein.

Moral.

Drumm, Würzburg nimm dich wohl in Acht;
Schick keinen Sohn mehr in die Schlacht.

§. 41. Erklärung 17.

Die Fabel ist ein ding — ich weis es selber nicht—
Genug, sie ist ein ding, wie Eisfelds Cyperkatze.

§. 42. Anmerk.

Was dieser am Verstand gebricht,
Ey das ersetzt die grosse Tatze.

§. 43. Erklärung 18.

Satyren sind, wenn — —

Als ich so weit in meiner Ausarbeitung gekommen war; so wurde ich krank und — starb. Das angefangene System ist also zum größten Schaden der gelehrten Welt unterbrochen worden. Weil aber doch das Publicum auch in diesen wenigen Fragmenten meiner Schrift (denn der Zuschnitt war auf acht Alphabethe gemacht) seine Rechnung finden wird, und überdieß ich noch viele Kosten bey meinem Leichenbegängnisse zu bestreiten habe; so habe ich diese Schrift der gelehrten Welt nicht vorenthalten wollen. Ich hoffe, daß mir vor meinen guten Willen der Herr G. — in seinen Neuesten eine anmuthige und erbauliche Leichenrede zu halten, nicht ermangeln wird, womit ich mich ihm und allen Dunsen unserer Zeiten, wie auch der Nachwelt, bis aufs wiedersehen im Reiche der Todten, bestens empfehle.

Der wohlselige Author
Von

Von der Gewohnheit.

Gewohnheiten haben einen allzustarken Einfluß sowohl in unser moralisches Verhalten, als auch in unsere innere und äußere Glückseligkeit, als daß wir nicht einmal davon handeln sollten. Es entstehet aber eine Gewohnheit nach und nach, wenn wir einerley Handlungen bald auf einander wiederholen, und dadurch wird uns die so oft wiederholte Handlung ganz unvermerkt zur Gewohnheit, das, ist wir verrichten sie, ohne daran zu denken und ohne es selber recht zu wissen, daß wir sie thun. Herr Melchior hat es sich nun einmal angewöhnt, daß er Jedermann fragt, was es Neues gebe? Daher kommt es, daß er selbst in der Kirche von einem jedem, der bey seinem Stuhl vorbey gehet, Neuigkeiten aus den Zeitungen wissen will. Seine Frau hat es sich angewöhnt, daß sie, ohne jemals auszuruhen, ihre Zunge

beſtändig beweget. Derowegen führt ſie in Geſellſchaften immer das große Wort: ſie hat ihre geſchwornen Formeln, Fragen und Seufzer, und wenn ſie einmal nach einer Stunde damit zu Ende iſt, ſo fängt ſie dieſelben wieder von vorne an. Ihre Frau Gevatterin hat die ſchlimme Gewohnheit, daß ſie allen Leuten einen Tadelweis. Wenn man nun in der Geſellſchaft von Perſonen ſpricht, die ſie ganz gewiß nicht kennet! z. E. wenn ihr Mann mit ſeinem Collegen vom jetzigen türkiſchen Kaiſer, ſo redet ſie dazwiſchen und ſagt: er wäre ein junger und wohlbemittelter Mann, aber es wäre ſchade, daß er keine gute Ehe führte. Man würde ihr zu viel thun, wenn man ſie beſchuldigte, als wenn ſie dieſe aus Unwiſſenheit gethan hätte; nein, ſie hatte ſich müde geplaudert und gähnte wohl zwanzigmal hinter einander. Um aber doch etwas zu ſagen, fragte ſie halb ſchläfrig darnach. Das thut die Gewohnheit. Ein Menſch handelt, wenn er etwas aus Gewohnheit thut, wie eine Maſchine, in welcher die Räder von ſelbſt gehen. Er redet oder thut, ohne daß er eigentlich weis, daß er es thut, oder ohne daß er es jetzt zu thun willens geweſen iſt. Ich habe einen angeſehenen Mann gekannt, der ſich das

Aufschneiden, wenn er unter guten Freunden war, wo er sich nicht in acht nehmen dörfte, so stark angewöhnt hatte, daß er nicht die geringste Kleinigkeit erzählen konnte, ohne sie recht unnatürlich zu vergrößern. Wenn er hingegen mit einiger Achtsamkeit lehrte, oder wenn er von einer Materie schrieb, so folgte er vollkommen den Gesetzen der Wahrheit. Denn in dem letztern Fall gab er auf sich selber achtung, in dem erstern nicht. Wie viele seltsame Mienen und Geberden haben nicht manche an sich, deren sie sich schämen, so bald man es ihnen sagt, daß sie dieselben au sich haben. Und diese Fehler wider den Wohlstand kommen abermals von der Gewohnheit her. Und deswegen vergebe ich auch der Frau H. Schreyen und ihrem Herrn Gemahl sein ewiges Ausspucken und unartiges Knöpfe ausdrehen.

Einige haben sich an gewisse Dinge so gewöhnt, daß sie ihnen zur andern Natur geworden sind. Bibulus, ein Mann vom ersten Range, kan nicht einen Tag ohne die Karte leben, und er liesse eher die wichtigsten Geschäfte liegen, wenn er nicht einige Stunden spielen sollte. Claudia kann ohne Coffee, Cölia ohne ihr Kraft-

wasser

wasser nicht leben, und Fumidus würde sterben, wenn er nur einen halben Tag seine Tobacks-pfeife nicht im Munde haben sollte. Ja es giebt unglückliche Leute, welche sich das Stehlen so sehr angewöhnet haben, daß man es ihnen durch die empfindlichsten Strafen nicht wieder abgewöhnen kann. Ich habe auf der Universität einen jungen Edelmann gekannt, der allemal seinen guten Freunden was von der Stube mitnahm, welches er ihnen den andern Tag wieder zustellte. Er pflegte es zu sagen, daß er diese Gewohnheit habe.

Es giebt aber auch gute Gewohnheiten. Also haben sich einige Gelehrte so an das lesen gewöhnt, daß sie keine Viertelstunde vergnügt seyn können, ohne ein Buch in Händen zu haben; und es giebt Frauenzimmer, welchen ihr Leben zur größten Marter würde, wenn man ihnen ihre Nadel oder ihr Strickzeug wegnähme. ein rechtschaffenes Gemüthe, ein Aristides, hat sich so an die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gewöhnt, daß es auch, wo es sich in gewißen Umständen auf eine erlaubte Weise verstellen könnte, nicht überwinden kann, anders zu reden als es denket.

Die Erfahrung belehret uns, daß uns alle diejenigen Handlungen, die wir aus Gewohnheit thun, so leichte fallen, daß wir sie nicht nur ohne Mühe, sondern auch ohne darauf zu denken, mit der vollkommensten Geschicklichkeit verrichten. Einem jungen Menschen, der von seiner Kindheit an höflich ist erzogen worden, werden die artigen Manieren eben so natürlich und leicht seyn, als einem Bauren seine ungeschliffenen Sitten und Grobheiten.

Hier müssen wir einen Augenblick stille stehen, und die Gewohnheit nach der Moral betrachten. Sie ist, wie man ohne unser Erinnern einsiehet, entweder gut oder böse, nach dem die Sachen sind, die wir uns angewöhnet haben. Und im erstern Fall ist sie ein offenbahrer Beweis von der Weisheit und Güte eines Schöpfers, der seinen vernünftigen Geschöpfen die Ausübung guter und nützlicher Handlungen auf die möglichste Art hat erleichtern wollen. Denn, so schwer es uns anfangs deucht, eine Tugend auszuüben, so wenige Mühe, Ueberwindung und Anstrengung unserer Kräfte erfordert sie, wenn wir sie erst einigemal nach einander ausgeübet haben.

Aber so vortheilhaft gute Gewohnheiten die Ausübung der Tugend und das Zunehmen in derselben befördern: so traurig, ja so erschrecklich sind die Folgen böser Gewohnheiten. Ihre Gewalt ist mehr als tyrannisch. Denn ein Unglücklicher, der eine Sünde aus Gewohnheit thut, weis gar nicht mehr, daß er eine Sünde, daß er eine Handlung, die GOtt beleidiget, ihn aber höchst unglücklich macht, zu begehen willens ist. Er verrichtet sie also eben so blindlings, als ein Thier den Naturtrieben folget, oder als die Menschen bloß physische Handlungen verrichten. Gleichwohl aber ist es ganz falsch, wenn sich die Menschen, da man sie warnet oder bestrafet, damit entschuldigen, daß sie nun dieß oder jenes nicht mehr lassen könnten, weil sie sich nun einmal zu stark daran gewöhnet hätten. Es wird sie anfangs sehr schwer ankommen, dieß ist wahr; aber unmöglich ist es nimmermehr, weil wir ja wissen, daß sich viele Lasterhafte bekehrt haben. Und wenn es nicht möglich wäre, böse Gewohnheiten wieder abzulegen, so wären alle Ermahnungen der heiligen Schrift zur Bekehrung und Heiligung, ja selbst die Lehren der vernünftigen Moral, hart, unnöthig und überflüßig.

Wie gewöhnt man sich aber wiederum was schlimmes ab? Gerade so, wie man es sich angewöhnet hat, das ist, nach und nach. Man übet sich in der entgegen gesetzten Handlung, und zwinget sich, die bösen dagegen zu unterlassen. Und gleichwie das mit der bösen Handlung verknüpfte Scheinvergnügen uns gereitzt hat, sie immer wieder zu begehen: so müssen wir uns nun dieselbe dadurch verleiden, daß wir uns sowohl ihre schlimmen Folgen, als das viele Gute, das mit der ihr entgegen gesetzten Tugend verknüpft ist, auf das lebhafteste vorstellen. Indessen muß man mit einem solchen Menschen Geduld und Mitleiden tragen, wenn er diejenige Tugend, die er ausüben soll, nicht gleich im Anfang in einer gewissen Vollkommenheit verrichtet, und hingegen noch dann und wann strauchelt. So gütig und mitleidig ertrug der Erlöser die Schwachheiten seiner Jünger: er betrachtete sie als Kranke, die kaum genesen sind; als Kinder, welche erst kürzlich eine ruhmwürdige Bahne zu betreten angefangen haben, und deßwegen noch manchmal strauchelten.

Je stärker aber die Macht der Gewohnheit ist, desto sorgfältiger müssen sich Aeltern und Lehrer

rer angelegen seyn lassen, ihren Kindern lauter gute Handlungen anzugewöhnen, und desto sorgfältiger müssen sie verhüten, daß sie eine böse Handlung niemals wiederholen, weil sie ihnen sonst zur Gewohnheit wird. Ich darf keinen andern Bewegungsgrund anführen, als daß die Aeltern, wo sie hierinn nachläßig sind, hernach lebenslang mit den Lastern und übeln Sitten ihrer Kinder zu kämpfen haben.

Lasset uns nicht vergessen, daß die Gewohnheit auch die größten Beschwerlichkeiten des Lebens nach und nach fast ganz unempfindlich mache. Und dieß ist ein starker Trost für diejenigen, welche, wenn sie erst anfangen unglücklich zu werden, zweifeln, ob sie es werden ertragen können. Die Gewohnheit macht, daß der Matrose vor dem Sturm nicht erschrickt, und der alte Soldat in die feuerspeyende Schlünde auf der feindlichen Baterie hinein läuft. Beyde trozen dem Tode. Beyde würden sich bey der sichern und ruhigen Lebensart eines Gelehrten, der auf seinem Zimmer Wahrheiten erforschet, unglücklich schätzen. Der Isländer wohnet unter der Erde, unter Schnee und Eis begraben, vergnügter, als ein Großer in seinem Pallast;

und sein gedörrter Stockfisch, ein abgesengter Schafskopf, ein bisgen Butter und Thran, sind nach seinem Geschmack so kostbare Leckerbissen, daß er sich nicht entschließen kann, in Amsterdam zu bleiben. Er geht wieder zu Schiffe, und ist nicht eher zufrieden, als bis er wiederum die weißen Spitzen von seinem rauhen Vaterlande in die Augen bekömmt. Es kam im Jahr 1700 ein solcher Isländer nach Hamburg. Man wollte ihn zu den europäischen Sitten gewöhnen. Allein, er war bey allen Höflichkeiten und Wohlthaten unzufrieden, und man mußte ihn wieder in seine Wüsteney ziehen lassen.

Insgemein erwählen die Kinder der Armen die mühselige und elende Lebensart ihrer Aeltern. Wir können uns darein nicht finden. Aber, lasset uns hier die Hand der Vorsehung anbethen, welche durch die Gewohnheit der menschlichen Gesellschaft diejenigen Werkzeuge bereitet, welche die allerbeschwerlichsten Dienste für die allerschlechteste Belohnung freywillig verrichten, und eben dadurch abgehalten werden, nach einer bequemern und vortheilhaftern Lebensart zu trachten.

M.

Der

Der Paradiesvogel.

Die glatte Syrmia ein schön befiedert Weib
Von der berühmten Schaar der Vögel ohne Leib,
Die zwar das edle Volk des Paradieses heißen,
Doch nichts sind als ein Busch von Federn, welche gleißen,
Die weder ihr Verdienst noch Gesang erhob;
Denn sie war nichts als Kleid, ihr Kleid nur war ihr Lob,
Empfand der Liebe Macht, und quälte sich mit Flammen,
Die oft nur von dem Glanz beliebter Kleider stammen.
Ein schöner Papagey, der nicht zum Besten sprach,
Doch dessen grünes Kleid ein helles Roth durchbrach,
War dieser Sohn des Glüks der ihre Glut erweckte,
Zu dem sie seufzend flog und ihm Herz entdeckte.

Ach, sprach sie, schönster Matz — Matz war schon dazumal
Der Papchen liebstes Wort — erkenne meine Quaal
Sie rührt von deinem Glanz, du Schmuck der Luft und Erden,
Du brauchst geliebt zu seyn, nichts als gesehn zu werden.
Nur deinen Reizungen schreib dieß Bekenntniß zu:
Es macht mich nicht beschämt, dieweil ich dir es thu,
Sieh meiner Federn Glanz, der allen Vögeln trutzet,
Bekenne, bin ich nicht so schön als du geputzet!
Wenn, was sich ähnlich ist, sich leichtlich Lieb gewinnt,
So bin ich schon beglückt, und du wie ich gesinnt.
So sprach sie — doch es war von Wort zu Wort gelernet,
Durch dieses Schmeicheln ward nur Matzens Herz entfernet.
Denn oft gefällt auch dem, dem aller Witz gebricht
Der Mangel dieses Guts an seiner Schönen nicht.

Wie

Wie so! erwiedert Matz, was soll ich an dir lieben!
Mein Herz wird durch den Glanz des Putzes nicht getrieben.
Was hast du sonst an dir! ich seh nichts als dein Kleid.
Sprich, wo hast du Verstand? wo hast du Artigkeit?
Auch selbst dein Körper hat nichts, das man ihm beneide,
Kurz, sprich was wärest du in einem schlechtern Kleide.
Nichts reicht zu solcher Wuth als abgeschlagnes Flehn,
Vor dem, der uns vor sich erniedriget gesehn,
Der große Schimpf war ihr unmöglich zu ertragen
Doch war nichts mehr gelernt, drum konnte sie nichts sagen.
Sie reißet sich voll Wuth die Federn aus der Brust,
Und zeigt ein Herz hervor das niemand noch bewust,
Und will, wenn ihr Verdienst so schlecht vermocht zu rühren,
Daß sie beleibet sey zum mindsten überführern.

Den Pan erbarmet hier ihr Schmerz und ihre Glut.
Ihr Schnabel wird ein Mund uud stumpf wird seine Wuth,
Es wächst ihr kleiner Leib. Ihr häufiges Gefieder
Sreckt sich nun Elen weit um die geschmückten Glieder,
Und wird ein schöner Zeug der aller Welt gefällt,
Kurz, es wird nun Syrmin den Menschen beygesellt.
Doch bleibt sie von der Art, wie sie vordem gewesen.
Ihr Kleid ist ihr Verdienst, ihr Reitz, ihr Ruhm, ihr Wesen.
Und läßt nur diese Brust, wo sie voll Raserey
Die Federn ausgerupft, noch immer bloß und frey.
Kaum zeigt sie sich als Mensch in ihrem neuen Kleide,
So ruft sie schon entzückt voll Dankbarkeit und Freude!
Wie glüklich hast du mich verwandelt, grosser Pan,
Da nun mein bloßes Kleid manch Herz erobern kann.

Der Fremde

Von

Von der Wahrheit in Satyren.

Es ist fast niemand, der sich nicht unternähme, andern, wie man zu reden pflegt, die Wahrheit zu sagen, und wenn man dem gemeinen Sprüchworte Glauben beymißt, so ist gleichwohl fast niemand, der die Wahrheit vertragen kann. Man weis also fast nicht, ob man den Menschen mit mehrerm Rechte einen Freund oder einen Feind der Wahrheit nennen soll. Vielleicht ist er so ein Freund von ihr, wie diejenigen Freunde sind, die einem andern gerne dienen, und ihm alle Höflichkeit erweisen, wenn er sich nur nicht damit abgiebt, sie zu hofmeistern, oder ihnen guten Rath zu geben. Er vertheidigt die Wahrheit, er bemüht sich, sie auszubreiten, er trägt sie andern Leuten vor; aber sobald sie sich unterfängt, ihm gute Lehren zu geben, und ihn an seine Fehler zu erinnern: sobald sind sie geschiedne Leute, und er will auf diese Art durchaus nichts mit ihr zu thun haben.

Es

Es ist nicht zu läugnen, daß die Wahrheit gemeiniglich gehaßt wird; unterdessen ist es doch nach meinen Gedanken mehr der Vortrag der Wahrheit, als die Wahrheit selbst, die gehaßt wird. Unter zehn Menschen glaube ich kaum, daß mehr als einer seyn würde, welcher von sich selbst so eingenommen wäre, daß er auf allen Seiten vollkommen, und der sich gegen alle Erinnerungen entrüsten würde. Die meisten würden die Fehler, die man ihnen beymißt, gern zugestehen, wenn der Eifer ihrer Tadler sie nur nicht aufs äußerste triebe. Es giebt Leute, welche die Kunst besitzen, allen Menschen, mit denen sie umgehen, ungestraft ihre Mängel zu sagen. Sie spotten vor den Augen ihrer Freunde über dasjenige, was sie vornehmen, und sie werden doch von ihnen gesucht, sie halten sich über das geringste Lächerliche auf, so sie in ihren Manieren gewahr werden, und dennoch werden sie geliebt. Sie haben sich in so große Furcht gesetzt, daß man den Mund vor ihnen nur allezeit mit großer Behutsamkeit aufthut; und gleichwohl redet man mit niemanden lieber als mit ihnen. Andre hingegen haben in ihrem Leben eine einzige Satyre gemacht, und zween oder drey Einfälle, die sie darinn vorgebracht, haben

ihnen

ihnen die Freundschaft aller Welt gekostet, und sind ihnen so hoch angerechnet worden, als ob sie gegen alle Menschen die größten Bosheiten begangen hätten.

Es ist also nicht die Wahrheit, welche diese Bitterkeit in den Gemüthern nachläßt, sonst würde sie in dem Munde des einen eben sowohl beleidigen, als auf der Zunge des andern. Es ist auch nicht der Scherz, welcher die Wahrheit vergället und verhaßt macht; denn sonst würde kein Spötter gelitten und geliebt seyn können, und der allerernsthafteste Vortrag der Wahrheit würde nicht eben so sehr beleidigen, als die allerbeißendsten Stachelreden. Es ist gewiß, daß viele durch einen trocknen Vortrag bittrer Wahrheiten sich eben so viel, wo nicht mehr Feinde machen, als die allerheftigsten Spötter, und daß selbst diejenigen, welche sich das Ansehen geben, als ob sie einen Menschen aus lauter Liebe herunter machten, von dieser Feindschaft lange nicht so gesichert sind, als diejenigen, welche den rechten Kunstgriff im Spotten wissen, und die Leute beschämen können, ohne sie zu erzürnen.

Der Grund dieses Hasses, den man für eine Wirkung der Wahrheit ausgiebt, muß daher in einer Sache stecken, die in sich sowohl von der Wahrheit als von der Spötterey unterschieden ist. Ein Mensch, der auch geneigt ist zu bekennen, daß er diesen oder jenen Fehler hat, kann doch sich selbst nimmermehr so weit vergessen lernen, daß er sich ganz und gar verachten sollte. Sein Ehrgeiz sucht jederzeit den Trost für seine Fehler in den guten Eigenschaften, die ihm noch übrig bleiben, und er macht gerne einen Frieden mit seinen Tadlern, und überläßt ihnen einen Theil von sich, wenn sie ihn nur in geruhigem Besitz des andern lassen, und ihm nicht alles Gute absprechen wollen. So lange als ein Spötter seinen Scherz so einrichtet, daß er mitten unter den Satyren über einen Menschen, Kennzeichen der Hochachtung gegen ihn einfließen läßt; so lange wird er seinen Tadel ziemlich hoch treiben können, ohne sich einen Feind zu machen. Ein jeder Streich, den er ihm beybringt, wird sogleich mit einem Balsam begleitet seyn, der ihn wieder heilet. Wenn man einander hochschätzt, so vergleicht man sich leichtlich wieder, sagt der französische Satyrenschreiben Boileau, welcher

cher die Sache geprüft haben konnte. Sobald man aber seinem Gegner keine Ausflucht mehr übrig läßt; sobald man ihm allen Trost für seine Fehler abschneidet, indem man ihm alles Gute abspricht; sobald man ihn gänzlich niederschlagen will, und glaubt, daß es der Mühe nicht einmal verlohnet, ihm zu zeigen, worinn seine Fehler bestehen, sondern es genug seyn läßt, sich überhaupt und nur obenhin sich über ihn aufzuhalten: sobald kann man sicher seyn, daß die Feindschaft die allergewisseste Wirkung seyn werde, die er vorträgt; wenn diese Wahrheiten auch so sonnenklar wären, daß man keine Vernunft haben müßte, wenn man sie läugnen wollte. Diese Hochachtung oder Verantwortung machet den größten Theil des Unterschiedes der seinen und der groben Satyre aus. Der allerscharfsinnigste Einfall wird noch immer etwas ungehobeltes an sich behalten, und Schimpfworten ähnlicher sehen, als Satyren, wenn er nicht, wenigsten zum Schein, diese Kennzeichen der Hochachtung an sich blicken läßt, und der allergrößte Witz wird einen Tadel, der an sich eben keine Verläumdung ist, nicht übergülden und erträglich machen können, wenn eine Verachtung

gegen

gegen denjenigen daraus hervorscheint, der dadurch getroffen wird.

Wem daran gelegen ist, die Erfahrung von demjenigen zu machen, was ich itzt gesagt habe, und das Glück und die Ehre zu haben, daß er wegen der Wahrheit, oder vielmehr wegen desjenigen, was er für die Wahrheit hält, sich eine Menge Feinde auf den Hals hetzet, der findet in folgenden einige Anleitung, wie er mit großer Geschwindigkeit zu diesem Zweck gelangen kann.

Theon, ein Mann, welcher die Zeugnisse von seinem Witze jederzeit in dem Zahnknirschen dererjenigen, mit denen er umgieng, zu suchen beschlossen hatte, und welcher mehr aus Begierde scharfsinnige Dinge zu sagen, als andere zu bessern, an keinem Menschen etwas gutes fand; hatte so viel Verstand und Scharfsinnigkeit, daß kein Mensch gegen ihn bestehen konnte, und daß jedermann zitterte, sobald er den Mund aufthat. Er gab vor, daß er so viel Liebe zur Wahrheit hätte, daß ihn keine persönliche Absicht jemals hindern können, dieselbe zu sagen; und er pries sich selbst glücklich, daß er von dem Fehler des

Aretin

Aretin frey war, und daß weder Wohlthaten noch Bestechungen ihn dazu bringen können, einen einzigen Menschen unangetastet zu lassen. Die Früchte seiner Liebe zur Wahrheit zeigten sich endlich, da er von allen Menschen verlassen, ausgehungert, ohne Kleider, ohne Bette, auf einer Schütte vermoderten Strohes lag, und niemanden als einen jungen Bewundrer seines scharfsinnigen Geistes um sich hatte, der als ein Schüler bey ihm war, und ihn nachzuahmen trachtete. Ehe er seinen spöttischen Geist ausblies, redete er diesen Schüler noch also an:

So elend ich sterbe, so rühmlich sterbe ich, da ich zum Märtyrer der Wahrheit werde. Wie wenig ich mich das Ansehen hochmüthiger Narren blenden lassen, bezeugen die Verfolgungen, die ich ausgestanden. Der verachtungswürdige Haß der Thoren ist allezeit das rühmlichste Siegeszeichen der Weisen. Willst du nach gleichem Ruhme streben: so will ich dir noch zuletzt das Geheimniß eröffnen, wie du dir alle Narren, das ist, die ganze Welt, zu Feinden machen kannst. Dieses kannst du als mein Testament ansehen. Denn das ist das einzige Erbtheil, das ich dir vermachen kann.

1) Bemühe dich, tausend Einfälle zu haben, wodurch du deine Verachtung für diejenigen, an denen du eine einzige Thorheit entdeckest, recht scharfsinnig äußeren kannst. Ein Mensch, der einen Fehler begehet, muß ebendadurch gestraft werden, daß man gar nichts gutes an ihm sieht. Du mußt also jederzeit auf eine lächerliche Art zu verstehen geben, als ob der, den du tadelst, weder Verstand noch Tugend habe. So kannst du z. E. wenn du etwas bekräftigen willst, bey der Dummheit des Narren Bucephalus schwören, daß es wahr sey. Wenn du von einer großen Zahl reden willst: so darfst du nur sagen: Es sind so viel, als Cellius Narrheiten in einem Tage begeht. Wenn du von einer Sache reden willst, darum du dich gar nicht bekümmerst: so darfst du nur sagen, daß dir daran so wenig gelegen sey, als ob dich der kluge Cleanthes hochschätzte. Kurz, sobald du wider jemanden etwas zu sagen findest, darfst du nur allezeit hinzusetzen: Der ganze Mensch taugt nichts.

2) Du mußt nicht zugestehen, daß ein Fehler aus Unachtsamkeit hervor kommen könne, son-

sondern ihn allezeit der Unwissenheit oder der Bosheit zuschreiben.

3) Du mußt aus einem einzelnen Fehler allezeit den allgemeinen Schluß machen, daß es die Art der Menschen sey, so zu handeln.

4) Du mußt den Fehler, den du einem Menschen Schuld giebst, jederzeit, nicht mit einem gelinden, sondern mit dem härtesten Namen benennen, den du finden kannst.

5) Du mußt die Fehler eines Menschen allezeit als so gewiß und ungezweifelt voraussetzen, daß es die Mühe nicht braucht, ihn davon zu überführen. Dadurch erspareſt du nicht allein die Mühe, einen Beweis zu führen, sondern du benimmst ihm auch die Gelegenheit, sich zuverantworten. Wenn du z. E. einen Trunknen beschreibest: Er sey so besoffen gewesen, daß er beynahe so verwirrt geredet, als der Philosoph Dänis, wenn er am nüchternsten ist: so wird dieser Philosoph dadurch viel erbitterter seyn, als wenn du ihm wieseſt, wie er verwirret redete, und er wird desto erbitterter seyn, weil er nichts widerlegen kann, wo kein Beweis vorgebracht worden ist.

6) Du mußt einen Menschen eines gewissen Fehlers wegen lächerlich zu machen, allezeit Gleichnisse brauchen, woraus man noch andere verdrüßliche Folgen wider ihn ziehen kann, die zur Sache nicht gehören.

7) Kurz, wo du noch ein Mittel finden kannst, demjenigen, über den du spottest, deine Verachtung zu bezeigen, es mag von seinem Stande, von seiner Geburt, von seiner Gestalt, oder wo es will, hergenommen seyn, so mußt du es zu Hülfe nehmen, um deine Satyre beißender zu machen.

Wenn es dir dadurch nicht gelingt, so rühmlich, als ich zu sterben, so sage, daß ich niemals die Wahrheit geredet, und daß Pseudologus niemals gelogen habe.

Er verschied hierauf. Und unter den Papieren, die man nach seinem Tode bey ihm fand, kann folgender Brief seine Lehren bestättigen.

Mein Herr!

Ich weis nicht, was für ein Verbrechen ich an ihrem guten Freunde, dem Damon, begangen habe, daß er ein Lobgedicht auf mich

der-

verfertiget. Ich muß gestehen, daß dieses der schlimmste Streich ist, der mir hätte begegnen können, nachdem er schon so oft den N. N. so viel elende Leute, und den allerelendesten unter allen, nämlich sich selbst, gelobet hat. Wenn er mir eine Ehre erweisen wollte, mein Herr, so sollte er mich tadeln und schimpfen, so viel er kann. Dieses wird der beste Weg seyn, mich bey aller Welt in Ansehen zu setzen. Ich will nicht hoffen, daß er einwenden werde, als ob er aus Liebe zur Wahrheit nicht anders handeln könnte. Es wäre lustig, wenn die Liebe zur Wahrheit ihm zum erstenmale meinetwegen in den Sinn käme. Wenn er wüßte, was Wahrheit wäre, mein Herr, so würde er sich nicht so oft vergebens haben sagen lassen, daß er der Welt keinen bessern Dienst thun könnte, als alle seine Schriften und seine Feder dazu ins Feuer zu werfen. Wenn er mit aller Gewalt loben muß, mein Herr! so schlagen sie ihm einen Helden vor, der seiner würdig ist. Sie haben so viel Liebe und Hochachtung für seine Schriften; mein Herr, daß sie ohne Zweifel das nächste Recht haben, durch dieselben verewigt zu werden. Was meine Person betrifft, wenn ich auch der größte Mann von der Welt wäre,

so wird mein Name nicht groß genug seyn, seine Schriften gut zu machen, und seine Schriften werden niemals gut genug seyn, die schielenden Augen seiner Clälia, geschweige denn mich unsterblich zu machen. 2c. 2c.

Theon.

Wenn dieser Brief, dem man deswegen den Witz nicht absprechen kann, nicht sowohl den Damon, als denjenigen, an den er geschrieben ist, zum unversöhnlichen Feinde des Theon gemacht; so ist die Schuld davon gewiß nicht auf des letztern Seite. Hingegen glaube ich kaum, daß Theon selbst über folgende Antwort darauf sich erzürnen können.

Mein Herr!

Es ist niemand im Stande, das Lob ihres Witzes so gut zu erheben, als sie es selbst durch ihre scharfsinnigen Spöttereyen thun. Ich habe daher dem Damon abgerathen, daß er sich die vergebliche Mühe nicht geben solle, der Welt die Augen über ihren Verstand zu eröffnen, den die meisten Leute schon kennen werden, da sie ihn zu ihrem Schaden gefühlt haben. Es war nichts, als die Seltenheit der Sache, welche ihn zu dieser Unternehmung bewogen hatte, weil er glaubte, es wäre etwas ganz Neues und Ungewöhn

wöhnliches, daß man ein Lobgedicht auf einen so unbarmherzigen Satyricus verfertigte, als sie sind. Aber sie haben ihn gleich zu rechter Zeit an seine Schwäche erinnert, und ihn sehen lassen, daß eine so kühne und gefährliche Unternehmung nicht für ihn wäre. So ein grosser Bewunderer seiner Arbeit ich nach ihrer Meynung bin: so bin ich so verblendet nicht, zu glauben, daß er jemals ein würdiger Lobredner für sie werden wird. Man kommt in der Kunst zu loben nicht so geschwind zur Vollkommenheit, als in der Kunst zu tadeln. Und sie werden vielleicht zehen Schritte in ihrer Kunst gethan haben, ehe er in der seinigen einen einzigen Schritt weiter kommen kann. Damon mag also immer bey dem Lobe elender Leute bleiben, und sie thun ihm einen Dienst, daß sie, in Ermangelung anderer solcher Helden, auf mich weisen. Ich gestehe, mein Herr, ich will meine Verdienste den ihrigen nicht gleich schätzen. Wenn ich ihnen unterdessen rathen soll, so seyen sie lieber mit niedrigern Verdiensten zufrieden, als daß sie dieselben auf die Ruinen anderer Leute bauen sollten. ꝛc. ꝛc.

Bienenstock.

Der
Vater und Sohn.

Des reichen Pachters Kind, der Hoffnungsvolle Sohn,
Studirt, und promovirt im dritten Jahre schon,
Und kömmt von Erfurt, O welch Glücke!
Mit einem großen D. zurücke.
Der beste Schöps muß an den Spieß,
Und wer im Städtgen Vetter hieß,
Der lief, als er das Ding vernommen,
Und schrie: Herr Doktor, seyd willkommen.
Der Ruhetag folgt auf den Schmaus,
Da packte der Herr Doktor aus,
Und zog ein Buch hervor, für dessen Größ und Schwere
Der Vater fast gelaufen wäre.
Ey, rief er, Kind! ich bitte dich,
Was hält dieß dicke Buch in sich?
Dieß Buch, versetzt der Sohn, und seines Körpers Bürde
Ist Schuld an meiner Doktorwürde.

O, das Buch ist ein Buch: denn, lieber Vater! wißt,
Daß es das Corpus Juris ist.
Die groß gedruckte Schrift, im Mittelpunkt der Seiten
Das heißt der Text, und hat gar wenig zubedeuten;
Allein der kleine Druck, am Rande hier und da,
Das sind die Glossen, Herr Papa,
Die von Juristenfintchen handeln,
Der Kern des ganzen Rechts, das Ränk und Griffe lehrt,
Wodurch sich Recht in Schuld verkehrt,
Dadurch wir schwarz in weiß, und weiß in schwarz verwandeln.
Der Vater merkte sich das Ding,
Bis Nachmittags der Sohn zu seinen Freunden gieng,
Er hatte kaum die Thür in Händen,
Da gürtete daheim der Vater seine Lenden,
Fiel, ohne Scham und Scheu für dem Justinian,
Mit einer Scheere, Trotz! das Corpusjuris an,
Und schnitt mit einer Wuth, auf die ich selber fluche,
Die Glossen aus dem ganzen Buche,

Da hatte keine Gnade statt,
Die Scheere schnitt von Blatt zu Blatt.
Jetzt kömmt der Sohn zurück: er tritt in seine Stube,
Und glaubt, er sey in einer Mördergrube:
Da lag der halbe Wunsch von dem Akursius,
Und dort des Baldus rechter Fuß,
Das Aug entdeckte hin und wieder
Zerstümmelter Legisten Glieder.
Ach Vater! hub er endlich an,
Und sagt, was hab ich euch gethan?
Wär ich nicht Kind, bey meiner Ehre!
Gemach! versetzt der Alte, höre,
Du zankest wunderlich, wenn dich das Ding verdrießt,
Durch diese deine feine Glossen
Juristenstintchen, Ränk und Possen
Hab ich ein schön Stück Geld vor kurzem eingebüßt.
Hätt ich die Scheere nicht vorjetzt zur Hand genommen,
Wir wären noch zuletzt um Haus und Hof gekommen.

Lichtwehr

Der

Der Pilger und der Eremit.

Vor Zeiten da man sich noch Mühe gab in den Himmel zu kommen, wallte ein frommer Pilger nach dem gelobten Lande. Schon betrat er die Gränze dieser heiligen Gegend, als er sich am Eingang eines Waldes befand, der von einem zweyarmigten Wege durchschnitten wurde. Vergebens schlug er sein Reisebuch und seine Landkarten nach, um sich aus diesem Labyrinthe heraus zu helfen. Statt eines zuverläßigen Unterrichts, fand er nichts als dunkle Nachrichten, und verwirrende Widersprüche. Er hatte schon einen halben Tag voll tiefer Schwermuth an der Wegscheide gesessen, und sich umsonst einen Führer gewünschet, als ihm ein alter Einsiedler begegnete, der in dieser wilden Einöde seine Zelle hatte. O! rief der Pilger ihm zu: sey mir gegrüsset heiliger Greis! ohne Zweifel hat ein Engel GOttes

dich

dich hieher geführt, um mir meinen quälenden Zweifel aufzulösen! welcher von diesen beyden ist der rechte Weg nach den heiligen Oertern? sprach der Pilger, indem er die ehrwürdige Stirne des Eremiten küßte: ich war noch niemals, erwiederte der Greis, an der Stelle, wo deine Andacht sich hinsehnet. Aber dieses kann ich dir sagen, daß der Weg hier zur Rechten die Heerstraße ist, und daß dieser Nebenweg dich unmöglich weiter führen kann, als die Heerstraße, welche schon mehr als tausend Jahre gebraucht wird. Es haben mich sogar viele rechtschaffene Pilger versichert, daß sie bis an die heiligen Oerter führen, dahingegen der Nebenweg zu einem sumpfichten Abgrunde leiten soll, den ein blumigter Wasen bedeckt, der die Wanderer ins Verderben locket. Diese schreckliche Erzählung haben mir verschiedene Reisende bestättiget, die noch am Rande des Pfuhls zurück flohen, und mit Zittern und Entsetzen diesen Irrweg verfluchten, auf welchem viele ihrer Gefährten umgekommen waren. Gut, frommer Alter, fiel der Pilger ihm ins Wort; ich werde mich an die Heerstraße halten. Der ist ein Thor, der unter zween Wegen, wenn sie auch gleich beyde recht wären, nicht den schönsten wählet.

Welch

Welch ein albernes Mährchen, wird mancher hier sagen! der Pilger brauchte nicht nach Asien zu wandern, um diese alltägliche Wahrheit zu lernen. Welcher Mensch, der nicht rasend ist, würde wohl anders gewählt haben. Freylich muß man ein Thor seyn, um anders zu wählen; dennoch giebt es Menschen, die Weise heissen wollen, und auf der wichtigsten von allen Reisen den Nebenweg vorziehen.

Das

Das Daseyn.

Ein dunkler Feind erheiternder Getränke,
Ein Philosoph, trat neulich hin,
Und sprach: Ihr Herren, wißt, ich bin.
Glaubt mir, ich bin. Ja, ja! warum? weil
ich gedenke.

Ein Säufer kam und taumelt ihm entgegen,
Und schwur bey seinem Wirth, und Wein:
Ich trink; O darum muß ich seyn.
Glaubt mir, ich trink; ich bin. Wer kann
mich widerlegen?

Hagedorn

Nachricht.

In der Churfürstl. akademischen Buchhandlung dahier sind bey künftiger Jacobidult Kalender auf das 1769ste Jahr in sehr billigen Preis zu haben, die wegen der Sauber- und Nettigkeit, zugleich auch wegen den nützlich- und brauchbaren Zusätzen den Vorzug billig verdienen werden.

In eben dieser Handlung sind zu haben Monum. Boic. Vol. X. c. f. 4.

Abhandlungen der churbaierischen Akademie der Wissenschaften 4ter Band, m. k. 4.

Kurze Abhandlung von den letzthin erschienenen Nebensonnen m. k. 4.

Brauns kürzere Anleitung zur deutschen Sprachkunst. 8.

—— Akademische Rede von einer guten Einrichtung in Schulwesen. 4.

Anpreisung der allergnädigsten Landesverordnung, wie es künftig in den KK. Erbländern mit dem Hexenproceß zu halten sey. 4.

Anfangsgründe der Erdbeschreibung für Kinder von sechs, bis zehen Jahren. 8.

Cramer Supplementum opusculorum suorum 4. Ulmæ 3. fl. 30. kr.

Schneidt vollständiges Hauptregister über des Freyherrn von Cramer zerschiedene Werke. 4. 3. fl. 30. kr.

Ro-

Recreat. philologiques, oü melange agreable de diverses pieçes &c. 8. 1. fl. 12. kr.

Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. 8. 6. Stücke 1. fl. 40. kr.

Mosers neuestes Reichsstaatshandbuch 2c. nebst einem Anhang. 8. 1. fl.

Lohrfesttagspredig. 6ter Th. f. 6. fl. 30. kr.

—— Anmuthige Handlungen mit GOtt JEsus und Maria in lehrreichen Predigten 3. Th. 4. 1. fl. 30. kr.

Sailer geistliche Reden. 2ter Band. g. 8. 1. fl. 15. kr.

Simon, die heutige Welt in sittlichen Reden geschildert. g. 8. 1. fl. 45. kr.

Der wohl unterwiesene Landwirth. 8. 45. kr.

Freymüthige Gedanken eines Indianischen Philosoph über die Europäische Freydenker. 8. — fl. 24. kr.

Ausführliche Geschichte von Rom, und der Ausbreitung des römischen Reichs in allen bekannten Welttheilen, zu den merkwürdigen Zeiten des Cäsar und Pompeius, Cicero und Cato; so wie des Verfalls des gemeinen Wesens, nach jenem der Sitten und der Tugenden der Römer, sodann der darauf erfolgten Einführung des Kaiserthums und der Erscheinung des Weltheilandes 2c. 4. drey Theil mit vielen Kupfern. 36. fl. —

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Neuntes Monathstück.

Im Juny 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10010585

Die
Eigenschaften des Frommen.

HErr, dessen Augen alles prüfen!
Des Heuchlers List betrügt dich nie.
Du schauest in der Herzen Tiefen,
Und kennst, und offenbarest sie.
Wer darf in deinen Hütten wohnen,
Auf deinem Berge sicher seyn,
Wo deinen Sitz die Retter schonen,
Und freche Laster nicht entweihn?

Der darf, O Herr, zu dir nur kommen,
Der macht sich deiner Freundschaft werth;
Der nach dem Stammen eines Frommen
Sich einen größern Ruhm begehrt.

Die Tugenden sind sein Vergnügen
Er ist der Wahrheit edler Freund,
Und, unversöhnlich gegen Lügen,
Der Bosheit und der Tücke Feind.

Er haßet die, die neidisch trauern,
Wenn sie den Nächsten glücklich sehn,
Mit offnem Rachen auf ihn lauern,
Und seine Thaten tückisch schmähn.
Er haßet die Beleidigungen,
Wird groß durch seine Redlichkeit.
Durch unverschämte Lästerungen
Wird nie von ihm ein Stamm entweiht.

Er ehrt, O Herr, die, die dich scheuen,
Verachtet den, der dich nicht liebt.
Und frech es wagt, sich noch zu freuen,
Wenn er durch Laster dich betrübt.
Er hält, was er dem Nächsten schwöret,
Wenn der Betrug die Treue bricht;
Ein ungerechter Wucher mehret
Gerecht erworbne Güter nicht.

Er eilt, durchdrungen vom Erbarmen,
Wenn er der Menschen Elend sieht,
Und rettet, schützt, und deckt den Armen,
Der voll Vertrauen zu ihm flieht.

Gern theilt er mit ihm sein Vermögen,
Das nicht das Gut der Waisen ist;
Und hält es nicht für einen Segen,
Wenn es der Arme nicht genießt.

Der Fromme nimmt, das Recht zu beugen,
Nicht Gaben von Verbrechern an.
Er kann zu keinem Frevel schweigen,
Wird keines Menschenfreunds Tyrann.
Du, unser GOtt wirst ihn belohnen!
Du wirst sein frommes Herz erfreun!
Er wird in deinen Hütten wohnen,
Auf deinem Berge sicher seyn.

Bremische Beyträge.

Die Erscheinungen des Donners, und der Elektricität.

Die Elektricität ist fruchtbar an seltsamen Erscheinungen: der Donner, an erstaunlichen Wundern. Wollte ich sie alle erklären: so würde ich die Gränzen überschreiten, die mir vorgeschrieben sind. Ich will mich begnügen, nur die vornehmsten anzuführen, und die Aehnlichkeit, die Uebereinstimmung, welche sich zwischen den Erscheinungen dieser beyden Werke der Natur findet, vor Augen zu legen. Das Feuer, welches sie erzeugt, und als die allgemeine Ursache bey ihnen wirkt, bringt so mannigfaltige und unter einander so verschiedne Folgen hervor, daß man anfangs glauben möchte, es sey unmöglich, sie einer uud eben derselben Ursache zuzuschreiben: wenn man sich auf den bloßen Schein verließe, und wenn ein

auf

aufmerksamer Geist sich nicht bemühete, diesem Protheus die Maske abzuziehen, der beständig entwischt, und ihn beständig durch eine neue Gestalt und durch ganz widrige Wirkungen täuschen will. Denn sieht man es einmal, gemischte Körper bis auf ihre Grundtheile zertrennen: so wird man es ein andermal sie auf das genaueste vereinigen sehen. Bald erschreckt es uns durch schleunige und heftige Stöße, die es der Luft giebt, bald erfreuet es uns durch die anmuthige und gemäßigte Wärme, die es über den Dunstkreis ausbreitet, bald unterhält es uns durch die Erscheinungen der Elektricität. Hier ist es ein allgemeiner Magnet, der seine Kraft nicht nur an dem Eisen, sondern auch an allem, was leicht genug ist seiner Wirkung zu gehorchen, beweiset: dort ist es eine ungeheure Gewalt, welche es von einer fast unendlichen Geschwindigkeit entlehnet, und die alles, was sich ihrer ungestümen Macht widersetzt, über den Haufen wirft, zerreißt, zernichtet. Was für eine Verschiedenheit in zwoen Wirkungen, die einerley Grund haben! Gleichwohl ist es eine und eben dieselbe Ursache, welche dabey wirket. Die Elektricität ist unter unsern Händen eben das, was der Donner unter den

Händen der Natur ist, und wenn die Wirkungen der Elektricität nicht so wunderbar sind, als die Wirkungen des Donners; so kömmt es daher, weil die Kunst weniger Wege hat, als die Natur. Diese führt im Großen aus, was jene nur im Kleinen zu Stande bringt, oder besser zu sagen, nur schwach nachahmet. Alles, was ich an dem Donner wahrnehme, sehe ich auch an der Elektricität. Eine Wolke, die durch die Wirksamkeit der Winde, durch die Wärme und durch die Sonnenstralen, welche sie sich zueignet, und dem Erdboden unter ihr entzieht, zubereitet ist, verhält sich gegen einen Gegenstand auf der Erde, wie ein elektrischer Körper gegen einen, der es nicht ist. Eben so, wie die elektrischen Körper, zieht sie an sich, und stößet zurück. Die Materie des Donners, welche sie in sich schließt, ist eben die Materie der Elektricität. In dem Donner leuchtet sie, entzündet, wirkt schleunig, geht geschwinde in andere Körper hinüber, schlägt die Körper innerlich und äußerlich bis auf ihre kleinsten Theile, schmelzt die Metalle und verwandelt sie in Glas, zerreißt, zerstöret bisweilen ohne zu entzünden, tödtet die Thiere, ohne eine sehr sichtbare Spur des Todes zurückzulassen: eben diese

Eigen=

Eigenschaften haben auch die elektrischen Körper; und wo sie dieselben nicht in einem so hohen Grade besitzen; so merkt man wohl, daß man sie ihnen mittheilen könne. Der Donner läßt einen schwefelichten Geruch nach sich; die Körper, welche stark elektrisirt sind, haben eben den Geruch: eine so merkliche Uebereinstimmung zeigt, daß einerley Ursache bey beyden vorhanden ist. Wir wollen dieselbe in den Wirkungen, welche wir angeführt haben, verfolgen: die vollkommene Aehnlichkeit, die wir in den Erscheinungen finden werden, wird der Beweis von dem seyn, was ich behauptet habe.

Die Wolke, wo der Donner entsteht, hat alle Eigenschaften der elektrischen Körper. Ich sehe an beyden Seiten eine Materie, welche zufließt und ausfließt: eine Materie, die sowohl vermögend ist, anzuziehen, als zurückzustoßen; alles, was nicht Bestandtheile genug hat, daß es ihrer Geschwindigkeit widerstehen könnte, anzuziehen, und alles, was sich nicht bald genug zertheilt, daß es ihr den Durchgang gestatten möchte, nach dem Verhältnisse ihrer Geschwindigkeit und der Menge von Bestandtheilen, die sich ihr widersetzen, zurückzustoßen. Dieß An-

ziehen und Zurückstoßen geschieht durch einen flüßigen Stoff, der zwischen beyden Körpern in der Mitte, und gleichsam der Dunstkreis der elektrischen Körper ist. Diesen Stoff nenne ich, mit dem Herrn Abt Nollet, die zufließende Materie, wenn seine Richtung nach der Seite der elektrischen Körper geht, die er durchdringt, und gegen die er alle Körper reißt, welche er auf seinem Wege findet, und deren Widerstand seine Kräfte nicht übersteigt. Eben der flüßige Stoff, der den elektrischen Körper durchdrungen, und aus seinen Zwischenöffnungen alsobald wieder ausfließt, wirkt dann, wenn er wieder ausfließt, in einer entgegengesetzten Richtung, und stößt also die Körper, welche angezogen waren, wieder zurück: alsdenn heißt er die ausfließende Materie. Ich nehme eben dieselbe mechanische Art zu wirken in der Wolke wahr, wo der Blitz ausbricht. Eine zufließende Materie schießt von allen Seiten dahin, und reißt, wie wir beweisen wollen, eine unendliche Menge von Theilen anderer Art mit sich hin: es geht auch eine ausfließende Materie davon heraus; und das zu bestreiten müßte man das Gesicht und Gehör verloren haben. Wenn der Donner gleich in der Luft entstehet: so wird doch

deß=

deßwegen der Stoff dazu nicht in den Wolken erzeugt; er ist allenthalben ausgebreitet; wir, nebst den Thieren, haben den grösten Theil davon in uns. Der berühmte Herr Boerhaave behauptet, daß der Marmor und die Körper, welche uns am kältesten scheinen, eben so viel davon in sich enthalten, als der Weingeist und die Oele, wo er in gröserer Menge eingeschlossen zu seyn scheinet. Zum Beweise führt er an, daß der flüßige Körper in dem Thermometer nicht mehr steigt, wenn man ihn in Weingeist senkt, als wenn man ihn zum Marmor hält. Diese Materie des Donners, womit wir umgeben sind, und die sich auf gleiche Weise in alle Körper zu dringen bemüht, hat kein Gewicht, weil sie allezeit aufwärts zu steigen geneigt ist: wie man an der Flamme und dem Rauche wahrnehmen kann. Diese Leichtigkeit der feurichten Theile ist die Ursache, warum die Materien, welche den Stoff des Donners ausmachen, in die Höhe steigen. Wenn sich das Wasser heben soll, muß es erst acht hundertmal dünner werden, als die Luft ist, damit es seine Schwere durch die Grösse des Umfangs verbessere. Denn seine Schwere, verhältnißweise betrachtet, ist zu der Schwere der Luft, eben so

betrachtet, beynahe wie eines zu achthundert. Ob nun gleich die Luft, welche in einem Waſſertropfen enthalten iſt, denſelben ausdehnet, und ſich auch acht hundertmal mehr ausdehnen kann, als ſie ordentlicher Weiſe ausgedehnt iſt: ſo iſt es doch unmöglich, daß ſich das Waſſer ſo weit verdünne. Gleichwohl müßte es, wenn es im Stande ſeyn ſollte, durch den bloßen Stoß der verdünnten Luft, die darinne enthalten iſt, und mit ihm keine Blaſen ausmacht, in die Höhe zu ſteigen, ſelbſt noch mehr verdünnet ſeyn, als dieſe Luft, weil es die Materie iſt, welche die Luft in ſich hält. Man muß alſo Feuertheile ihm zu Hilfe kommen laſſen, welche dieſe Bläschen durch ihre Leichtigkeit mit ſich fortführen werden, bis ſie eine leichtere Luft finden, mit der ſie im Gleichgewichte ſtehen mögen. Auf die Art ſchwimmt das Holz, ob es gleich, verhältnißweiſe betrachtet, ſchwerer iſt, auf dem Waſſer: weil es viele Luft in ſich enthält, und alſo die Schwere des einen durch die Leichtigkeit des andern dergeſtalt gehoben wird, daß das Ganze in ſeinem Umfange leichter iſt, als das Waſſer von eben demſelben Umfange. Die Feuertheile aber wircken nicht allein durch ihre Leichtigkeit; denn ſie ſind im Winter eben

ſo

so leicht als im Sommer, und doch führen sie im Winter nur wenige Ausdünstungen, die dem Donner Nahrung geben, in die Höhe: sondern im Sommer wächst ihre Bewegung auch durch die Wärme; ihr Bestreben, aufzusteigen, wird durch das Zurückfallen der Sonnenstralen, die eben denselben Weg verfolgen, noch vermehret. Indem auf diese Weise die Leichtigkeit und die vergrößerte Geschwindigkeit der Bewegung zusammenkommen: vermehrt es ihre Thätigkeit und setzt sie in den Stand, wässerichte, salzichte, schwefelichte Theile und überhaupt alles, was für ihren Stoß leicht genug ist, mit sich in die Höhe zu nehmen. Hier haben wir also das Anziehen der Elektricität, hier haben wir die zufließende Materie, welche in die Wolke zieht, und in ihrem Rückstoße, den wir itzt untersuchen wollen, mit mehrerem Geräusche und Getöse wieder erscheint.

Wir können die Bläschen, welche der Feuerstoff mit sich in die Höhe nimmt, mit den Blasen vergleichen, die die Kinder zur Lust machen, und die leicht genug sind, um von dem Winde nach Gefallen herumgetrieben zu werden. Die Bläschen, welche von den Feuertheilen in die

Höhe

Höhe gehoben werden, sind unendlich viel kleiner: aber so geht es uns, wenn wir die Natur in dem unendlich kleinen nachahmen wollen, bringen wir nur Colossen hervor; und wenn wir sie in dem Großen nachzuahmen suchen, bilden wir nur Pygmäen. Wenn diese luftige, wässerichte, salzichte und schwefelichte Bläschen; denn aus allen diesen Materien bestehen sie; zu einer gewissen Höhe gekommen sind, und daselbst, in großer Menge versammlet, die Sonnenstralen zurückbrechen, uns aber die Sonne verdecken: denn heißen sie eine Wolke. Werden diese versammleten Bläschen durch die Winde getrieben, gepreßt, und gegen einander gedruckt: so werden sie die Feuertheile, welche in ihnen enthalten sind, zusammendrücken. Vielleicht vereinigt sich auch in dieser Bewegung die salzichte Säure, welche mit dem Grundstoffe des Schwefels viele Verwandschaft hat, mit ihnen. Wenn das Brennliche, welches flüchtiger und feiner ist, in seinem Kerker durch die Erschütterung der Bläschen gepreßt wird: so übt es durch seine Federkraft eine Gegenwirkung aus, macht sich selbst und die benachbarten Theile von den Banden los und fängt Feuer. Wie ein Korn von Schießpulver, entzündet es darauf in einem Augenblicke

alle

alle nahen Körner. Die Entzündung wird fast allgemein: die Luft wird plötzlich, und bis zum Erstaunen verdünnet. Indem nun die Luft einen größern Umfang einnimmt: so drückt und stößt sie die Feuertheile; und diese, welche zur Bewegung sehr geschickt sind, öffnen sich einen Weg durch die Wolke. Auf ihrem Wege werden sie von der Luft, welche sie umgiebt, und nach allen Richtungen einförmig auf sie wirkt, an allen Seiten gedrückt: daher drehen sie sich auf ihrem Mittelpuncte herum; nehmen eine kugelmäßige Figur, weil diese Figur die wenigste Oberfläche hat; stürzen sich, unter der Gestalt eines Wirbels, mit einer Geschwindigkeit von einem ebenmäßigen Verhältniße gegen die Verdünnung der Luft, welche sie forttreibt, herunter, und richten, durch den Druck in einen Punct vereinigt, desto mehr Unordnung an, da die nähere Vereinigung ihrer Theile ihnen mehr Gewalt giebt. Wenn der Donner von der nähern Verbindung seiner Theile alle seine Stärke bekömmt: so rührt von eben der Ursache auch das schreckliche Getöse her, das er uns hören läßt. Denn, indem seine vereinigten Theile auf einmal Feuer fassen, verdünnen sie plötzich die Luft, welche sie umgiebt. Diese erweiterte Luft spannt die angrän-

gränzende Luft: diese letztere fährt aus der Spannung wieder zusammen, und theilt ihre abwechselnde und zitternde Bewegung der übrigen Luft mit, welche bis zu uns reicht. Fassen schwefelichte Materien, fasset Schießpulver Feuer in einer freyen Luft: so geben sie, weil alsdenn die Entzündung nach und nach geschieht, der Luft keine so plötzliche und gewaltsame Erschütterung, als zu dem Knalle nöthig ist; sie zerstreuen sich ohne ein Donnern, sie erschüttern nur den Lichtkörper, der sie zu uns bringt; und das sind die Blitze bey heiterem Wetter.

Wenn eine entzündete Ausdünstung den Donner hervorbringt: muß sich denn eben diese Ausdünstung nicht vielmal entzünden, eine so große Menge von Blitzen und Donnerschlägen zu erzeugen? Nein: der Donner kann sich vielmal hören lassen; und man hat zur Erklärung dieser Erscheinung nicht nöthig, seine Zuflucht zu einer wiederholten Entzündung eben derselben Dünste zu nehmen, ob sie mir gleich nicht unmöglich scheint. In einer Wolke sind verschiedene Lagen, die eben so viele auf einander gehäufte Wolken ausmachen; die Entzündung muß sich nicht allein eben auf alle diese Lagen erstrecken;

sondern

sondern sie kann auch gar in einer und eben der= selben Lage nicht einmal allgemein seyn. Und was würde geschehen, wenn sich das letztere zutrü= ge? Die Luft von dieser Lage, welche in dem Au= genblicke, da sich die Feuertheile losgemacht haben, ausgedehnet war, wird bald durch die Beraubung eben dieser Theile verdichtet seyn. Indem auf die Art ihr Umfang abnimmt: wird sie einen Raum frey lassen, wohin bald von allen Seiten neue Ausdünstungen zuschießen werden. Erken= net man hier nicht die zufließende Materie, welche den Verlurst ersetzt, der durch die Zerstreuung der ausfließenden Materie veranlasset war, da diese eine unendliche Menge von salzichten und schwefelichten Materien, die sie angezogen hatte, mit sich weggenommen hat? Das Anziehen, das Zurückstoßen, die mechanischen Gesetze der Elek= tricität zeigen sich hier augenscheinlich. Scheinen die elektrischen Körper nicht so, wie die Wolken, und die Wolken so, wie die elektrischen Körper zu seyn? Alle beyde sammlen in ihrer Schooß eine unendliche Menge von Feuertheilen, welche sich nicht zeigen, so lange sie mit sich selbst, oder mit den Materien, worinn sie enthalten sind, im Gleichgewichte stehen. So bald sie aber von ihren Banden frey geworden sind; es sey nun

in den Wolken durch die Wirkung der Winde, oder in den elektrischen Körpern durch das Reiben: so schießen sie sowohl in dem einen als dem andern Falle, heraus; nur mit dem Unterschiede, daß sie in den Wolken mit einer Geschwindigkeit von einem ebenmäßigen Verhältniße zu der Verdünnung der Luft, welche sie ausgedehnt haben, herausgetrieben werden, daß sie mit weit größerer Heftigkeit wirken, weil die Kraft von allen ihren Theilen vereinigt ist, und sie also ihre Gewalt zugleich ausüben, daß sie alle einer und eben derselben Richtung nachgehen; da hingegen in den elektrischen Körpern die Feuertheile nach allen Richtungen herausschießen, und ihre Wirkung folglich vereinigt ist. Die mitgetheilte Elektricität ist dem Donner ähnlicher. Ihre Wirkung ist stärker: weil die ausfließende Materie der elektrischen Körper diejenigen, denen die Elektricität mitgetheilet wird, durchdringt, und die ihr ähnliche Materie, welche sie enthalten, von ihren Banden losmacht. Da diese losgemachte Materie vereinigt ist: so erweitert sie die Luft, welche wieder auf sie zurückwirkt, und ihre Geschwindigkeit vermehrt, so daß sie eine gedoppelte Bewegung hat, diejenige, welche ihr eigen ist, und diejenige, welche sie von der Luft bekömmt;

in=

ingleichen eine gedoppelte Materie, diejenige, welche ihr eigen ist, und diejenige, welche sie sich zugeeignet hat. Diese Verbindung mehrerer Ursachen, die auf einerley Wirkung gehen, muß nothwendig eine beträchtlichere Wirkung hervorbringen.

Die elektrische Materie ist einerley mit der Materie des Donners. Sie leuchtet: sie entzündet. Diese Eigenschaften kommen nur dem Feuer zu: sie sind gewisse Zeichen, welche seine Gegenwart offenbaren. Aber, wird man sagen, das Feuer erscheint nicht allezeit in den elektrischen Körpern. Es erscheint eben so wenig in dem Rauche: und kann man wohl deswegen sagen, daß es nicht da seyn sollte, da der Rauch ein zusammengesetzter Körper von Dünsten ist, welche durch das Feuer fortgezogen werden? Man vermehre nur das Feuer, das wirklich nur erst einen Rauch giebt: so leuchtet es, giebt Funken und entzündet. Auf gleiche Weise vermehre man die elektrische Kraft, indem man sie andern Körpern, als z. E. einer eisernen Stange, mittheilet: alsdenn wird die feurige Materie, welche aus den elektrischen Körpern in einem allzu geringen Maaße herausgieng, den

Lichtkörper zu bewegen, sich mit dem Feuerstoffe, den sie in der eisernen Stange losgemacht hat, vereinigen, folglich leuchten, Funken geben, entzünden und unter eben der Gestalt, wie die Materie des Donners, erscheinen.

Der Blitz wirkt schleunig, und geht mit einer fast unbegreiflichen Geschwindigkeit in andere Körper hinüber: indem er zu eben der Zeit schlägt, da er leuchtet. Die Materie, welche aus den elektrischen Körpern kömmt, durchläuft, nach des Herrn le Monier Erfahrungen, in einem unmerklichen Augenblicke neun hundert und fünfzig halbe Ruthen, oder zwey tausend sieben hundert Schritte. Wenn die Eigenschaft, welche sie hat, zu leuchten und zu entzünden, uns nicht so offenbar anzeigte, wie sie wirklich thut, daß sie die feurige Materie ist: so würde schon die erstaunliche Geschwindigkeit ihrer Fortpflanzung hinlänglich seyn, uns zu überzeugen, daß sie die leichteste, die feinste Materie von der Welt, und folglich das elementarische Feuer seyn muß. Denn was für eine Beweglichkeit wird nicht erfordert, einen solchen Raum in weniger, als einer Sekunde, durchzulaufen?

Der

Der Blitz wirkt nicht allein senkrecht, sondern auch seitwärts, und bisweilen von unten in die Höhe. Ein Stoß vom Winde kann ihm die verschiedne Richtungen geben. Die elektrische Materie, welche keine besondere und merkliche Richtung bekommen hat, breitet sich überall gleich aus, und folgt dem Gesetze der flüßigen Körper, welches darinnen besteht, daß sie sich nach demjenigen Orte bewegen, wo sie den wenigsten Widerstand finden, und sich mit sich selbst in ein Gleichgewicht setzen. Dieses Bestreben des Feuers, sich in ein Gleichgewicht mit sich selbst zu setzen, ist die Ursache, daß die Körper, welche an sich elektrisch sind, sich keine Elektricität mehr mittheilen lassen. Ich Würde den Beweis davon beybringen, wenn es mich nicht ein wenig zu weit von meiner Hauptsache abführte.

Der Blitz schlägt die Körper innerlich und äußerlich bis auf ihre kleinsten Theile, bringt die Metalle zum Schmelzen und verwandelt sie in Glas. Eine wesentliche Eigenschaft des Feuers ist, alles auszudehnen: und wenn diese Ausdehnung bis auf das Höchste gekommen ist, hängen die Theile weniger an einander, die vorher

sehr genau zusammenhiengen. Indem sie der Wirkung des Feuers nachgeben müssen, und sich nicht mehr, als in Puncten, berühren: kommen sie aus dem Zustande fester Körper in den Zustand flüßiger Materien. Die metallischen Theile mögen noch so genau vereinigt seyn: sie werden doch genöthigt, der sieghaften Gewalt des Blitzes zu weichen. Er öffnet sich einen Weg durch die kleinsten Dunstlöcher: und indem er diese erweitert, zersplittert er die benachbarten Theile. Er zerstöret, er zerstreuet den brennlichen Stoff, dessen zackichte Theile gleichsam so viele Bande waren, welche die metallischen Fäserlein zusammenhielten. Wenn diese Fäserlein ihrer Bande beraubt sind; hören sie auf, zum Schlagen und Ziehen geschickt zu seyn: sie sind nicht weiter verbunden, als in sofern sie in einander greifen; sie sind nichts mehr, als ein Körper, der sich leicht zerbrechen und zerreiben läßt, der leicht dem geringsten Stoße, welcher ihn von einander zu treiben sucht, nachgiebt. Die elektrische Materie durchdringt auch die Körper bis in ihre kleinsten Theile: da sie aus allen Puncten des Metalles, das sie durchdrungen hat, herausspringt. Allein, wie ihre Wirkung nach und nach geschiehet: so ist ihre Kraft nicht ver-

vereinigt. Der Stoß, den sie bey dem Reiben bekommen hat, hat ihr Wirksamkeit genug mitgetheilt, sich durch die Dunstlöcher der Metalle einen Weg zu öffnen: aber nicht genug, um diese Dunstlöcher dergestalt auszudehnen, daß es die nahe liegenden Theile zersprenge. Ein Funke, der mit Gewalt zwischen einem Kieselstein und dem Stahl herausgetrieben wird, bringt die metallischen Theile, welche durch den Stoß dieser beyden Körper an einander losgemacht sind, augenblicklich zur Schmelzung, und verwandelt sie in Glas. Hier ist die Gegenwirkung sehr stark: allein, die Wirkung war auch heftig. Die elektrische Materie wird durch das Reiben bey weitem nicht so gewaltsam angegriffen.

Der Blitz entzündet schleunig und erregt einen Brand, bey dem man viele Mühe hat den unglücklichen Fortgang zu hemmen. Eine Materie, welche die härtesten Metalle durchdringt, welche die Theile derselben so weit trennet, daß sie nicht mehr an einander hängen können, ist auch wohl im Stande, die verbrennlichen Materien, die bey weitem nicht so fest und dicke sind, zu durchdringen, und alle ihre brennlichen Theile zugleich rege zu machen: woraus denn ein

allgemeiner Brand entsteht. Die elektrische Materie zündet auch: aber in einem verschiedenen Grade. Sie äußert sich nicht mit einer Gewalt, die vermögend wäre, ein allgemeines Schrecken anzurichten: sie entzündet nur die schwefelichten Geister. Ihre feurigen Ausflüße, die Kraft genug haben, die ihnen ähnliche Materie aus den kleinen Fächern des Weingeistes frey zu machen, haben nicht Kraft genug, ein so hartes Metall, wie das Eisen ist, bis auf seine kleinsten Theile zu zertrennen. Der Widerstand muß niemals die bewegende Kraft überwiegen: sonst kann dabey keine Wirkung statt haben. Man lege angebrantes Stroh um einen Zweig von einem harten und festen Holze herum: die Oberfläche des Zweiges wird wohl schwarz davon werden; aber dieß schwache Feuer wird nicht Wirksamkeit genug haben, die Feuertheile in dem Innersten des Holzes frey zu machen, und in die Asche zu verwandeln. Eben die Bewandniß hat es mit der elektrischen Materie. Man vermehre ihre Menge und ihre Geschwindigkeit; man vereinige sie auf einen Punct: alsdenn finde ich zwischen dem Donner und der Elektricität keinen Unterschied mehr; alles ist einerley.

Allgemeines Magazin.

Der

Der Neid.

Der Mangel der Vollkommenheiten
Bracht aus dem Schooß der Traurigkeiten
Dich blassen Neid herfür.
Du Gift des Alters! Pest der Jugend!
Dein sterbend Antlitz schreckt die Tugend,
Und lästernd folgst du ihr.

Tyrann des niederträchtgen Pöbels!
Es gleicht dein Bild der Nacht des Nebels,
Der oft die Sonne schwärzt
Wenn, thauend auf beblümte Triften,
In buhlerischen Morgenlüften
Sie, hold erwachend, scherzt.

Doch, so, wie ihre mächtgen Blicke,
Daß sie uns himmlischer entzücke,
Die Dünste leicht zerstreun:
So wird auch deine keusche Freude,
Holdselge Tugend! einst vom Neide
Nicht mehr umfinstert seyn.

Von Creutz.

Der
Witz und die Wissenschaft.

Der Witz und die Wissenschaft waren Kinder des Apollo von verschiedenen Müttern. Der Witz war ein Sohn der Euphrosyne, und, wie seine Mutter, lebhaft und lustig. Die Wissenschaft hatte die Sophia zur Mutter, von welcher ihr das ernsthafte und sittsame Wesen war angebohren worden. Da zwischen den Müttern die Eifersucht herrschete, so wurden sie von denselben in der größten Uneinigkeit erzogen: denn die Mütter unterliessen nichts, wodurch sie ihnen Haß und Verachtung gegen einander einprägen konnten. Sie brachten es auch so weit, daß, ob gleich Apollo die schlimme Wirkung ihrer Zwietracht voraus sah, und dieselbe dadurch zu heben suchte, daß er beyden mit gleicher Gewogenheit begegnete, dennoch seine unparteyische Freundschaft die gewünschte Wirkung nicht that. Es war ihnen vielmehr die Feindschaft schon mit der Mutter-

milch

milch eingeflösset und zu tief eingepräget worden, als daß nicht dieses Uebel bey jeder Gelegenheit noch größer hätte werden sollen. Sie hatten kaum das Alter erreichet, daß ihnen der Zutritt bey den Zusammenkünften der Gottheiten erlaubet wurde, so wußte der Witz schon die Venus bey ihrem Putztische durch seine Spötterey über das ernsthafte und abgemessene Wesen der Wissenschaft auf eine schalkhafte Art zu unterhalten. Die Gelehrsamkeit hingegen belustigte die Minerva mit Anmerkungen über die Tändeleyen, die Unbesonnenheiten und die Unwissenheit des Witzes.

Sie wuchsen in dieser Bosheit gegen einander auf, und weil die Mütter über dieselbe ihnen ihr Wohlgefallen bezeigten, so trieben sie ihre Neckereyen von beyden Seiten immer weiter. Beyde wünschten, an Jupiters Tafel gezogen zu werden, damit jede das Ansehen der andern zu vernichten Gelegenheit haben möchte. Endlich erschien der längst gewünschte Tag, daran beyde öffentlich in den Saal der Gottheiten eingeführet und gewürdiget wurden, den Nektar zu trinken, welchen Hebe einschenkte. Und in diesem Augenblicke verschwand die Eintracht von

der

der Tafel der Götter. Die Ehre machte diese Gegner stolz, der abwechselnde Beyfall und Sieg feuerte ihren Haß wider einander nur immer mehr an, und sie trieben ihre feindseligen Bemühungen auf den höchsten Grad der Verwegenheit.

Indessen war es doch merkwürdig, daß der Sieg beym Anfange einer Zänkerey fast allemal auf die Seite des Witzes sich lenkete. Die ganze Gesellschaft brach in ein entsetzliches Gelächter aus, welches dem Witze die wichtigsten Vortheile zu versprechen schien. Allein, die Wissenschaft harrete mit einer rühmlichen Standhaftigkeit und Geduld so lange, bis der laute Beyfall sich geleget und die matte Stille, welche allemal auf eine ausschweifende Frölichkeit zu folgen pfleget, die Gemüther in den Stand setzen würde, ihre Rede mit Achtsamkeit anzuhören. Alsbald fieng sie an, die Scheingründe und Beschuldigungen ihres Gegners so zu zerlegen, und ihres betrüglichen Schimmers zu berauben, daß derselbe zuletzt selber halb beschämt aus aller Fassung gebracht, und in die größte Verwirrung versetzt wurde. Das Vorurtheil verschwand: die Wahrheit beschützete die Wissenschaft, und diese letztere

siegte

siegte und gewann die Hochachtung der Götter, ob sie sich gleich nicht entbrechen konnten, den Witz wegen seiner schalkhaften Einfälle lieb zu gewinnen.

In allen Zusammenkünften, wo sie sich zugleich zeigten, war ihre Aufführung einander gerade entgegen gesetzt. Der Witz behielt keinen einzigen muntern Einfall zurück: die Wissenschaft hingegen legte alle ihre Reden vorher auf die Goldwage. Jener flog über alles leicht weg: diese hielt sich so gar bey Dingen auf, die der Witz mit seinen Freunden als Kleinigkeiten und unnütze Grübeleyen verspottete. Der Witz fiel den Personen in der Gesellschaft in die Rede: die Wissenschaft hingegen machte sie bisweilen mit ihren Distinctionen und Kritiken verdrüßlich. Der Witz wagte jeden Gedanken, jede Meynung, blos weil sie neu waren. Die Wissenschaft hingegen betrachtete sie erst von allen Seiten, um sich in ihrem Urtheile nicht zu übereilen. Beyde überschritten darinn die Mittelstraße. Jener erklärte sich fast allemal für das Neue, und diese für die Gedanken der Alten. Sie stritten alsdenn gemeiniglich mit einem ungleichen Erfolge. Der Witz gab allen, noch so unwahrschein-

lichen

lichen und übel gegründeten Meynungen ein gefälliges und einnehmendes Ansehen, das leicht blendete: die Wissenschaft hingegen nöthigte allmählig und in der Maasse, daß sie einen Beweis nach dem andern entwickelte und in sein Licht setzte, die Männer und Greise, welche scharf nachdachten, zum Beyfalle. Es fehlte aber nicht viel, wenn sie beyde ihre Meynungen gegen einander vertheidigten, daß nicht die Gemüther erhitzet worden wären. Ja, die Gottheiten selber theilten sich endlich in zwo herrschende Parteyen, deren eine jede für ihren Clienten alles nur mögliche that. Venus erklärte sich öffentlich für den Witz, und sie gab diesem ihrem Günstlinge ein Gefolge von Lächeln und Reitzen. Minerva hingegen gab der Wissenschaft, ihrem wohlgerathensten Sohne, die Tugenden, die Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Geduld zur Gesellschaft. Der Witz hingegen ließ sich hierauf mit der Bosheit in ein geheimes Verständniß ein, und zeugete mit ihr einen Sohn, den er Satyr nannte. So bald derselbe etwas herangewachsen war, so folgte er seinem Vater allenthalben mit einem Köcher voller Pfeile, deren Wunden beynahe alle unheilbar sind. Nicht einmal die Tugend war allezeit

genug

genug für ihnen gesichert, und am häufigsten flogen sie auf die Wissenschaft zu, wenn sie sich in sehr ernsthaften und schweren Untersuchungen vertiefete, und wenig auf dasjenige, was um sie herum vorgieng, Acht hatte. Sie würde erlegen seyn, wenn ihr nicht ihre Beschützerinn, die Minerva, die Kritik zu Hilfe geschickt hätte, welche die abgeschossenen Pfeile entweder von ihrem Schilde abschüttelte, oder dieselben nach ihrem Feinde zurückschickte, bisweilen aber, um sich ein Vergnügen zu machen, sie schlechtweg zerbrach.

Endlich ward Jupiter der vielen Händel, welche unaufhörlich die Ruhe und Stille im Himmel unterbrachen, überdrüßig. Er verwies also beyde, den Witz und die Wissenschaft, auf die Erde. Sie kamen in die untere Welt, aber ohne daß sie ihr gemeinschaftliches Schicksal verträglicher gemacht hätte. Jede sammlete sich unter den Sterblichen eine Partey. Der Witz gewann durch sein lachendes und munteres Wesen die Jugend, die Wissenschaft hingegen gewann durch ihr gesetztes und ernsthaftes Wesen das Alter. Man baute für den Witz Schauplätze und für die Wissenschaft Schulen. Jede Par-

tey

tey that ihr möglichstes, die andere am Pracht zu übertreffen und ein Vorurtheil zu gewinnen, welches bey dem ersten Auftritte in der Welt eben so nöthig als vortheilhaft war.

Dennoch fand sich eine Art Menschen, welche sich weder aus dem Witze noch der Wissenschaft etwas machten. Und dieses waren die Knechte des **Pluto**, des Gottes der Reichthümer. Selten hatte der Witz das Vergnügen, auch nur das geringste Lächeln durch seine Einfälle ihnen abzulocken. Eben so wenig konnte die Wissenschaft durch alle Stärke ihrer Gründe was ausrichten. Beyde vereinigten sich wider dieses Geschlecht der Unempfindlichen, von welchem sie öffentlich verachtet wurden. Allein, die Truppen, welche sie wider die Anhänger des Pluto ausschickten, wurden nicht selten ungetreu und giengen in das Lager des Reichthums über. Denn spotteten diese Abtrünnigen höhnisch über die Freude des Witzes und der Wissenschaft.

Aus Verdruß über diese Untreue riefen beyde fast zu gleicher Zeit den Jupiter an, daß er sie in ihr Vaterland zurückberufen möchte. Jupiter ließ den Donner hören, der von seiner

Rechten

Rechten ausfuhr, und sie machten sich bereit, seinem gnädigen Befehle zu folgen. Der Witz schwang seine Flügel und hob sich empor. Da er aber nicht in die Ferne sehen konnte, so blieb er voll Verwirrung in dem unermeßlichen Raume zurück, in welchem er sich verirret hatte. Die Wissenschaft, welche den Weg wohl wußte, schwang auch ihre Fittige. Da es ihr aber an natürlicher Fähigkeit fehlte: so flog sie sehr langsam, so, daß sie beyde nach verschiedenen Versuchen zur Erde niederfielen, und aus ihrem beyderseitigen Schicksale die Nothwendigkeit, sich zu vereinigen, einsehen lernten. Daher ergriffen sie einander bey der Hand und begaben sich auf den Flug. Die Wissenschaft ward durch die Kräfte des Witzes gehoben, und der Witz wurde von der Einsicht der Wissenschaft geleitet. Sie gelangeten beyde vor den Thron des Jupiters, und lieberten einander dergestalt, daß sie in einer beständigen Eintracht lebeten. Der Witz vermochte die Wissenschaft, mit den Gratien einen genauen Umgang zu unterhalten, und die Wissenschaft zog den Witz in den Dienst der Tugenden. Hierauf hatten sie die Gnade aller Gottheiten, und es war kein Fest im Himmel, bey welchem sie nicht gegenwärtig waren. Endlich

vermählten sie sich mit einander, auf Befehl des Jupiters, und hatten eine bewundernswürdige Nachkommenschaft von Künsten und Wissenschaften.

Das Reich der Natur und Sitten.

Der Schulmeister.

Bey einem Mann, der sich vom A B C
ernährte,
Worinnen er die liebe Jugend lehrte,
Ward einst ein Knabe hart verklagt,
Daß er des Nachbars Sohn vier Semmeln
abgejagt.
Der Bube ward sogleich vernommen:
Durchs Läugnen glaubt er zwar zuerst davon zu
kommen;
Doch er, der stäts zum Schlag die Ruthe fertig trug,
Und seine Macht empfand, wenn er tyrannisch
schlug,

Wußt ein Geständniß ihm gar eilends abzu-
zwingen.
Noch hat er nichts verzehrt: Drum mußt er
Stück vor Stück
Dem fürchterlichen Mann sie richtig wieder-
bringen.
Was that er? schickt er sie nun seinem Herrn
zurück?
So schien es zwar: doch trat er vor die Thüre,
Und aß hier selbst die Semmeln alle viere.

Wie gern bestrafen wir, was wir an andern sehn,
Und würden, könnt es nur erst unbemerkt geschehn,
Mit größter Lust es selbst begehn.

Die Welt im Auge des Weisen.

Es kam mir vor, als wenn ich in der Luft schwebete und die Erde unter meinen Füssen sich herumdrehete. Es ist unmöglich, daß man sich was angenehmers vorstellen kann, als die beständige Abwechselung der Gegenstände, welche sich meinen Augen darstel-

ten. Deutschland strich mit seinen prächtigen Städten und mannigfaltigen Einwohnern binnen kurzer Zeit vor meinen Augen vorbey, und ich befand mich in Frankreich, ohne dahin gereist zu seyn. Viel tausend schwarze Pudelköpfe strichen vor meinen Augen vorüber, und ehe ich mich es versah, erblickte ich das Getümmel von Paris, welches mir ohngefähr vorkam, als wenn ich eine Schüssel voll Ameisen erblickte, nur daß nicht alles schwarz war, sondern das Gold auf den Westen der Junker, die man aus Deutschland dahin geschickt hatte, sehr hervorblitzte. Aller Scherz und alles Lachen wurde in die größte Ernsthaftigkeit verkehret, als sich Spanien unter meinen Füssen befand. Junge Leute, welche große Brillen auf der Nase hatten, richteten ihre Augen in die Höhe und sahen mich mit der größten Ernsthaftigkeit an. Hierauf gieng Portugal mit seinen Reichthümern schnell vorüber, und ich hatte das große Weltmeer zum Gegenstande, worauf hin und wieder Schiffe herumschwammen, die aber sehr klein aussahen, denn eine ganze Flotte, welche vorüber segelte, kam mir nicht anders vor, als wenn ich eine Heerde Gänse auf dem Wasser schwimmen sähe. Sie gaben Feuer auf andere Schiffe und ich

sah

sah in kurzer Zeit die Heerde meiner Gänse in großer Unordnung auf dem Wasser herumschwimmen, wovon viele untergesunken waren. Weil es eben Fluth war, so sah ich, wie das Meer unter mir aufschwoll, und weil sich die Erde so schnell drehete, so konnte ich die Ebbe nicht erwarten; sondern ich war zu dieser Zeit schon in America, woselbst ich viele Sclaven auf eine mehr als viehische Art tractiren sah, und nackende Wilde erblickte, die einander mit vergifteten Pfeilen todt schossen. Hierauf folgte wieder Wasser, hernach viele tausend türkische Bände, und an verschiedenen Orten, wo Krieg geführt wurde, wimmelte alles von Menschen, die mir, wie ich schon gesagt habe, als ein Haufen Ameisen vorkamen, zwischen welchen sich hin und wieder einige Pulverkörnchen entzündeten; und wie kann ich alles erzählen, was ich gesehen habe. Schwarze, weisse, rothe, olivenfarbe Gesichter, Gesichter mit Marseille ausgeneht, Menschen mit Kalbaunen umwunden, ganz nackende, bemalte und solche, die mit den reichsten Stoffen bekleidet waren.

Wie dem, der vom Olympus sieht,
Der Menschen Pracht ins Nichts verflieht,

Und stolze Schlösser werden Hütten.
Die größten Heere scheinen ihm,
Als wenn mit lächerlichem Grimm,
Um einen Halm Ameisen stritten;

So sieht in ungestörter Ruh
Ein Weiser auch den Menschen zu,
Und lacht der mühsamen Geberden,
Wenn ihr Geschwärm den Platz verengt,
Und sich um einen Tand verdrängt,
Worüber keiner froh wird werden.

Die Gesellschaften.

Die Menschen sind gemacht, ja ich wollte fast sagen, zusammengesetzt und gebauet, um gesellschaftlich zu leben. Diese Bestimmung der Natur ist die erste Ursache, die sie vereinigt, und die ersten Gesellschaften gebildet hat. Daß Merkur und Orpheus durch die Töne ihrer Leyern Menschen und Felsen an sich gezogen haben, dieß sind sinnreiche Fabeln, welche die Reitzungen der Gesellschaft schildern, zu derer Bestem jene gearbeitet haben; da sie Menschen

schen sammelten, und ihnen Wohnplätze anbauten, wo sie vereinigt leben sollten.

Einem jeden Menschen, der gebohren wird, werden gewiße Pflichten in seiner Geburt aufgebürdet gegen die Gesellschaft, derer Frucht er selbsten ist. Denn der Begriff eines Kindes zieht nothwendig den Begriff eines Vaters und einer Mutter nach sich, welche es hervorbrachten: und auf diese beziehen sich wieder nothwendig viele andre, welche eben so viele Bande ausmachen, die das Kind an die Gesellschaft binden.

Wie hat man sich so weit können verblenden lassen, zu glauben, daß man ganz allein leben könnte? Die Natur widersetzt sich so heftig, daß man ihr Gewalt anthun müßte, dieses ins Werk zu setzen: man würde erstaunen, wenn man die Menge der Uebel, die daraus entsprungen sind, ausrechnen wollte. Was man auch immer für eine Ursache zu haben glaubt, die Gesellschaft zu verlassen, so ist doch keine so wichtig, daß sie mit der Natur, die uns daran heftet, im Gleichgewichte stehen könnte.

Die zweyte Ursache, welche die Menschen versammelt, und welche sie versammelt hält, ist, daß sie einander in verschiedenen Stücken unentbehrlich sind. Die Bosheit, die Treulosigkeit, die Thorheit selbst, welche sich vieler unter ihnen bemächtiget, können diese Nothwendigkeit nicht aufheben: auch jene, die dem Wohl ihrer Mitmenschen gerade entgegen gesetzt zu seyn scheinen, sind es doch nicht in allem. Es sollte erlaubt seyn, sagt jemand, diese Geißeln der Gesellschaft auszutilgen? Aber es giebt wenige, welche die Bosheit so weit treiben, und noch wenigere, bey denen sie ungestraft bleibt. Man kann solche Leute fliehen; wenn man aber sie unumgänglich ausstehen muß, so ist dieses eines von den nöthigen Uebeln, welche den ganzen Erdball überschwemmen, und klüger erduldet als bestritten werden.

Die Menge der Leute, welche auf eine gewisse Art unendlich ist, hat verursachet, daß man ihre Verbindungen in Staaten, in Städte, und Familien einschränken mußte. Daher entsprangen die Namen Nation, Vaterland, und Geschlecht, und diese drücken eben so viele Eintheilungen der Gesellschaft aus, welche wieder

besondere Pflichten auflegen, und welche die allgemeine zwar umschränken, aber sie dennoch nicht aufheben.

Die Pflichten, die man der ganzen menschlichen Gesellschaft schuldig ist, hören nicht auf, von was immer für einer Nation, Vaterland, oder Geschlecht man ist. Nur Leute, die niemal denken, betrachten nicht alle Menschen als ihre Brüder. Die verschiedenen Religionen, welche in der Welt sind, würden aufhören Religionen zu seyn, wenn sie diese geheiligten Bande, welche älter, als sie selbst sind, zu zerreißen trachteten. Ein gewisses Zeichen, daß eine Religion falsch sey, ist, wenn sie die Zerstörung des Menschengeschlechts begünstiget, oder gar anbefiehlt.

Das, was man die Liebe des Vaterlandes zu nennen pflegt, findet man nur in Beyspielen und in der Gewohnheit. Es giebt Weise, welche sie nicht empfinden. Sie betrachten die ganze Welt als ihr Vaterland.

Dieses Beyspiel und diese Gewohnheit ist unter den Menschen eben so verbindend, als

ein Gesetz geworden; es wäre gefährlich sie davon loszusprechen. Diese Liebe des Vaterlandes bringet nicht selten Wunderdinge hervor. Die Römer haben selbe so weit getrieben, als es nur möglich war: sie wären noch jetzt eben das, was sie gewesen sind, wenn von ihnen das allgemeine Beste des Vaterlandes immer dem verderbenden Eigennutze wäre vorgezogen worden.

Die Liebe gegen das Vaterland kann mit der Liebe gegen die Blutsverwandten nicht in gleichem Verhältnisse stehen; diese letztere ist weit heftiger. Denn nebst dem gemeinschaftlichen Nutzen, welcher jene verbindet, die von einerley Blute sind, so sind sie noch Fortpflanzungen von einem Stammen, auf welchen sie eine nähere oder weitschichtigere Beziehung haben, nachdem sie sich von ihm mehr oder weniger entfernen.

Das Band, welches uns mit unsern Aeltern verknüpfet, ist so bekannt, so greiflich, daß es nicht nothwendig ist, dessen Verehrung mit Gründen zu bestättigen. Ein Weib, welches ihren Ehegatten, ihren Sohn und ihren Bruder zu verlieren gezwungen ward, und end-

lich

lich einen aus diesen zu retten die Gnade erhielt, erklärte sich für ihren Bruder, durch diese Ursache angetrieben, daß sie leicht einen andern Ehegatten, einen andern Sohn bekommen könnte, aber daß ihr keine Hoffnung übrigte, einen andern Bruder zu erhalten; indem ihr Vater bereits gestorben wäre. Dieses Weib hat mehr ihren Eigennutz, als die Natur zu Rathe gezogen.

Die Natur hat ihre Stufen. Nichts ist bindender, als die Schuldigkeit eines Kindes gegen seine Aeltern; denn das Daseyn, welches sie ihm gaben, ist die Quelle alles Guten. Es stehet ihm nicht zu, die Zeugungsabsichten derselben zu untersuchen; nichts vermag es von der Verbindlichkeit für sein Leben loszusprechen: es ist durch sie, und ohne sie wäre es nicht.

Wieder ein anders Band ist der Ehestand, durch welchen zweyerley Geblüt in eines zusammenfließt. Dieses Band wird so stark durch die beyderseitigen Verpfändungen, durch den Zweck, welchen es sich ausstecket, durch die Vergnügen, die es heiliget, daß alles übereinstimmt, dasselbe unauflöslich zu machen.

Nie-

Niemal vermochte ich es zu begreifen, wie die Römer, ein so weises Volk, die Ehescheidung gutheißen konnten: sie widerstrebet der Unverbrüchlichkeit der Eidschwüre, der Schamhaftigkeit der Erziehung der Kinder, der Liebe selbst, welche dadurch gleichsam zu seyn aufhöret. Wer immer die menschliche Gesellschaft etwas reifer betrachtet, muß nothwendig den Ehestand, der sie verewiget, mit Ehrerbietigkeit ansehen. Man hat die Gesetze, die den Ehestand betreffen, vermehret; aber man hat noch zu wenig gemacht, die ihm günstig wären. Wie weit man auch immer die Versuche getrieben hat, dessen Gegenstand zu verkehren, dessen Glückseligkeit zu unterbrechen, so wird man dennoch die Heiligkeit der Pflichten niemals aufheben, welche Verehlichte einander geloben.

Der Gesellschaft liegt sehr viel an der Vermehrung der Menschen: ihr wahres Glück hängt von derselben Erziehung ab. Man hätte glauben können, daß dieser die Zärtlichkeit der Aeltern gewachsen wäre, aber die Erfahrung hat gelehret, daß man sich betrogen habe. Die Ruchlosigkeit und der Müßigang bemächtigen sich jener Kinder, die man vernachläßiget: diese zwey

Laster

Laster, wenn sie vereinigt sind, bilden Ungeheuer, die die Gesellschaft verheeren.

Die Niedrigkeit und die Verachtung, welche dem Stande jener anzukleben scheinen, die sich der Kinderzucht widmen, verursachen, daß Leute, welche dazu die fähigsten wären, sich selber entziehen. Da man nun zu diesem ehrwürdigen Stande die Leute zu dingen pflegt, so bewerben sich nur diejenigen darum, welche entweder keinen Muth, oder keine Fähigkeit besitzen, etwas anders zu unternehmen: die Aeltern würden sich schämen, wenn sie selbst ihre Kinder erzögen.

Die Spartaner mußten eine Zeit ihre Kinder der Republik überliefern, welche selbe erzog. Wenn dieß Gesetz immer fortgedauert hätte, so wären die Spartaner noch jetzt das weiseste und mächtigste Volk.

Nimmermehr kann ich es glauben, ob es schon einige behaupten wollen, daß die Laster eben so viel als die Tugenden zur Glückseligkeit der Gesellschaft beytragen. Sie verursachen zwar bisweilen einige Zufälle, welche zum Nutzen der

Ge-

Gesellschaft zu gereichen scheinen, aber auch dieß geschieht auf Kosten ihrer Glückseligkeit, die nur aus der Tugend entspringen kann.

Freundschaftsräthe.

Der zufriedene Bauer.

Macht mir vom Volk, das vornehm geht,
Nur nicht so viel Geplerr.
Ein Bauer, der sein Feld versteht,
Hats besser, als ein Herr.
Der Schulze selbst, so groß er thut,
Hat seine liebe Pein,
Und immer keinen rechten Muth.
Ich möchte Schulze seyn!

Er gafft mir vielmal ins Gesicht,
Und spricht: ich wär gesund.
Ja, ja! Was thut die Arbeit nicht?
Bey der ißt man sich rund.
Er speist sein Fleisch, und trinkt sein Bier;
Und nichts will ihm gedeihn.
Je so! So schade doch dafür!
Ich möchte Schulze seyn!

Ein

Ein Amt! Was das für Mühe macht!
Man hat mit sich zu thun.
Ich dächt, er könnte keine Nacht
Vor lauter Sorgen ruhn.
Und welcher von den großen Herrn
Büßt seine Ruh gern ein?
Ich dankte; denn ich schlafe gern
Ich möchte Schulze seyn.

Es geht ihm manchmal wunderlich;
Er wird es nicht gestehn.
Er hat der Sachen viel auf sich.
Wie bald ist was versehn?
Ich weis es wohl, er steckt im Amt
Gar manchen Mischer ein.
Das ärgert einen doch verdammt!
Ich möchte Schulze seyn!

Ich habe keinen Herrensinn.
Was geht michs Großthun an?
Ich bleibe, was ich lange bin,
Und was ich bleiben kann.
Ein Großer fällt, eh ers gedacht,
Und wird dazu noch fein
Von allen Leuten ausgelacht.
Ich möchte Schulze seyn!

Bremische Beyträge.

Der Auctor und der Vater.

Die Auctors haben in Absicht auf ihre Schriften fast eben das Schicksal, welches die Aeltern in Ansehung ihrer Kinder erfahren. Die Liebe zu ihren Geburten hintergehet sie beyde. Der Vater liebet seine Kinder, und der Auctor seine Schriften, aus keiner andern Ursache, als weil sie die seinigen sind. Beyde wünschen Vorzüge an ihren Lieblingen zu finden, und ihre Einbildungskraft gewähret ihnen diesen Wunsch, durch die Erfindung unzähliger Verdienste, die ihnen oft ebenso unwahrscheinlich als der übrigen Welt vorkommen würden, wenn sie bey der Untersuchung so gleichgültig als diese wären. Ein Auctor wünscht zu gefallen, und diesen Wunsch verwandelt die Eigenliebe gar bald in Gewißheit, und überredet ihn, daß er gefällt. Der Vater wünscht seinen Kindern die Empfehlung der

Tugend und der Sitten, damit sie die Achtung der Welt verdienen mögen. Er findet, daß er selbst sie liebet, und hält sie aus diesem Grunde für Tugendhafte und Gesittete, und vergißt darüber, daß sich seine Liebe nicht auf Verdienste gründe, sondern ein Trieb der Natur sey.

Diese Art des Irrthums ist für beyde auf gleiche Weise nachtheilig, weil er ihnen einen Vortheil, den sie schon zu besitzen glauben, gänzlich entzieht. Der Vater, der ohne Nachsicht von seinen Kindern urtheilet, wird ihre Fehler kennen lernen, und eben darum leichter verbessern; der Auctor, der, um dereinst die Bewunderung der Welt zu verdienen, vorher ihre Urtheile erforschet, ohne den Tadel, wenn er gerecht ist, zu fürchten, wird seine Absicht viel eher erreichen als ein anderer, der die Aussprüche seines Stolzes für Wahrheiten annimmt.

Ich habe es aber zu meinem Schaden erfahren, wie gefährlich es sey, dem Auctor die Mängel seiner Schriften, und dem Vater die Fehler seiner Kinder zu entdecken. Und mein Beyspiel wird die Welt ermuntern, nicht zur Unzeit offenherzig zu seyn.

Es sind nunmehr einige Monathe vergangen, da mich einmal, an einem Abend, einer meiner Freunde besuchte. Ich empfieng ihn, weil ich ihn allemal hochgeschätzet hatte, mit einem wahren Vergnügen. Er war vorher lange nicht bey mir gewesen; ich frägte ihn also, warum er mir so selten durch seinen Besuch einen Beweis seiner Freundschaft gebe? „Er entschuldigte „sein Außenbleiben mit einer Arbeit, die ihn „genöthiget hätte, gegen alle Erinnerungen der „Freundschaft unempfindlich zu seyn, und damit „ich, wie er sagte, nicht an der Wahrheit „dieses Vorgebens zweifeln möchte, zog er ein „Manuscript aus der Tasche, welches zum „Druck bereits fertig wäre, und noch von dem„selben zurück gehalten würde, weil er vorher die „Urtheile seiner Freunde, und ihre Anmerkungen, „zu der Verbesserung desselben anwenden wollte. „Er habe das Vertrauen zu meiner Freund„schaft, daß ich ihm die Gefälligkeit nicht ab„schlagen würde, es durchzulesen, und durch „meine Einsichten zu verbessern.„ Ich suchte diesen Auftrag anfangs einiger andern Geschäfte wegen zu verbitten; er war aber mit seinem Bitten so anhaltend, daß ich Bedenken trug, mich länger zu weigern.

Die Schrift war eine Abhandlung über ein Buch, ich muß den Titel des Buches verschweigen, vielleicht möchte sonst, wider meinen Willen, der Name des Verfassers bekannter werden, als ich wünschte. Ich las das Buch, ich fand, daß der Verfasser viel Gutes gesagt, aber in der That zu wenig gelesen hatte. Denn er gab sich an verschiedenen Orten zur Unzeit das Ansehen, als wenn er etwas Neues sagte, und ich hielt es also vor meine Schuldigkeit, die Stellen der Bücher, in welchen ich etwas ähnliches gelesen hatte, auszuzeichnen, und ihm diese Anmerkungen zu übergeben.

Er nahm sie mit vieler Bereitwilligkeit an, und dankte mir wohl hundertmal für meine Mühe. Aber dieses ist der letzte Besuch gewesen, welchen ich von diesem Manne bekommen habe; ich bin selbst einigemal bey ihm gewesen, und habe ihn zurückhaltend und frostig gefunden. Er ist darum mein Freund nicht mehr, weil ich seinem Befehle gefolget bin.

Nicht besser ist es mir mit dem alten Ortmint gegangen. Er hat zwey Söhne, die ziemlich aufgeweckte Jünglinge sind, und in meiner

Nachbarschaft wohnen. Er selbst ist mein alter Bekannter, und ersuchte mich, für sie Sorge zu tragen, und ihm, wenn sie sich zu Ausschweifungen verleiten ließen, davon sogleich Nachricht zu ertheilen. Sie waren schon beynahe ein Jahr in dieser Stadt, als ich von einigen meiner Bekannten hörte, daß der Aeltere seine Lehrstunden sehr nachläßig abwartete, und fast den ganzen Tag auf einem Kaffeehause, mit Billiardspielen und Tabackrauchen verschwendete. Ich ließ den jungen Menschen zu mir kommen, und stellte ihm die schädlichen Folgen vor, die er von seinem Unfleiße haben würde, wenn er seine Lebensart auf diese Art noch fortsetzen wollte. Er läugnete die ganze Sache, und schien mit meiner Erinnerung sehr übel zufrieden zu seyn. Ich ließ ihn aufs neue durch meine Kundschafter beobachten, und erfuhr, daß meine Ermahnungen fruchtlos gewesen waren. Ich gab dem Vater von der Lebensart, die sein Sohn erwählet hatte, in einem Briefe Nachricht. Die Antwort war voller Dankſagungen für meine Freundschaft, und Versprechungen eines beständigen Andenkens derselben.

Nach einigen Monathen kam der Vater selbst in der Stadt an, in welcher sich seine

Söhne

Sohne bisher aufgehalten hatten. Ich wunderte mich, als ich seine Abreise eben so bald als seine Ankunft erfuhr. Er hatte sich vierzehn Tage an dem Orte aufgehalten, ohne mich zu besuchen, oder mir wenigstens seine Ankunft melden zu lassen.

Konnte ich wohl noch zweifeln, daß er nicht mehr mein Freund sey? Und durch was hatte ich diese Kaltsinnigkeit verdienet, als durch meine Bereitwilligkeit, mit der ich seine Befehle bewerkstelliget hatte? Denn ich habe nach einiger Zeit erfahren, daß der Sohn so unverschämt gewesen ist, den Vater zu überreden, daß er in einen heftigen Streit mit mir über eine geringe Sache gerathen wäre, in welchem ich ihm eine Menge Unhöflichkeiten vorgesagt, die er mit einiger Hitze von sich abgelehnet hätte. Die Nachricht wäre eine Folge der Rache, durch welche ich mich vor einige Unbesonnenheiten, die er in der Hitze wider mich ausgestoßen, hätte schadlos halten wollen.

So gefährlich sind die Bitten der Aeltern und der Auctoren. Meine Leser werden wohl thun, wenn sie denselben in diesen beyden Fällen nicht so leicht statt geben.

Die Brüder.

Zween Brüder glichen sich an Menge ihrer Güter:
Doch desto weniger an Neigung der Gemüther.
Aristo war edel, groß, ein wahrer Menschenfreund,
Für die verlaßnen mild, für Waisen voll Erbarmen;
Ein Trost der Traurigen, ein Vater aller Armen.
Cleanth, sein Gegenbild, war jeder Wohlthat feind;
Geiz, Argwohn, Haß und Neid war ganz in ihm vereint:
Wenn jener gütig gab, schloß dieser seinen Kasten,
Und wenn er speisete, begieng Cleanth die Fasten.
Was Wunder! wenn also der seufzende Cleanth
Aristo Verschwendung oft bestritten! = = =

Einst

Einst sah er ihn aufs neu mit offner Hand,
Und lief zu ihm, theils drohend, theils mit Bitten:
„O sag mir, Bruder, was du denkst,
„Daß du das Deinige an schlechtes Volk ver-
schenkst?
„Es geht mich zwar nichts an; doch kann ichs
nicht verschmerzen,
„Was hast du denn davon? „ Er sprach:
„dankbare Herzen,
„Den Beyfall der erfüllten Pflicht;
„Die Lust, die mehr als Gold ein edles Herz
entzücket,
„Der Tugend beyzustehn, die man zu Boden
drücket.
Doch diese Namen kennt ein dummer Geizhals
nicht:
Drum setzt Cleanth hinzu: „Das Glück noch
arm zu sterben,
„Denn bey der Wirthschaft mußt du ganz ge-
wiß verderben. „

Ganz gut, ich will auch nicht durch nie-
derträchtge Erben,
Die sich auf meinen Tod schon freun,

Durch nachgeäffres Weh kostbar gepriesen
seyn;
Genug, wenn einst mein Grab, durch unver-
stellte Zähren,
Die tugendhaften Waisen ehren.
Cleanth lief zornig fort: Die Nacht darauf
entstand
Von ungefähr ein heftger Brand,
Der beyder Häuser auch verheerte.
Ein jedes lief, Aristen beyzustehn,
Und sorgte vor sein Wohlergehn,
Da an Cleantens Schreyn sich keine Seele
kehrte:
So daß gar bald die Glut sein ganzes Haus
verzehrte.
Allein der Armen Fleiß und unerschrockner
Muth,
Der sich durch die Gefahr voll Dankbegierde
wagte,
Löscht in Aristens Haus gar bald die heftge
Glut,
Und rettete sein ganzes Gut.
Cleanth sah es voll Bosheit an, und klagte.
Ihm rief Arist mitleidig zu:
Da, lieber Bruder, lerne du,

Wie viel es nützt, im Glück großmüthig geben:
Zu diesen Freunden half mir eine Kleinigkeit:
Schon war ich gnug belohnt durch die Zufrie-
denheit,
Die armen Edlen oft mein Ueberfluß gegeben.
Doch nicht genug! ihr Dank nützt die Gele-
genheit,
Und waget für mein Glück jetzt dankbar Leib
und Leben.

Zu steinern, um das Glück des Wohlthuns
zu empfinden,
Fragst du oft voller Stolz: „Was geht mich
dieser an?
Allein die Vorsicht weis oft Mittel auszufinden,
Daß der Verachteste dir dankbar helfen kann.

Schreiben eines verarmten Pythagoräers.

Meine Herren!

Ich kann mir zwar leicht vorstellen, daß sie mich, wenn sie dieses Schreiben werden gelesen haben, für einen Träumer halten werden. Doch, dieß schreckt mich nicht ab. Ich weis es wohl, daß die Meynung des ehrlichen Pythagoras, von der Seelenwanderung, ganz von den heutigen Universitäten verbannet ist. Allein, was ich selber erfahren habe, das werde ich mir in Ewigkeit nicht abstreiten lassen. Ich weis aber so gewiß, als ich jetzt die Feder angesetzt habe, daß ich schon etliche hundert Jahre in der Welt bin, und in dieser Zeit in mehr als dreyhundert Körpern nach der Reihe gewesen bin. Ich bin nicht im Stande, ihnen alle Schicksale zu erzählen, die mir während meines langen Lebens begegnet sind. Ich will ihnen aber doch etliche Auftritte beschreiben. Mein

erster

erster Aufenthalt, dessen ich mich recht deutlich entsinnen kann, war in dem kleinen Körper des berühmten M. Engelbrechts, der sich in der Historie deßwegen noch muß als einen Pedanten lächerlich machen lassen, weil er dem nachherigen Kaiser Maximilian dem I. in seiner Jugend nichts als scholastische Grillen und lateinische Vocabeln beygebracht hat. Ich starb über dem starken Nachdenken, und mußte zur Strafe in den zierlichen Körper eines Edelmanns wandern, der sich die Hälfte des Jahres auf seinen Gütern, und die andere bey Hofe aufhielt. Diese letztere Lebensart war mir, als einem ehemaligen Criticus und Philosophen, unerträglich, weil ich beständig Nichts dachte. Mehr brauche ich ihnen davon nicht zu sagen. Sie verstehen mich schon. Ich kam hierauf in einen überaus wohlgebeueten Körper. Mein Vater war ein reicher Banquier, der den ganzen Tag rechnete. Ich war in seinem Comtoir an der großen Casse wie an Ketten geschmiedet, und ich wünschte mir hunderttausendmal, daß ich der Sohn unsers armen Handlangers wäre. Ich genoß nicht das geringste Vergnügen, wenn es über etliche Groschen kostete. Aber nunmehr kam ich erst in meine wohlverdiente Hölle. In

meinem

meinem 18ten Jahre verheirathete mich mein Vater an eine 64jährige Wittwe, die 120000. Thaler im Vermögen hatte. Die Quaal, die sie mir angethan hat, ist unbeschreiblich. Ich mußte ihr, ungeachtet sie mir nie satt zu essen gab, auf meines Vaters strengen Befehl alle ersinnliche Caressen machen, und ich dorfte ihr nicht von der Seite kommen, weil sie eifersüchtig war, und mir drohete, mich ganz erbslos zu machen. In diesem Fegfeuer, in welchem ich zwey und zwanzig Jahr ausgehalten habe, ich endlich meine Reinigung und Buße vollendet, und ich wäre vieleicht der glücklichste Mensch geworden, wenn ich den gesunden Begriffen gefolget hätte, die ich nun erlanget hatte. Mein Glück schien auch nunmehr den höchsten Grad erreichet zu haben. Denn ein halbes Jahr nach meiner lieben Matrone Tod legte sich mein Vater und starb: er hinterließ mir 100000 Thaler: also war ich ein Mann von ohngefähr drittehalb Tonnen Goldes. Ich wußte mein Glück zu schätzen, aber nicht recht zu gebrauchen. Ich nahm ein junges und wunderschönes Mädchen, die mich durch ihre Reitze ganz gefesselt hatte. Ich übergab ihr den Schlüssel zu meinen Herzen und zu meiner Casse.

Sie

Sie war unerschöpflich an Erfindungen, um unser Leben sowohl prächtig als lustig zu machen. Innerhalb 15 Jahren war mein Vermögen bis auf 2000 Thaler Mark Lübisch geschmolzen. Meine Frau starb, und ließ mich als einen vernünftigen Wittwer zurück. Denn von nun an lebte ich, durch die Noth gezwungen, mäßig, und gab mir alle ersinnliche Mühe, Brod zu verdienen. Zu gutem Glück schrieb ich eine gute Hand, und war des Französischen mächtig. Ich verdiente also für mich und meine zwey Kinder meinen Unterhalt mit Abschreiben und Uebersetzen. Es fehlt mir auch in diesem Stande nicht an Kreutz, so, daß ich immer vernünftiger werde. Besonders verfolgen mich die gelehrten Zeitungsverfasser so heftig, daß mir kein Buchhändler mehr Arbeit geben will, nachdem ich letzthin in einem Stücke der * * * Zeitungen so häßlich bin herunter gemacht worden. Es geschieht alles aus purem Handwerksneide. Recommendiren Sie mich doch bey einem hübschen Verleger, der gut bezahlt. Ich bin im Stande, alle Tage meine zwey Bogen zu übersetzen: oder, wenn Sie es verlangen, so will ich gerne bey Ihnen des Spürers Aemtchen annehmen.

P. S.

P. S. Wissen Sie mir kein Mädchen, die gerne einen Mann haben, und an ihn ein paar tausend Thaler wenden will? Wenn sie eine leserliche Hand schreibt, daß ich sie bey meinem Uebersetzen gebrauchen kann, so wird es uns nicht an Brod fehlen. Wofür den Herren Zeit Lebens verbleiben werde

Dero
allezeit bereitwilliger Protocollist,
Rechnungsführer, Copiste und
Uebersetzer
J. F. D.

Der Heide.

Die Leute sagen ohne Scheu:
Daß Mäv ein rechter Heide sey;
Die Leute haben Grillen,
Sehn sie denn nicht, wie Mäv sich an den
Göttern reibt,
Und wider Phöbus und Minervens Willen
In Versen und in Prose schreibt?

Die

Die Harmonie der Sphären.

Ein Jüngling las von ohngefähr
Von einer Harmonie der Sphären;
Im Augenblicke wünschet er
Den majestätschen Tanz zu hören,
Und bat den großen Jupiter,
Ihm sein Verlangen zu gewähren.
Umsonst, sprach Zevs, o junger Thor!
Das göttliche Concert der Sphären
Ist nicht für eines Menschen Ohr.
Er ließ nicht nach, ihn zu beschwören,
Bis Zevs einst die Geduld verlor,
Und sich entschloß, ihn zu erhören.
Er rührt sein Drommelhäutchen an,
Der Jüngling hört durch alle Himmel
Und was? ein rasselndes Getümmel;
Ein tausendstimmiger Orkan,
Und tausendfache Donnerkeile
Sind gegen diesem Schreckgeheule

Dem

Dem Summen einer Biene gleich.
O Zevs, was lässest du mich hören?
So rief der Jüngling starr und bleich.
Ist das die Harmonie der Sphären?
So brüllt die Hölle nach dem Raub:
Ach mache mich viel lieber taub,
Du fürchterlicher Gott der Götter.
Jetzt rufet Zevs aus einem Wetter:
Erkenne blödes Menschenkind,
Daß Götter keine Menschen sind.
Du hörst ein schreckendes Getümmel,
Und ich die Harmonie der Himmel.

Poetische Versuche.

München
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Zehntes Monathstück.

Im July 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10010585

Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dieß, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freund der Nüchternheit.

Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sey, die Wollust zu verhüten,
Stäts schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen,
Und such im Umgang edler Herzen
Dir Beyspiel, Witz, und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte.
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen:
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh er die Freyheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ists, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.

Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verbothnes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sichs verzeihen;
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stäts die That verwehren;
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ists Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden,
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest:
So rühme dich der Keuschheit nicht.

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.

Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.

Denk oft bey dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt ich auch in Finsternissen
Den Greul der Wollust ihr verschließen:
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.

Ihr

Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

Drum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach, und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem neuen Fall gethan.

Gellert.

Ob das Einweichen des Getreides in dazu dienlichen Mischungen, die Fruchtbarkeit desselben sehr befördere, und wie weit man den Dünger dabey ersparen könne? Eine Abhandlung, welche von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen mit dem ausgesetzten Preise bekrönet worden.

Um dieser nützlichen Aufgabe der preiswürdigsten Akademie der Wissenschaften zu Göttingen Genüge zu thun, will ich theils aus Erfahrungen und Versuchen, theils aber auch aus unläugbaren Gründen der Naturwissenschaft zeigen, daß es der Schwängerung des Saamens in dazu dienlichen Mischungen ungeachtet, höchst nöthig sey, die Aecker zu düngen, wenn man sich eine gute Ernde versprechen will.

In den Versuchen, die ich angestellet habe, ist meine größeste Sorgfalt dahin gerichtet ge-

gewesen, daß ich mich zu überzeugen gesucht: ob ein geschwängerter Saame auf einem wahrhaftig magern und ausgezehrten Boden zu keiner Vollkommenheit gelange und viele Früchte bringe, oder nicht? Ich habe mir zu dem Ende selbst eine solche Erde zubereitet. Ich habe sowohl Garten- als Felderde über dem Feuer ganz ausgetrocknet, und nachher durch warmes Wasser ausgelauget, und sie alsdenn wieder getrocknet. An der Unfruchtbarkeit einer solchen Erde, in Ansehung des Getreides, wird man unmöglich zweifeln können. Wer entscheidende Versuche wegen der vorgelegten Frage anstellen will, der muß eine solche Erde wählen. Ein Acker, der lange, ohne gedünget worden zu seyn, geruhet hat, und ein solcher, der zwar, ohne Düngung bekommen zu haben, alle Jahre bestellet worden, aber doch immer Saamen von einer andern Art erhalten hat, schicken sich zu dieser Absicht gar nicht. In diesem können sich für den Saamen, den wir darauf ausstreuen wollen, so viele Nahrungstheile gesammelt haben, daß, wenn auch dieser Saame, nach vorhergehender Schwängerung, eine reiche Ernde giebt, ob und wie weit die Schwängerung die Ursache davon gewesen, wir noch zweifelhaft bleiben.

Die flüßigen Materien, in welchen ich allerley Arten von Saamen, Gerste, Weitzen, Rocken, Kohlrabi, Cap = Salat = und Zellerie= saamen eingeweichet habe, sind in die Fäulniß gegangener Urin, Seifenwasser, Mischungen aus diesen beyden, Salpeterlauge, welche durch Kalk geschärfet worden, eine Vermischung aus Urin und Mistwasser, welche ich über dem Feuer bis auf eine dicke ölichte Materie abrauchen lassen; das fette Wasser, welches bey Verfertigung der Stärke aus Tartuffeln zurück bleibet, und weit mehr Oel in sich enthält, als das Wasser, welches bey Verfertigung der Stärke aus dem Weitzen übrig bleibet; das scharfe Wasser, welches entstehet, wenn man den sogenannten schnellen Fluß in dem Keller oder an einem andern kühlen und feuchten Orte fliessen läßt; Brodins Salpeteröl, welches Ravenstein in seinen Sammlungen merkwürdiger Begebenheiten der Natur beschrieben, und noch viele andere flüßige Materien, die in den ökonomischen Büchern, besonders in Hohbergs österreichischem Haus = und Wirthschaftsbuche vorgeschlagen worden sind. In diesen flüßigen Materien habe ich die bestimmte Arten von Saamen eingeweichet, und sie nachher in die zubereitete magere Erde gestecket. Ich

habe

habe aber allemal, so oft ich diese Versuche wiederholet, deutlich wahrgenommen, daß die Gewächse niemals ihre erforderliche Vollkommenheit erhalten haben. Sie sind mager und klein geblieben. Es sind auch viele Saamenkörner gar nicht aufgegangen, wenn es nicht bald nachher geregnet hat. Dieses einzige muß ich bemerken, daß ich die Gefäße, in welchen der Saamen gestecket, immer in der freyen Luft stehen lassen. Im vorigen Jahre habe ich auch auf dem Felde eine Probe gemacht. Ich besäete den 19. April einen Acker, der seit einigen Jahren nicht gedünget, und noch dazu mit wildem Hafer ganz bewachsen war, und zwar die eine Hälfte mit Gerste, die ich in einer Mischung aus Mistwasser, gefaultem Urine, und Salpeterlauge eingeweichet hatte, die andere aber mit eben so viel Gerste, die ich gar nicht geschwängert hatte. Was war denn der Erfolg? Die geschwängerte Gerste, ob sie gleich ohngefähr drey Tage eher aufgegangen war, überwuchs doch nachher die unbeschwängerte gar nicht. In der Ernde zeigte sich auch gar kein Vorzug der geschwängerten vor der ungeschwängerten Gerste. Von jener bekam ich nicht einmal so viel Saamen wieder, als von dieser.

So

So weit von den Erfahrungen. Die Gründe der Naturlehre zeigen es allgemein, daß keine Schwängerung des Saamens das Düngen unnöthig mache. Die Theile des flüßigen Wesens, in welchen man den Saamen einweichet, dringen entweder in die innere Substanz des Saamenkornes hinein, oder nicht. Ist das letzte, so ist weiter nichts durch sie möglich, als 1.) daß sie die Schaale erweichen, und das Aufgehen des Saamenkornes beschleunigen; 2.) daß sie andere Theile an sich ziehen, und dadurch das Wachsthum der Pflanze befördern. Wer sieht aber nicht, daß in diesem zweyten Puncte eine gute Witterung, und ein mit dienlichen Nahrungstheilen angefüllter Boden vorausgesetzt werden? Ist aber das erste, dringen nämlich gewisse Theile aus der schwängernden flüßigen Materie in das Innere des Saamenkornes hinein, so werden sie entweder als Nahrungstheile in die Substanz der jungen Pflanze verwandelt, oder nicht. Im ersten Falle befördern sie die Fruchtbarkeit des Saamens auf keine andere Art, als die Nahrungstheile, die sich im Acker befinden. Wenn der Boden nicht genugsame Nahrungstheile für die Pflanze in sich enthält, so können so wenige Theilchen, als bey der Schwängerung

in

in den Saamen hineingedrungen sind, die Pflanze nicht zu ihrer erforderlichen Vollkommenheit bringen. Ist aber der zweyte Fall, dringen nämlich die Theilchen der schwängernden flüßigen Materie zwar in die innere Substanz des Saamens hinein, doch so, daß sie der Pflanze nicht zur Nahrung dienen, und in die Substanz der Pflanze mit übergehen, so können sie das Wachsthum derselbigen auf keine andere Art befördern, als daß sie die Nahrungstheile, welche die Pflanze nöthig hat, in größerer Menge an sich ziehen, und der Pflanze mittheilen. Allein, auf diese Art können sie die Fruchtbarkeit des Saamens nicht sonderlich befördern, wenn die Witterung und der Boden schlecht sind.

Es ist also einem Landwirthe gar nicht anzurathen: daß er Zeit, Mühe und Kosten auf eine künstliche Schwängerung des Saamens verwende, und die Felder zu düngen unterlasse.

Wollte aber jemand fragen: ob man nicht einen Acker, anstatt des Düngens, mit einer künstlich zubereiteten Materie, z. E. einem alkalisirten Küchensalze bestreuen könne, und davon

eine

eine gute Ernde zu erwarten habe? so will ich nur dieses bemerken: daß diese Frage gar nicht hieher gehöre. Es sollte nur untersuchet werden: ob das Einweichen des Saamens in dazu dienlichen Mischungen vortheilhaft sey? Inzwischen liesse sich vollständig erweisen: daß die gewöhnliche Art zu düngen, allemal einen Vorzug habe.

Etwas vor Alle.

Einige Gegenstände der Natur.

O du, nach deren Gunst ich ringe,
Durch die mir Kunst und Ausdruck glückt;
Erhabne Dichtkunst! wenn ich singe,
So schaffe, daß mein Lied entzückt.
Umarme mich! schon glüht mein Busen.
Salmens Heiligthum der Musen
Will ich dieß Lied mit Ehrfurcht weihn.
Mein Müller! werd ich feurig dichten?
Und wird dein kunstgewohntes Richten,
Dein Ausspruch, mir dein Beyfall seyn?

Mich

Mich rühren tausend Gegenstände.
Schon einer ist zu schön für mich.
Wohin ich meine Augen wende,
Natur! daselbst entdeck ich dich.
Du bist zu groß, ich zu geringe;
Mich führe, wenn ich dich besinge,
Mich lehre deine Priesterinn:
Durch die ich, wenn ich mich erhebe,
Den Bildern Reitz und Anmuth gebe,
Von der ich weislich trunken bin.

Auf einmal läßst du mir die Schätze,
Die Menge deiner Wunder sehn.
Seht! ich durchforsche die Gesetze,
Nach welchen sich die Sonnen drehn.
Ich will auf Adlergleichen Schwingen
Bis in die Feuersitze dringen,
Wo du, Natur, schöpfst, wirkst und baust;
Und Maas und Ordnung zu bestimmen,
Auf Welten, die im Niedern schwimmen,
Mit unverwandtem Blicke schaust.

Seht, wie vor mir der Aberglauben
In blasse Schatten sich verliert!
Kühn will ich ihm den Zepter rauben,
Womit er sonst die Welt regiert.

Sein Licht mag noch so zaubrisch schimmern;
Auf seines Tempels morschen Trümmern,
Nimmt mich kein kalter Schauer ein.
Ich seh, ich sehe mit Vergnügen,
Den Rest zerborstner Götzen liegen
In diesem Thal, in jenem Hayn.

Auch Deutschland muß den Vorwurf leiden:
Hier herrschte Trug, und Furcht, und Wahn.
Mich treibt die Blindheit deutscher Heyden
Zum Mitleid und Erstaunen an.
Die Opfer brennen. Und ich sehe,
Der Weihrauch wirbelt in die Höhe,
Womit man einen Baum besprengt.
Bald wird, beschwert mit grünen Zweigen,
Ein Priester von dem Eichbaum steigen,
Der murmelnd zum Altar sich drängt.

Es donnert. Wo? in Torans Sitze.
Es donnert. Torans Stimme ruft.
Sein Zorn wirft rächerisch die Blitze
Durch die erhitzte Schwefelluft.
Er selber kömmt in schweren Wettern.
Vermuthlich will er euch zerschmettern.
Erzittert! flieget zum Altar!
Der Barde kömmt. Er dichtet Lieder:

Die

Die Sonne stralt; der Tag kömmt wieder;
Die Luft wird hell, der Himmel klar.

Dort thürmt sich eine finstre Wolke
Von schwarzem Staub gewirbelt auf.
Die laute Schaar vom blinden Volke
Tanzt hinter ihr in vollem Lauf.
Wer wird dort stolz herein getragen?
Weß ist das Bild auf jenem Wagen,
Den zwo geweihte Kühe ziehn?
Ists Hertha nicht? Auf ihren Wegen
Erhebt sich der geschmückte Seegen;
Der Friede aber krönet ihn.

Man eilt ins Heiligthum der Götter.
Man opfert im bemoosten Hayn;
Fleht um den Wuchs, um fruchtbar Wetter,
Um Regen oder Sonnenschein.
O Blindheit! selber ohne Leben,
Soll ihnen dieß ein Götze geben
Ist auch ein Stein der Opfer werth?
Vernunft! erfülle die Barbaren:
Dein Licht wird ihnen offenbaren
Wie, und wodurch man Gott verehrt.
Auf einmal will ich mich den Zeiten
Des blinden Vaterlands entziehn.

Dir, Wahrheit! weih ich meine Saiten,
Der ich von dir ein Schüler bin.
Mich reitzt nach aller seiner Stärke
Der Schauplatz meisterhafter Werke,
Mit welchen Gott dieß Ganze schmückt.
Ich find, o seeliges Vergnügen!
Sein schöpfrisch Bild nach allen Zügen
Im kleinstem Stäubgen ausgedrückt.

Ihn predigen erschaffne Geister,
Die Bürger einer Geisterwelt.
Was nützt die Weisheit großer Meister,
Die nicht sein Lob zum Grund enthält?
Ihr nichtig aufgeblähtes Wissen,
Umhüllt mit trägen Finsternissen,
Verfliegt mit ihrer Lebenszeit.
Der aber, der, durch Ihn entzündet,
In ihm die höchste Weisheit findet,
Erbaut sich Ruhm und Ewigkeit.

Du müßest den zu Kalk verbrennen,
Der sich an dich rebellisch wagt.
Der, dich aus Vorsatz zu verkennen,
Wo lebst du GOtt? voll Frechheit fragt.
Auf, HErr! erschein in deinem Feuer;
Vertilge diese Ungeheuer!

Dein

Dein sanftes Rufen weckt sie nie.
Du müßest sie wie Staub zerreiben!
Doch, willst du, GOtt! noch Vater bleiben:
Zum mindesten bekehre sie.

Erschrick, o Freygeist! hör die Stimme
Des Eloa, der kräftig spricht.
Sein Auge dräut mit schwerem Grimme.
Er kömmt. Sein Kleid ist Glanz und Licht.
Bald wird er seinen Rächern winken.
Die Wolken kugeln sich und sinken,
Und fressend Feuer schießt herab.
Bald wird er zu dem Donner sprechen:
Du sollst mich an dem Frevler rächen,
Dem ich so lange Nachsicht gab.

So ists! Das Schnauben deiner Nasen
Macht daß der Himmel feste kracht.
Die Stürme ziehn, die Winde rasen,
Wenn dein gerechter Zorn erwacht.
Doch bey den feurigsten Gewittern
Wird niemand als die Frechheit zittern:
Ihr wankend schwacher Bau zerbricht.
Ein Geist von ruhigem Gewissen,
Sieht Flammen durch die Wolken schiessen;
Er sieht sie, und entsetzt sich nicht.

Erschaffen, GOtt! dich zu verehren,
Dich liebend aus erkennter Spur,
Durchforschen Geister höhrer Sphären
Die Werkstatt bauender Natur.
Kann diesen auch der Aberglauben
Das stolze Glück, den Vorzug rauben,
Von ihrer Pracht gerührt zu seyn?
Seht! ihnen zeigt sie ihre Schätze;
In ihre heilige Gesetze
Dringt ihr Verstand erheitert ein.

Ja; nur der Weise wird es wagen,
Den Raum der Himmel durchzuschaun.
Er darf den Flügeln, die ihn tragen,
Die Forschbegierde anvertraun.
Dort, wo um rege Sonnenballen
Noch nie gezählte Erden wallen;
Kometen sich elliptisch drehn:
Dort fängt sein Eifer an zu glühen,
Und stärkt sein wachsendes Bemühen
Maaß, Lauf und Ordnung auszuspähn.

Allein bey dieses Raumes Größe,
Die sein Verstand nicht messen kann,
Bekennt er seiner Einsicht Blöße
Und schaut dich, GOtt, bewundernd an.

In

In Liedern, die dein Lob enthalten,
Läßt er die Andacht nie erkalten,
Die ihn zu deinem Stuhle reißt.
Nur übt er sich zu deinen Ehren,
In der Natur entdeckten Lehren,
Wodurch er deine Thaten preißt.

Wie rühmlich ists von Trieben brennen,
Wodurch man sich zur Wahrheit hebt!
Wie rühmlich, GOttes Stadt zu kennen,
Worinn der Mensch als Bürger lebt:
O Vorzug! aus gewißen Gründen
Wird, was er sucht, der Weise finden,
Wodurch er sein Erkenntniß mehrt.
Wie wird nicht ihm die Arbeit süße,
Wenn er durch Reihen wahrer Schlüsse
Die Kräfte der Natur erklärt!

Er lehrt. Sein aufgeklärtes Wissen
Erheitert und ergötzt zugleich.
Vor ihm, in trägen Finsternissen,
Flieht der Betrug ins Schattenreich.
Die blöde Furcht hebt ihr Gefieder,
Sinkt taumelnd in den Abgrund nieder,
Und zaubert keine Larven mehr.
Kein Feuerbild, kein tödtend Schrecken,

Nichts wird den Sinnen Furcht erwecken
Kein Todtengeist, kein Schattenheer.

Physik! ja sonder deinen Lehren
Irrt selber der Gelehrte blind.
Du mußt die Tiefsicht derer mehren,
Die Meditrinens Priester sind.
Vergebens wird der Arzt es wagen,
Der Krankheit Fesseln zu zerschlagen:
Hilft ihm nicht deine Wissenschaft.
Was nützt ihm fremde Pflanzen nennen,
Und jedes Kraut bezeichnen können,
Wenn nicht sein Fleiß Genesung schaft?

Wie sich mit abgemeßnen Schlägen
In uns des Blutes Kugeln drehn;
Die Lehre, wie wir uns bewegen,
Dieß alles muß der Arzt verstehn.
Wird auch mit ungeübten Händen
Ein Stümper an den zarten Wänden
Der wankelbaren Uhren baun?
Und wird er, wenn er nicht verstehet,
Wie sich das kleinste Rädgen drehet,
Mechanisch ihren Bau durchschaun?

Du, der du in die tiefen Lehren
Der göttlichen Gelehrtheit dringst,

Und

Und ihre Sätze zu erklären,
Die Andacht zu der GOttheit schwingst:
Dich müsse die Physik erheitern!
Ja, dein Erkenntniß zu erweitern,
Umarme diese Königin!
Sie wird dich zu den Tiefen leiten,
Wo ich von tausend Seltenheiten
Der höchsten Macht gerühret bin.

Der Pöbel nur wird Wunder sehen,
Wo nichts sich zeigt, als nur Natur.
So glaubt er erst GOtt zu erhöhen,
Und kennt von ihm doch kaum die Spur.
Wie? soll er, ihn zu kennen, lernen,
Zuvor sich von Vernunft entfernen?
O Wahrheit! dieses willst du nicht.
Nur zu den heiligen Gesetzen,
Der höchsten Lehre höhern Sätzen,
Giebt dir sein Wort den Unterricht.

Von welchem Zug, von welchem Feuer
Fühl ich nicht meinen Busen glühn?
Mein Geist erwacht, mein Muth wird freyer,
Kaum daß ich meiner mächtig bin.
Ich, voll von Andacht, voll von Stärke,
Verkündige des Schöpfers Werke,

Die über alle Himmel gehn.
Ich will, ich will sie alle zählen:
Wie, werd ich nicht im Zählen fehlen?
Wird sie mein Auge alle sehn?

Ich seh gefürchtete Kometen:
Sie drohn der Erde Untergang.
Sie glühn. Ihr Anblick scheint zu tödten,
Und macht erschrocknen Völkern bang.
Der Krieg, bewehrt mit Mörderblitzen,
Erhebt sich aus den schwarzen Sitzen,
Die Schwefel, Dampf und Rauch erfüllt.
Pallästе beben, Trohnen zittern,
Die schon den nahen Umsturz wittern,
Die Schrecken, Nacht und Furcht umhüllt.

Noch ist die Bahn mir nicht entronnen,
Worinnen diese Körper gehn:
Wo sich um ewig rege Sonnen
Vielleicht bewohnte Welten drehn.
In jenen Gränzenlosen Fernen
Besetzt mit Monden und mit Sternen,
Befind ich mich, und bin gerührt.
Wie schön, wie männlich werd ich singen:
Wenn meinen Geist, auf Assaphs Schwingen
Die Ehrfurcht zu der Allmacht führt?

Was

Was will doch dort der Künstler wagen?
Er, der den Stral des Lichtes mißt;
Den Lichtstral, der nach tausend Tagen
Aus seiner Feuerquelle fließt.
Natur! wie weit geht deine Lehre?
Dein Schüler wiegt so gar die Schwere
Der Feuertheilgen richtig ab.
Er mißt der Körper Riesenwerke,
Er mißt die Maase und die Stärke,
Die ihnen GOttes Machtwort gab.

Dort sieht er eine Welt verbrennen,
Die in ihr erstes Nichts vergeht.
Auch ihm wird nicht entgehen können,
Wo wieder eine neu entsteht.
Wie, eine Erde zu zerstöhren,
Der Herr, umringt mit Engelchören,
Von seinem Stuhle niederfährt;
Die er als Schöpfer und als Meister,
Zur Wohnung der verklärten Geister
Durch einen reinen Bau verkehrt.

O Wahrheit! schön bis zum Entzücken!
O dreymal ungemeine Lust!
Des Schöpfers Bildniß zu erblicken,
Erfüllst du wirksam meine Brust.

Zwo Kräfte, die sich wirbelnd drehen,
Erhalten alles, was wir sehen,
In einen stäten Gleichgewicht.
Die Sonne selbst, die feste stehet,
Und nur sich um den Wendpunct drehet,
Entzieht sich diesen Kräften nicht.

Nur einen Neuton wirds gelingen;
Ihm wird das Fernste sichtbarlich.
Frey fliegt er auf auf sichern Schwingen:
Gedankenreich erhebt er sich.
Sein Fleiß ist stark, sein Auge helle;
So dringt er forschend in die Quelle
Der Wahrheit, die er klug durchschaut.
Da jener, um berühmt zu werden,
Den undurchforschten Bau der Erden
Nach seinem eignen Dünkel baut.

Sein Prisma spaltet Sonnenstralen,
Und zeiget ihre Harmonie.
Sie, die sich siebenfärbig malen,
Sie streut er aus; er sammlet sie.
Bald wird er aus gewißen Gründen
Die ewigen Gesetze finden,
Nach welchen Glut und Hitze steigt;
Wie sich auf mancher Körper Flächen

Der

Der Stralen kleinſte Theilgen brechen,
Und was das Licht für Wunder zeugt.

Caſtellens Witz kann Töne färben,
Wenn er ſein Clavecimbel rührt.
Wovon er drauf, ſo bald ſie ſterben,
Die Farben bis ins Auge führt.
Dü Fay macht kalte Körper glüen,
Aus welchen komiſch Funken ſprühen,
Wenn er ſein Glas elektriſch reibt.
Er unterſucht die blauen Blitze,
Wie auf dem blauen ſeidnem Sitze
Das Blut ſich durch die Adern treibt.

Wie kühn erhebt ſich das Beſtreben
Des Weiſen, um berühmt zu ſeyn!
Maſchinen ſelbſt flößt er das Leben,
Ein wunderſames Wirken ein.
Die Kunſt, die bodenloſe Tieffen
In feſten Glocken durchzuſchiffen,
War ſeiner Hände leichtes Spiel.
Was wird er nicht zulezt beginnen?
Was wird ſein Geiſt nicht noch erſinnen?
Wer ſezet ſeinem Wunſch ein Ziel?

Den Schiffer lehrt er aus den Sternen
Die ungemeßne Waſſerbahn.

Wie er kühn die Gefahr entfernen,
Und wie er sicher rudern kann.
Ein Stahl lehrt ihn die Höhen finden;
Nach welchem Strich, nach welchen Winden
Er glücklich in den Hafen schifft;
Wenn Sturm und Fluth sich wieder leget;
Wie bald sich Fluth und Ebbe reget;
Wo er an Sand und Klippen trifft.

Dem Bergmann giebt er in den Felsen
Zu seiner Fahrt ein helles Licht.
Er zeiget ihm, wo Kiese schmelzen,
Aus welchen Adern Silber bricht.
Auch in der Meere tiefen Gründen
Lehrt er den Fischer Perlen finden,
Er bahnet ihm die wilde See.
Bis in den Mittelpunct der Sterne
Hebt er, bewaffnet durch die Ferne,
Sein forschend Auge in die Höh.

Die Gegenstände, die mich rühren,
Sind sonder Zahl und allzuschön.
Eh würd ich selber mich verlieren,
Als ihren Werth verdient erhöhn.
Physik! auf! lasse deine Lehren
Mein gründliches Erkenntniß mehren!

Zur

Zur GOttheit führe mich dein Licht!
Ja; lehre mich GOtt auf der Erde:
Bis daß ich einst ihn schauen werde
Von Angesicht zu Angesicht.

Fortsetzung der Abhandlung von der Aehnlichkeit zwischen dem Donner und der Elektricität.

Der Donner äußert seine Kraft nicht allezeit durch Entzündungen: bisweilen wirft er alles über den Haufen, zerschlägt, zerstöret, ohne einen Brand zu erregen. Man hat bemerket, daß er einen Baum gespalten, ohne ihn einmal schwarz zu machen, und einen Schäfer, der unter diesem Baume Schutz gesucht hatte, in Asche verwandelt hat. Wenn auch dieser letzte Umstand nicht mit dem ersten verbunden wäre; wenn er auch von einigen in Zweifel gezogen werden sollte: so wissen wir doch sonst aus vielen Beobachtungen, und selbst aus den Erfahrungen, welche die königliche Akademie der Wissenschaften angiebt, daß der Donner zerschlage und zerstöre, ohne zu zünden.

Man

Man hat zur Erklärung dieser Erscheinung eben nicht nöthig, wie ein gewißer Schriftsteller gethan hat, seine Zuflucht zu einem Kern von dichter Luft zu nehmen, der zurückgelassen werde, und durch einen Stoß wirke, nachdem die salzichten und schwefelichten Theile, welche ihn in sich hielten, verzehret sind. Eine solche Erklärung begreift Dinge in sich, welche nicht bey einander stehen können. Denn erstlich muß die Luft eben zu der Zeit, da die Feuertheile von ihren Banden frey werden, verdünnet seyn; und eben diese Verdünnung derselben trägt das ihrige zur Geschwindigkeit des Blitzes bey: zweytens wirkt die Luft, welche in den schwefelichten Materien enthalten ist, und eben, weil sie zurückgebliben ist, nach dieser Meynung vermögend seyn soll, einen Baum zu spalten, nicht eher, als nach dem die schwefelichten Theile, worinn sie eingehüllet war, verzehrt sind. Was soll denn die Ursache seyn, welche diesen unglücklichen Schäfer in Asche verwandeln soll? Hier ist ein wirkliches Feuer, das mit einer der gewaltsamesten Ursachen eines Stoßes vereinigt ist. Die Chimie giebt uns in dem Knalle des donernden Pulvers die Erklärung dieser Erscheinung an die Hand. Dieß Pulver, welches aus Schwefel, Salpeter

und

und Tartarsalz besteht, läßt sich, vermittelst des Schwefels, leicht zum Schmelzen bringen. Der Schwefel, der flüchtiger ist, als der übrige Stoff dieser Mischung, würde bald zerstreuet seyn: allein, der Salpeter und das Tartarsalz, die nicht so flüchtig sind, widerstehen der Wirkung des Feuers. Das Feuer durchdringt sie, entzündet sie, und bestrebt sich, sie mit sich wegzuführen: endlich aber, wenn es alle seine Kraft gesammelt, und ihren Widerstand überwältigt hat, zerstreut es sie, und zerstreuet sich mit ihnen. Die Luft, welche durch einen großen Umfang von entzündeten Dünsten einen plötzlichen Stoß bekommen hat, giebt in einem ebenmäßigen Verhältnisse mit der Erschütterung, die ihr widerfahren ist, einen Knall. Jetzt nehme ich an, daß die dreyerley Bestandtheile, aus denen das donnernde Pulver zusammengesetzt ist, sich in der Wolke eingeschlossen finden: und sie sind gewiß darinne. Was muß also daraus entstehen? Das Feuer, welches durch die Wirkung der Winde rege gemacht ist, ergreift die schwefelichten Materien; die Luft verdünnet sich; die Wolke zerplatzet; der Blitz schießt heraus; die Salze, welche durch die Wirkung des Feuers, mit dem sie vereinigt waren, zugleich fortgefäh-

führet werden, wirken nach dem Verhältnisse ihrer Geschwindigkeit; denn nach dem Verhältnisse der Menge ihrer Bestandtheile würden sie nicht so wundernswürdige Wirkungen hervorbringen: der Baum wird gespalten, zerschmettert, zu Boden geworfen; und das Feuer, welches durch den Stoß frey geworden ist, verwandelt einen Schäfer in Asche. Es ist gewiß, daß die Materien, die dem Donner seine Nahrung geben, nicht alle auf einmal Feuer fassen. Diejenigen, welche zuerst entzündet sind, verdünnen die Luft, welche die andern fortstößt, ehe sie Zeit haben, sich zu entzünden. Dieß ist nicht auf bloße Muthmaßungen gebauet, deren falscher Schein uns etwa ein Blendwerk mache. Will man sich davon überzeugen: so kömmt es nur darauf an, daß man untersuche, was bey dem Schießgewehr vorgeht. Man wird allezeit ein kleines Häufchen von Pulver in der Kammer eines Stücks finden, das zu verschiedenen malen abgefeuret ist. Eben das findet bey dem Donner statt: und in diesen Materien, die noch zu entzünden übrig sind, besteht seine stoßende und schlagende Kraft, welche das leichtgläubige Volk den Donnerkeilen zuschreibt, die leichter in ihrem Gehirne, als in den Wolken entstehen.

Aber

Aber, wird man sagen, die festesten Gebäude werden durch diese Stöße zu Boden geworfen: sie sind allzu gewaltig, daß man sie einer so schwachen Ursache zuschreiben könnte. Man wird sich nicht mehr darüber wundern, wenn man die Wirkung bedenkt, welche ein wenig Gold hervorbringt, das in Scheidewasser aufgelöset, und vermittelst des olei tartar. per deliqu. sich in dem Scheidewasser auf den Boden zu setzen genöthigt ist. Nachdem dieß Gold trocken geworden, fängt es leicht Feuer: alsdenn brennt es mit einem erschrecklichen Knalle los, und zerschlägt das Gefäß, worinn es enthalten war, es mag so hart, so fest seyn, als es will; und das geschieht nicht ohne Gefahr der Umstehenden. Die Elektricität, welche in allen Stücken dem Donner nacheifert, wirkt auch hier eben so, wie dieser entzündete Luftkörper. Wenn man die Elektricität einem Stabe von Eisen, etwa hundert Pfund schwer, durch Umdrehung verschiedener Kugeln mittheilet, und an diesen Stab eine eiserne Ruthe hängt, welche mit ihrer untersten Spitze in ein großes Gefäß mit Wasser gesenkt wird: so zerbricht das Gefäß in dem Augenblicke, da die Einsenkung geschieht, mit großer Gewalt, wofern es von Erde ist, es

widersteht aber, wo es von Metall ist. Berührt man dieses Gefäß mit einer Hand und zieht mit der andern einen Funken aus dem Stabe: so fühlt man eine so heftige Erschütterung, daß es einem vorkömmt, als wäre man von einem Donnerschlage gerühret. Diese Erfahrung wird der leidenische Versuch genannt: weil sie an dem Orte zuerst von den Herrn Allaman und Muschenbroek angestellt worden. Der letztere befand sich zween Tage hindurch so übel davon, daß er sie für das ganze Königreich Frankreich nicht wieder anstellen wollte: das sind seine eignen Worte. Es ist kein Wunder, daß die elektrische Materie sich hier mit mehrerer Wuth zeigt, als in den andern Erfahrungen. Man hat sich dabey solcher Werkzeuge bedient, die mehr von dieser Materie in sich enthalten: folglich haben auch die Wirkungen beträchtlicher seyn müssen. Die Erschütterung, welche Herr Muschenbroek so stark fühlte, rührte daher, weil zween Ströme von der elektrischen Materie, deren Richtung einander entgegengesetzt war, auf einander stießen. Das ist so unläugbar, daß, wenn man bey diesem Versuche nur die eine Hand sich der eisernen Stange nähern läßt, ohne das Gefäß zu berühren, man nur ein Stechen, ohne

die

die geringste Erschütterung empfindet: da hingegen, wenn man beyde berührt, die Erschütterung augenblicklich vorhanden ist. Dieß beweiset, daß sie nur von dem Zusammenstoßen der beyden Ströme herrührt, von denen der eine durch die eine, und der andere durch die andere Hand zugeführt wird. Da die Geschwindigkeit dieser Ströme gleich ist; weil die bewegende Ursache bey beyden einerley: so müssen sie beyde in einerley Zeit einerley Raum durchlaufen, und sich folglich einander gegen die Mitte der Brust begegnen, wo ihr Stoß an einander Funken hervorbringen muß. Was für Wirkungen muß ein solcher Stoß bey einem so zarten Theile des menschlichen Körpers haben, als die Lunge ist? Einen stärkern Druck auf die Nerven, welche mehr entblößt liegen, eine Erhitzung, ein Aufsieden in dem Blute, Geschwulst und Stockungen der Säfte.

Der Donner tödtet bisweilen, ohne äußerlich eine sehr merkliche Ursache davon wahrnehmen zu lassen: und das kann er auf verschiedene Art thun. Wenn er, z. E. zur Zeit, da man den Athem einwärts zieht, die Luft, welche wir schöpfen, schleunig verdünnet: so wird diese un-

gemein verdünnte Luft die kleinen Gefäße der Lunge ausdehnen. Sind diese Gefäße ausnehmend gespannt: so werden sie die Aeste der Lungenschlagader zusammendrücken, und ihnen die Gemeinschaft mit den zurückführenden Adern abschneiden. Alsdenn findet das Herz an der Blutsäule in der Schlagader einen Widerstand, den es nicht überwältigen kann: es wird dadurch überladen; und nach einigen vergeblichen Bemühungen, vergeblichen Zusammenziehungen, wird es matt, hört auf sich zu bewegen, und stirbt. Man findet gemeiniglich in der Brust derer, welche auf diese Art gestorben sind, nichts mehr, als ein wenig blutiges Wasser, das ausgetreten ist. Ein solches Austreten ist nicht die Ursache eines so plötzlichen Todes: man kann denselben keinem andern Umstande, als dem gehemmten Kreislaufe des Blutes zuschreiben. Der Blitz kann auch durch andere Wege, als die Gänge zu der Lunge, in unsere Körper dringen. Wie viele Gefäße tragen wir nicht in uns, deren Mündungen in die Oberfläche der Haut gehen? Wie viele Schweißlöcher haben wir nicht, durch welche er sich in die Blutgefäße einschleichen, die Bewegung der flüßigen Theile, die darinn enthalten sind, vermehren,

und

und diese flüßigen Körper erstaunlich verdünnen kann? Durch eine solche allgemeine Verdünnung oder Ausdehnung werden die großen Gefäße aufgespannt, und nehmen mehr Raum ein. Die Behältnisse in dem Gehirne werden von Blut überströmet; der Ursprung der Nerven wird zusammengedrückt: man stirbt an einem Schlage von überströmendem Blute. So bringt uns denn die Feuermaterie, sowohl wenn wir zu viel, als wenn wir zu wenig davon haben, gleich gut den Tod zuwegen: denn ohne sie verliert das Blut bald seine Flüßigkeit. Die Alten sind aus keiner andern Ursache kalt und matt, als weil ihre verdickten Feuchtigkeiten nicht Bewegung genug haben, diese Feuertheile zu entwickeln, und frey zu machen. Die Feuertheile sind es, die den ganzen thierischen Bau, die ganze Haushaltung lebendiger Geschöpfe, in den Gang bringen: und das Ziel ihrer Wirksamkeit ist auch das Ziel unsers Lebens. Sollte es kein feuriges Gegenmittel haben, dieses Ziel zu verlängern? Würde das nicht eine untrügliche und allgemeine Arzney in dem Schlage von Verschleimung und in allen Krankheiten des hinfälligen Alters seyn?

Die Elektricität kann, gleichwie der Donner, auch tödten: und zwar auf eben die Art. Denn ich bin versichert, daß eine starke Elektricität die Luft genugsam verdünnen und ausdehnen kann, um durch das Einziehen bey dem Athemholen eine Erstickung zu verursachen. Allein, weil es sehr glaublich ist, daß ich zu viel erwarten würde, wenn ich diese Begebenheit durch eine Erfahrung ausmachen wollte, wozu sich niemand drängen wird: so will ich dafür einen Versuch des Hrn. Abts Nollet anführen, der schon beweiset, was ich behaupte. Dieser große Naturkündiger wollte den leidenischen Versuch wiederholen. Weil er aber durch den Zufall, der dem Hrn. Muschenbroek bald zum Unglück gereichet wäre, gewarnet wurde: so erlaubte er keinem Menschen sich der Stärke dieser gewaltigen Elektricität auszusetzen. Er nahm an dessen Stelle zween Vögel, wovon der eine diesem Versuche zum Opfer ward: und das war derjenige, den man der eisernen Stange näher kommen ließ. Kaum war er nur noch einen Zoll weit von der Stange entfernt: so fuhr gleichsam ein Federbusch von Licht aus seinem Kopfe, und ward durch eben einen solchen Federbusch von Licht, der aus der Stange fuhr,

zurück=

zurückgeworfen. In dem Augenblicke, da die beyden Materien zusammenstiessen, ward der Vogel getödtet. Man schnitt ihn auf, und fand einen bläulichten Fleck auf der Brust, und, in dieser Höhlung seines Körpers, ausgetretenes Blut, ohne eine Zerreißung der großen Gefäße. Es ist wahrscheinlich, daß die elektrische Materie ein Aufsieden in dem Blute verursacht hatte. Die großen Gefäße hatten der Verdünnung und Ausdehnung des Bluts Widerstand gethan: allein die kleinern hatten sich geöffnet, und das Blut, das man ausgetreten fand, herausfließen lassen.

Der Donner läßt einen schwefelichten Geruch nach sich zurücke, welcher allen Zweifel hebt, daß sich bey diesem entzündeten Luftkörper nicht Schwefel finden sollte. Es war auch der Natur der Sache gemäß, daß das allerwirksamste Feuer aus solchen Körpern, die den größten Theil davon in sich enthalten, bestände. Ich bin mit dem Hrn. Boerhaave versichert, daß das Feuer ein Bestreben äußert, sich mit sich selbst in ein Gleichgewicht zu setzen, und sich allenthalben gleich zu vertheilen. Allein ich bin auch versichert, daß es Körper giebt, die

reichlicher damit versehen sind, als andere; weil ihr Gewebe von Natur geschickter ist, den Feuerstoff bey sich zu behalten: und von dieser Art ist der Schwefel. Die dlichten und zackichten Theile desselben scheinen mir sehr bequem, die Feuertheile zu fassen und zurückzubehalten. Wäre das nicht, wozu würden uns unsere Kleider dienen? Wenn die weichen Haare der Wolle, oder der Seide, woraus sie gewebt sind, nicht geschickt wären, die Feuertheile zurückzuhalten: so würden unsere Körper bald eben so kalt werden, als die Luft, welche uns umgiebt. Bey der Verbrennung des Schwefels haben die Dünste, welche ausdämpfen, einen so scharfen Geruch, daß sie vermögend sind, diejenigen, welche eine gewiße Menge davon mit dem Athemholen in sich ziehen würden, augenblicklich zu erstecken: und auf eben diese Weise bringt der Donner bisweilen den Tod zuwegen. Diese Dünste sind ein saurer Geist, der durch die Verbrennung des brennlichen Stoffes, der zum Theil verzehret worden, frey geworden ist. Ich sage, zum Theil verzehret: denn, wäre es gänzlich verzehrt; so würden die Dünste nichts mehr, als eine vitriolische Säure seyn, die einen andern Geruch haben würde, und sich nicht in die Hö-

he heben könnte. Ein Ueberrest von dem brennlichen Stoffe giebt ihnen dieß Vermögen, und die Vereinigung der übrigen Theile mit demselben bringt den schwefelichten Geruch hervor. Der Blitz verzehrt also seine Materie nicht gänzlich. Diese Erfahrung, die der Geruch des Donners ausser Zweifel setzt, ist noch ein überflüßiger Beweis, seine stoßende und schlagende Kraft festzustellen. Denn diese Materie ist entweder mehr oder weniger entzündet: und nach dem Maaße ihrer Entzündung, schlägt sie entweder oder richtet einen Brand an.

Die elektrischen Körper haben auch einen schwefelichten Geruch, der sich sehr weit ausbreitet, wenn man in dem Drehen eine von den Kugeln, aus deren Schooße die ausfließende Materie hervorspringt, zerbricht. Wird den Metallen die Elektricität, und zwar stark, mitgetheilet: so haben sie gleichfalls einen schwefelichten Geruch, der aber nicht so scharf ist, und dem Geruche des Phosphorus von Harn ein wenig ähnlich kömmt. Das Saure, welches in den Metallen fester ist, als in dem Schwefel, hält den brennlichen Stoff, womit es verbunden ist, stärker zurück. Die elektrische Materie kann

nur diejenigen Theile davon losmachen, die am wenigsten vereinigt sind: denn, wenn sie auch die sauren Theile, nebst dem brennlichen Stoffe, mit sich wegnähme; würde der Geruch vollkommen schwefelicht seyn.

Ich könnte mich bey einer Vergleichung, die so weit reichet, als die gegenwärtige, in eine umständliche Beschreibung einer grössern Anzahl von Erfahrungen einlassen, welche alle die Aehnlichkeit des Donners mit der Elektricität beweisen würden: allein ich glaube, daß die Gründe, die ich von ihrer beyder Uebereinstimmung angeführt habe, schon hinreichend sind, sie festzusetzen. Man hat hier allezeit einerley Ursache wirken gesehen: und wo man einigen Unterschied in den Wirkungen bemerket hat; so rührt er daher, daß man noch nicht alle Gewalt der Elektricität entwickelt hat. Man merkt wohl, daß man sie mächtiger machen kann: man sieht so gar die Mittel, deren man sich dazu bedienen muß. Durch Hilfe der Brennspiegel werden die Sonnenstralen in ihren Brennpunct vereinigt: durch dieß Zusammenlaufen erlangen die Stralen Wirksamkeit genug, die Metalle, welche der Schmelzung mehr widerstehen,

stehen, zum Schmelzen zu bringen. Auf eben die Art kann man durch andere Mittel alle Kraft der Elektricität in einen Punct vereinigen: alsdenn wird sie unter unsern Händen eben das, was der Donner unter den Händen der Natur ist. Die Natur stimmt mit sich allezeit überein.

Das Kind und die Schneckenhäuser.

Der reinste Sommertag, den je die Welt gesehn,
Ward zum Gefühl gemacht, und bis zur Wollust schön.
Man sah die halbe Stadt in bunten Reihen gehen,
Und jugendlich, bey Nymphen, Schäfer stehen.
Nur Fritz, der kleine Fritz, der soll allein
Zu Hause, bey dem Vater, seyn?
Und über seinen Büchern liegen?
Und nicht mit andern sich vergnügen?
Und nicht; wie Knaben, sich erfreun?
Das glaub ich, geht ihm sauer ein.
Wahr ists, der muntre Bursch will auch spazieren gehen,
Wünscht schon sich vor dem Thor zu sehen,

Und

Und packt drauf Buch und Schreibzeug ein.
Vieleicht das grünende Gedeihn
Der vollen Saat, der geilen Flur zu sehen?
Vieleicht, aus den zum Feldbau schönen Werken,
Den emsigen Verstand des Landmanns zu bemerken?
Das weis ich nicht. Es könnte möglich seyn.
So viel weis ich gewiß, spatzieren wollt er gehen.

„ Papa erlauben mir, daß ich mich heut erfreun = =
„ In Garten = vor das Thor = ich bring es wieder ein,
„ Und will ein andermal gedoppelt fleißig seyn.
„ Nicht wahr? sie lassen mich = =
„ Das will ich dir, mein Sohn, nicht wehren;
„ Doch mußt du bald zurücke kehren,
„ Und keine Stunde lang = = = da bin ich wieder da.
So freudenvoll und so vergnügt
Ist wohl kein Vogel nicht, der aus dem Kefig fliegt,
Der in die offnen Wälder ziehet,
Und in die alte Freyheit fliehet;
Als Fritz, der sich im Geist schon in dem Garten sah.

„ Kind,

„ Kind! fuhr der Vater fort, Kind! hüte dich, zu springen!
„ Vergiß auch nicht, die Kräuter mitzubringen,
„ Die auf dem kleinen Beete stehn;
„ Die bringe mir, die bringe mir, mein Sohn!
Das Kind eilt wie der Wind davon.
Doch, kaum ists fort, so ist auch schon
Aus seiner zarten Brust verschwunden,
Was ihm der Vater eingebunden.
Im Garten ist es jetzt. Auf, Fritz! für allen Dingen,
Vergiß nicht zu dem Beet zu gehn,
Wo die bestellten Kräuter stehn,
Und sammle sie, sie mitzubringen;
Sonst dürftest du nicht mehr spatzieren gehn.
Vergebens! er vergißt das kindliche Versprechen,
Versäumt die Kräuter abzubrechen,
Und sucht sich Schneckenhäuser aus;
Und füllt damit sich seine Taschen voll,
Die er mit jenen füllen soll,
Und kömmt vergnügt mit diesem Schatz nach Haus;
Und spricht: „ Hier bring ich ihnen meine Gabe;
„ Die schwarzen Kräuter ließ ich stehn;
„ Nein! Schneckenhäuser, die sind schön!
„ Hier ist, was ich gesammlet habe.

Wir

Wir finden, daß zu unsern Tagen
Auch Kinder oft auf Reisen gehn.
Ich selbst, soll ich die Wahrheit sagen,
Hab manchen jungen Herrn gesehn,
Der von Paris nichts mit nach Hause brachte,
Als daß er tanzte oder lachte.

Vom falschen Ruhme der Uneigennützigkeit.

Ich habe unlängst die Einleitung in die Geschichte des Catilina, vom Sallust, einem Schriftsteller, auf welchen ich sehr viel halte, gelesen. Wenn ich aber erwäge, wie sehr er von sich abzulehnen suchet, daß er nur die geringsten eigennützigen Absichten gehabt: und hingegen zu gleicher Zeit finde, wie sorgfältig er sich gehütet, nichts zu sagen, was zu des Cicero Ruhme gereichen können, dessen Wachsamkeit doch der Staat seine Sicherheit zu danken hatte, so vermindert sich meine Achtung für diesen Schriftsteller um ein großes; und es ist unter andern auch ein Beweis, wie lächerlich es ist, wenn jemand behauptet, daß er,

ohne

ohne allen Eigennutz handle, und betheuret, daß er, ohne das geringste Absehen auf sich selbst, dem menschlichen Geschlechte zu dienen suche. Ich will nicht in Abrede seyn, daß die Absichten verschieden sind; einige streben, wenn sie dem Staate dienen wollen, nach Reichthume; andere nach Ehre. Inzwischen haben sie doch allezeit einen gewißen Endzweck, obschon derselbe in der That so mancherley ist, als Recht und Unrecht von einander unterschieden sind. Der beste Weg, sollte ich meynen, wäre, wenn man zwar gestünde, daß man sich selbst zu dienen suchte, zu gleicher Zeit aber zeigete, daß man diese Gelegenheit zum Dienste anderer ergriffen hätte.

Von allen, welche sich dieser Uneigennützigkeit gerühmet haben, kömmt mir der Bootsmann auf Dampiers Schiffe am allerunverschämtesten vor; er scheint mir aber auch am meisten zu entschuldigen zu seyn. Es ereignete sich bey den kühnen Untersuchungen, die dieser Schiffmann unternahm, daß es ihnen einsmals, da sie überall vom Lande weit entfernet waren, an allen Lebensmitteln gebrach, so daß sie einander nicht ohne Hunger ansehen konnten. Der

Boots-

Bootsmann war ein fetter, gesunder und frischer Kerl, welcher die Augen aller Schiffsleute auf sich zog. Bey so äußerster Noth wurde alle Unterwürfigkeit bey Seite gesetzet. Der Hauptmann und Lieutenant waren als stinkendes Fleisch allein sicher, und der unglückliche Bootsmann allein in Gefahr, für werth zum Essen geachtet zu werden. Er sah ihre Absicht, und bat, sie möchten ihm erlauben, nur wenige Worte zu sagen, ehe sie ihr Vorhaben ins Werk setzten. Dieses wurde ihm auch erlaubt, worauf er folgende Anrede an sie hielt:

Wertheste Schiffer.

„ Es sey fern, daß ich jetzt aus einer „ oder andern Privatabsicht, oder zu meinem „ eigenen Besten reden sollte; sondern ich thue „ es bloß, weil ich glaube, ich würde nicht mit „ gutem Gewissen sterben können, wenn ich „ euch nicht bekennete, daß ich nicht gesund bin. „ Ich sage es noch einmal, meine Herren, „ Gerechtigkeit und Zeugniß eines guten Gewissens, wie auch die Liebe zu meinem Vaterlande, wohin ihr, wie ich hoffe, alle wieder kommen werdet, verbinden mich, zu gestehen, daß mich eine üble Krankheit, die „ ich zu Deptford ausgestanden, sehr unsicher

zum

„ zum Essen gemacht hat, und ich schäme mich „ nicht, dieses zu sagen; ich stelle es mir ent„ setzlich vor, meine Herren, wenn ich euch „ vergiften sollte. „

Diese Rede hatte zwar eine gute Wirkung für den Bootsmann. Allein, der Wundarzt des Schiffes betheuerte, daß er ihn sehr gut curiret hätte, und erbot sich, das erste Stück von ihm zu essen.

Der Bootsmann versetzte, gleich einem Redner, der die wahre Gemüthsart seiner Zuhörer kennet, und in der Hoffnung, Zeit zu gewinnen, daß es ihn herzlich freuen würde, wenn er zu ihren Diensten seyn sollte, und dankte dem Wundarzte für seine Nachricht. Inzwischen, sagte er, muß ich euch zu eurem eigenen Besten melden, daß ich, seit meiner Cur, allezeit sehr durstig und wassersüchtig gewesen bin; daher glaube ich, es würde viel besser gethan seyn, wenn man mich abzapfte, und ausstränke, als daß man mich auf einmal äße, und nachmals niemanden in dem Schiffe hätte, der zum Trinken tüchtig wäre. Als er in seiner Rede weiter fortfahren wollte, bekamen sie gu-

ten Wind, welcher ihnen die Hoffnung machte, an dem nächsten Lande, wo sie auch den Morgen darauf anländeten, eine bessere Mahlzeit zu halten.

Die meisten Arten der Uneigennützigkeit werden wir von dieser Beschaffenheit finden. Daher glaube ich, derjenige handelt am aufrichtigsten, welcher gesteht, daß er am Gewinnste und Verluste Theil nehmen wolle, ohne sich mit vielen Betheurungen darzubieten, um zur Erhaltung seiner Mitbrüder aufgefressen zu werden.

Bienenstock.

Dauer der Scribenten.

Mein Cleon, Jahr und Zeiten fliehen;
Wie bald sind wir des Moders Raub!
Wie bald sind wir und alles Staub,
Was wir mit regem Kiel der Dunkelheit entziehen!
Vergebens schreiben wir für Welt und Afterwelt,
Vergebens werben wir, in Bänden, aufgestellt;
Der Motten zahlreich Heer zernagt mit frechem Zahn
Den bestvergoldten Schnitt, den schönsten Saffian.

Ja

Ja, Cleon! nähmen deine Schriften,
Um jede Messe zu erfreun,
Auch täglich zwanzig Pressen ein,
Sie würden dir dennoch kein stätes Denkmal stiften.
Dein stärkster Foliant, der Fluch für den, der schreibt,
War Lumpe, ward Papier, wird Kehrig, wird zerstäubt.
Ja, der Vergessenheit und der Verwesung Reich
Macht Karl dem Großen dich, wie seiner Sprachkunst gleich.

Kein Rang, kein Ruhm kömmt uns zu statten;
Der Tod sieht keinen Vorzug an,
Und stellt den allergrößten Mann
Zum Pöbel der gemeinen Schatten.
Er fället ungescheut, der Eitelkeit zum Spott,
Den König Galliens, wie den von Yvetot:
Doch was sind Könige? Selbst Helden vom Parnaß
Sind ihm so fürchterlich, als uns ein Hudibras.

Verwahre deiner Weisheit Spuren,
Das Werk, das deinen Witz bewährt,

Mit Buckeln, die kein Wurm verzehrt,
Mit ewigem Metall in Spangen und Clausuren.
Auch dieses schützt dich nicht: vielleicht zerstückt es doch
Der Schneider leichtes Volk, ein unbelesner Koch;
Und was entblättern nicht, der Haare Kräuselen,
Taback- und Käsekram, Confect und Specerey?

So hat Eumolp dieß Lied vollendet,
Von schreiberischer Eitelkeit,
Wie er vermeynte, ganz befreyt,
Und höhnisch auf den Stolz, der Schriftverfasser blendet.
Doch sein Verleger kömmt, sein Tryphon, der ihn rührt,
Ihm Lust und Feder schärft, ihn schmeichlerisch verführt.
Er wagt ein neues Werk, er grübelt Tag und Nacht,
Und schreibet um den Ruhm, den er zuvor belacht.

Hagedorn.

Die

Die Raupe.

Unter einem schattichten Baume, dessen balsamische Blüthe dem Herbste in Gold und Purpur gekleidete Früchte versprach, saß der junge Diokles, und hielt ein blumichtes Zweig in der Hand, welches er von dem Baume gebrochen hatte. Mit steifem forschenden Auge besah er den kleinen Raub, und schien zu erstaunen, als der heilige Einsiedler Theanor auf ihn zukam. So kömmt dem suchenden Jüngling die himmlische Tugend entgegen.

Diokles erblickt den ehrwürdigen Alten, und schamroth läßt er das Reischen ins Gras fallen. Gleich dem zärtlichen Vater, der im einsamen Lustgang verloren der Seelen große Bestimmung dachte, wenn er das Kind seines Busens in den Blumen spielend antrift, und lächelnd den Knaben umarmt, und Liebling ihn grüßet; so umarmte und grüßte der Greis den jungen Diokles,

Als Knabe war er ihm oft in seine Zelle gefolget, und hatte da den ersten entzückenden Schatten vom großen Schöpfer erblicket. Jetzt fragte Theanor, was war es, Geliebter, das deiner erschrockenen Hand entfiel, als du mich gewahr wurdest? Ach wie schäme ich mich, guter Vater, dir zu sagen, woran ich mich vergafte! Dieses Zweigchen war es: eine verächtliche Raupe hat ihr kothigtes Nest zwischen seine Blätter gewebet. So sprach Diokles verwirrt, und zog das Zweigchen unter seinen Füßen hervor. Mein Sohn! es giebt außer dem Laster nichts verächtliches in der Welt. Der Engel und das Insekt sind beyde Kinder der unendlichen Weisheit. Der Wurm, der in diesem wollichten Sarge schlummert, war einst so schön, als eine irdische Venus, und vieleicht weiser, als sie. Du rührest mich, göttlicher Mann. In der That, der Raupe tausendfarbigtes Gewand, das oft mit Golde durchwürkt ist, verdienet prächtig zu heißen; aber wie kann sie weiser seyn, als der edlere Mensch, den ein Stral aus dem Verstande der GOttheit erleuchtet? Wie oft, so seufzte Theanor, verschließt der bethörte König der Thiere sein Auge vor diesem Stral. Indeß daß der zertrettene Erd-

floh

floh den Zweck seines Daseyns erkennt, und ihm getreu bleibt. Lerne, mein Sohn, vom Insekte, was du von den meisten Menschen nicht lernen kannst: Leben und Sterben.

Wenn die wunderthätige Sonne das befruchtete Stäubchen ausgebrütet hat, so drängt die kaum sichtbare Raupe sich freudig ins Leben hervor. Der Obstbaum, in dessen Schooße sie schauernd den ersten Tag erblickt, wird ihre Wohnung, und das nächste Laub ihre Speise. Sie verschlinget nicht mehr, als die hausmütterliche Natur ihr vorgemessen hat, und versucht es nicht, auf die höhern Wipfel entlegener Eichen zu kriechen. Sie beraubet die Würmer nicht, die neben ihr weiden, und spinnt keine Stricke, sie zu erwürgen. Glückliches Volk! das keiner Obrigkeit und keines Halsgerichtes bedarf; wo das einfache Gesetz der Gerechtigkeit in jedem Herzen König ist.

Der Frühling ist vorbey, ein paradiesischer Jahrhundert für die abgelebte Raupe, der jedes Morgenroth ein neues Jahr verkündigte. So heißt die Minute nach dem Seiger des Himmels bey uns das späteste Alter. Sie weiß nichts von dem herbstlichen Duft, noch vom kal-

ten Odem des Nordwindes, der den Baum seines rauschenden Schmuckes entkleidet. Nun erbleichen die glänzenden Streifen des Regenbogens auf ihrem zierlichen Körper. Die schlaffe Ohnmacht lähmt seine nervichten Ringe, und ein öder Ahndungsvoller Eckel steigt aus den gährenden Säften herauf. Sie erkennt die Vorbothen der Verwesung, und des Todes ausgestreckte Sichel; aber sie entsetzet sich nicht.

Zufrieden rast sie alle versiegenden Kräfte zusammen, und webt sich selbst in ein sanftes Leichentuch ein. Dem Weisen gleich, der bey dem zerstörenden Wetter in seine Tugend sich hüllt, und nun den Schlag erwartet. So lauscht sie mit heiterm Verlangen dem kommenden Herzstoß entgegen, weil sie weis, daß dieses End der Anfang einer schönern Wirklichkeit ist. Endlich nach einem kurzen verneuernden Schlummer erwacht sie zur glorreichen Verwandlung, für die sie sich aufbehalten fühlte. Sie streift die vermoderte Hülse ab, und statt des kriechenden Wurmes, erhebt sich ein siegprangender Vogel, der mit blendendem Fittig gegen die Sonne sich aufschwingt.

Die Zauberinn.

O! Fotis, lebe wohl, ich sterbe!
Mein Schatz ist dieses Zauberbuch;
Das ist mein Gut, du bist der Erbe,
Du bist es ohne Widerspruch.
Nimm es, und lies: die Welt wird zittern,
Der Abgrund fliehn, der Himmel wittern,
Sprach Pamphile, die Zauberinn,
Zu ihrer Magd, und fuhr dahin.

Die Fotis nahm die Zauberschriften,
Und ward dadurch recht fürchterlich;
Sie rief die Leichen aus den Grüften,
Sie trieb die Ströme hinter sich;
Durch ihren Spruch versetzt sie Berge,
Macht Stein aus Volk, aus Riesen Zwerge.
Thessalien sang ohne Scheu,
Daß Fotis gleichen nirgends sey.

Der Ruf erhebt sie zur Sibylle;
Man glaubt, vor ihr sey nichts versteckt;

Der Menschen Thun, der Götter Wille,
Sey vor ihr klar und aufgedeckt;
Drum sah man Volk von beyden Polen
Sich bey der Fotis Raths erholen.
Der Stuhl, darauf die Weise sprach,
Gab Delphis Dreyfuß wenig nach.

Was ganze Völker göttlich nannten,
Schien einem einzgen Schäfer nichts:
Olint, den sieben Heerden kannten,
Hielt es für Blendwerk des Gesichts.
Verwegner Schäfer, bleib in Schranken,
Die Fotis straft auch die Gedanken,
Die ihrer Ehre schädlich sind!
Schlägst du der Zaubrer Zorn in Wind?

Umsonst, Olint ist nicht zu zwingen,
Der Fotis Langmuth macht ihn kühn;
Er will sie um die Ehre bringen,
Und es gelingt ihm sein Bemühn.
Es sey nun ein betrübt Geschicke,
Es sey, daß dieses Schäfers Tücke
In Fotis Buch vergessen war:
Die Kunst ward endlich offenbar.

Dort, wo in Tempe Lustgehölzen
Zwölf Bäche sich, in gleicher Eil,

Von Pelions Gebirgen wälzen,
Entdeckt sich einer Höhle Theil:
Die Felsen stützen sie wie Mauren,
Sie war des Klügsten der Centauren,
Des weisen Chirons, Aufenthalt,
Und viel Olympiaden alt.

Hier lag und schlief in dunkler Stille
Die allzusichre Zauberinn;
Ihr Buch, das Leibbuch der Sibylle,
Warf sie unachtsam bey sich hin.
Sie schläft, Olint wacht ihr zum Schaden,
Kömmt im Gesicht der Dreaden,
Durchsucht der Fotis ödes Haus,
Und holt das Zauberbuch heraus.

Es sammeln sich der Hirten Töchter
Aus Neugier All' um den Olint,
Und dieser zeigt mit Hohngelächter,
Wie eitel Fotis Künste sind.
Man machte mit dem Zauberbuche
Sofort selbst allerley Versuche,
Und fand, daß es theils Gaukeley,
Theils Wirkung der Naturkanst sey.

Die Wahrheit besser zu ergründen,
Wird Fotis endlich selbst besucht.

Man siehet sie die Hände winden,
Man hört, daß sie dem Glücke flucht.
Man lacht, und sie beschwört die Götter
Umsonst, zu Tilgung ihrer Spötter;
Sie ward der Kinder Zeitvertreib,
Ein Spott des Volks, ein schwaches Weib.

Das sag ich allen kleinen Geistern!
Auch ihr sucht durch gelehrten Dunst
Der Welt die Augen zu verkleistern,
Als wärt ihr Zaubrer in der Kunst.
Excerpta, Lexica, Register,
Die Concordanz bey manchem Priester,
Das ist der Quell des großen Lichts;
Nimmt man euch die, so könnt ihr nichts.

Lichtwer.

Urtheil der Menschen.

Es kam mir vor, als wenn ich mich im Wasser badete, und mich mit den Fischen in ein Gespräch einließ. Schämt ihr euch nicht, sprach ich zu einem großen Hechte, so auf anderer Unkosten zu leben und andere Fische aufzufressen. Wer hat euch dieses Privilegium gegeben, solche unschuldige Thiere zu tödten, die euch niemals beleidigen? Mein Freund, antwortete der Hecht, seht nur nach, ihr werdet unser Privilegium auf der andern Seite des Blattes finden, worauf euch die Erlaubniß gegeben worden ist, Hasenbraten zu essen. Doch, wenn ihr so große Lust zu disputiren habt; so kommt mit mir, ich will euch Gelegenheit dazu verschaffen, eure Künste sehen zu lassen. Wir haben seit langen Zeiten einen gelehrten Streit mit den Austern über die Sinne gehabt, und weil wir nicht aus einander kommen können; so ist von beyden Seiten beliebt worden, eine allgemeine Versammlung anzustellen, um

diese

diese wichtige Sache, worauf sich der Rang zwischen uns und den Austern gründet, endlich, wo möglich, zu entscheiden. Unter diesem Gespräche langten wir bey den Austern an, welche sich so gesetzt hatten, daß sie einen halben Zirkel ausmachten. Den andern halben Zirkel formirten die Fische, und ich begab mich in Gesellschaft meines Hechtes mitten hinein. Kaum war dieses geschehen, so trat eine der größten Austern hervor, und fieng mit erhabner Stimme an: Allerseits hochgeehrteste Austern und Fische. Mein Hecht fieng zugleich mit ihr an zu reden: allerseits hochgeehrteste Fische und Austern; hernach redeten immer beyde zugleich. Die Auster sprach: Ihr wißt die Ursache unserer Versammlung, es kömmt darauf an auszumachen, ob es mehr als zwey Sinne giebt. Wir haben einen Geschmack und ein Gefühl, und daraus schließen wir billig, daß euer Vorgeben falsch sey, als wenn ihr mehr hättet. Und wir haben, sprach der Hecht einen Geschmack, ein Gefühl, ein Gesicht, und daraus schließen wir, daß wir drey Sinne haben. Der Streit ward hitzig; die Austern und Fische mischten sich unter einander, bissen und knippen sich von beyden Seiten auf das heftigste. Ich ermahnte sie

zum

zum Frieden, und brachte es mit vieler Mühe so weit, daß sie es wollten auf meinen Ausspruch ankommen lassen. Hört ihr guten Thiere, sprach ich, ihr habt auf beyden Seiten unrecht, denn es giebt fünf Sinne. Fünf Sinne, schrien sie, seyd ihr gescheid, was wäre denn der vierte und fünfte Sinn? Dieses ist das Gehör und der Geruch, sagte ich. Das Gehör und der Geruch? davon haben wir gar keinen Begriff, und was wir nicht begreifen können, das hat keinen zureichenden Grund, und was keinen zureichenden Grund hat, das ist nicht wahr. Ihr seyd parteyisch, und wollt euch über uns erheben, da wir Austern doch ohnstreitig die vollkommensten Thiere sind. Nein, wir sind es, schrien die Fische, und darauf gieng der Lärm wieder an. Alles war über mich her, und mein guter Freund der Hecht biß mich für meine Mühe so nachdrücklich in die Wade, daß ich darüber erwachte. Als ich diesen Traum einem meiner Bekannten erzählete: so sagte er, geben sie sich zufrieden, machen es doch die Menschen eben so. Ihre Affecte mischen sich in die Untersuchung der Wahrheit. Ihre Versammlungen dienen blos dazu, daß gar nichts entschieden wird,

und endlich sind sie gewohnt alles das zu läugnen, wovon sie keinen Begriff haben.

Die Eulen.

Der Uhu, der Kautz und zwo Eulen
Beklagten erbärmlich ihr Leid:
Wir singen; doch heißt es, wir heulen;
So grausam belügt uns der Neid.
Wir hören der Nachtigall Proben
Und weichen an Stimme nicht ihr.
Wir selber, wir müssen uns loben,
Sonst lobt uns ja keiner als Wir.

Hagedorn.

München
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Eilftes Monathstück.

Im August 1768.

München

zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10010383

An die Deutschen.

Ihr Deutschen, die an Ruhm berühmtern Vättern weichen!
Verlangt ihr groß zu seyn, so müßt ihr ihnen gleichen;
Nicht an der alten Rauhigkeit!
Die Heldentugend jener Zeit
Ruht nicht auf ungeschlachten Sitten:
Auf nackter Armuth, nackten Hütten.
In Freundschaft Redlichkeit, und ehrner Muth im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte;

Und jener unbewegte Sinn,
Der taub zu niedrigem Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Freyheit brannte.

Das machte Deutschland groß; das eifert, nachzuahmen:
So seyd ihr deutscher Art, nicht bloß aus deutschem Saamen.
Ihr starrt! ihr zittert und erbleicht?
Warum irrt euer Blick verscheucht?
Die Ahndung hat mich nicht betrogen!
Zu Sclaven werdet ihr erzogen.

O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die unserm Hermann Lorbeern wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe sie das Laster wählen?

Man bildet nur den Leib. Der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freyen Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,

Und

Und buhlen, eh er mannbar ist,
Betrügen, die er kaum geküßt,
Und seinen Hals zu schlauen Tücken
Im Joche weicher Sitten bücken.

Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich, als Mann, zur strengen Tugend lenken?
Und wird er, seiner Pflicht getreu,
Im Schooße fauler Schwelgerey,
Nie mit erkauften Uebelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?

Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrthensträuchen,
Baut er die Nachwelt an mit Kindern, die ihm gleichen,
An einer gleichen Gattinn Brust,
Die sorglos, unter eitler Lust,
Nur ihren Putz und Schooßhund liebet,
Und ihren Witz beym Spieltisch übet.

Aus bessrer Aeltern Schooß entsprangen jene Helden,
Von derer hellem Ruhm des Nachruhms Bücher melden,

Die keinem Weltstrich unbekannt,
Als Geiseln in des Schicksals Hand,
An Rom, das feige Laster schwächten,
Der halben Erde Knechtschaft rächten.

Ein männliches Geschlecht, stark alles zu
ertragen,
Gleich streitbar, wenn der Süd, in trägen
Sommertagen,
Die Wüste Lybiens verließ;
Und wenn der alte Nordwind blies,
Und seine fruchtbarn Flügel stürmten,
Die Schnee auf Schnee verderblich thürmten.

Zu welchem Wechsel ist der Völker Glück
verdammet!
Ein rauh verachtet Volk, das edler Muth
entflammet,
Macht sich der Erde fürchterlich;
Wird üppig, und entkräftet sich,
Und fällt, nach kurz genoßnem Glücke,
Schnell in sein erstes Nichts zurücke.

Von unsrer Glückseligkeit in GOtt.

Ich weis nicht, wie ich die Empfindungen meines Herzens ausdrücken soll, wenn ich an die Glückseligkeit gedenke, die uns die Religion giebt. Wie gut ist es, rufe ich aus, daß wir einen GOtt haben! die Religion ist der einzige Grund, und das einzige Mittel aller wahren Glückseligkeit. Wer einen GOtt denket, der denket zugleich die Glückseligkeit: wer einen GOtt denket, denket den größten Gedanken, dessen ein Geschöpf fähig ist. Die Religion ist nichts anders, als das Verhältniß zwischen GOtt und uns, oder die Verbindung, in welcher wir mit dem göttlichen Wesen stehen. Jener Dichter rief aus:

Felices, si bona sua norunt

Beglücktes Volk, wenn es sein Wohl erkennt!

Ein glücklicher Mensch muß sich seines Wohlstandes bewußt seyn, und ihn deutlich erkennen. Je mehr er davon erkennet, je mehr

fühlet und genießt er, und je glücklicher ist er. Ich behaupte also, daß ein Mensch, der seinen Verstand nicht anbauet, und seine Erkänntniß nicht erweitert, nicht glückselig seyn könne. Dieser Satz ist so richtig, daß auch viele Weltweisen so gar behauptet haben, eine falsche Einsicht, eine leere Einbildung sey zur Glückseligkeit hinlänglich, und daher ist das Sprichwort entstanden: Die Einbildung macht glückselig.

Wir würden GOtt nicht denken können, wenn wir keine höhern Kräfte, als das unvernünftige Vieh besässen. Und eben deßwegen hat uns die Hand GOttes einen mit Verstandeskräften ausgerüsteten Geist gegeben, damit wir unser Wohl recht einsehen und verstehen könnten. Ich verlange also, daß meine Leser ihren Verstand recht gebrauchen, und GOtt, so viel uns möglich ist, recht erkennen möchten. Wenn wir GOtt vernünftig denken, so müssen wir an das höchst vollkommenste Wesen denken, und demselben nicht nur den Besitz der höchsten Glückseligkeit zuschreiben, sondern auch bekennen, daß er die Quelle alles unsers Wohls sey. Und diese Einsicht treffen wir auch schon in den alten und noch finstern Zeiten des menschlichen

chen Geschlechts an. Der Begriff eines höchsten göttlichen Wesens hat sich von je her den Menschen so unläugbar dargestellt, daß er nie auch durch die thörichteste Abgötterey hat ausgerottet werden können, ob er wohl dadurch ungemein verdunkelt worden ist. Man hat dem Jupiter Tempel errichtet, unter dem Namen des Helfenden, des Befestigenden, Rettenden u. s. w. lauter Begriffe, die, so verworren sie auch sind, dennoch anzeigen, daß man Gutes von GOtt erwartet habe. Selbst die Benennungen, die das Gegentheil anzuzeigen scheinen, bekräftigen dieses; denn die Beyworte, da man den Jupiter den Donnernden und Rächenden genannt, erheben ihn in der zu unsrer Glückseligkeit so hoch nöthigen Bestrafung des Bösen, und Rettung der Unschuld. Nur bey den wilden Völkern finden wir die thörichte Verehrung des Teufels, damit er nicht schaden solle. Aber selbst hierinn liegt das Bekenntniß, daß GOtt nur glückselig mache, alles Uebel aber von einem übelthätigen Wesen, dem Teufel, herkomme. Es ist der Zweck dieses Blattes nicht, eine gelehrte Abhandlung von den mancherley Arten des GOttesdienstes zu liefern. Was könnten wir nicht von den alten Persern anführen, die zwey gleich

göttliche Wesen glaubten, deren eines die Quelle alles Guten, das andere aber der Urheber alles Bösen sey? Auch dieser Irrthum lehret uns doch, daß man alles Gute allein von GOtt erwartet habe. Der Zweck, weswegen ich dieses anführe, ist eines Theils die Wahrheit fest zu setzen, daß alle unsere Glückseligkeit von GOtt herrühre, und denn, daß es unsere Hauptpflicht sey, GOtt recht zu erkennen.

Wer kann einen GOtt denken, der nicht die höchste Glückseligkeit besitzet? leitet uns dieser Gedanke nicht ganz natürlich zu dem andern, daß wir alles Wohl allein und gewiß von ihm zuerwarten haben? Wenn wir dieses recht einsehen, so wird der finstere Gedanke verschwinden, als ob GOtt ein fürchterliches Wesen sey: ein Gedanke, der dem höchsten Wesen so rühmlich und uns selbst höchst unanständig und schädlich ist. Ich habe oft nachgedacht, warum doch so wenig Menschen an GOtt denken, warum so viele diesen Gedanken vermeiden, und ihm recht auf alle Weise ausbeugen? Ich habe verschiedene Ursachen davon gefunden. Sie sollen nach und nach abgehandelt werden. Jetzt will ich zwo Ursachen betrachten.

Die

Die erste ist, daß viele Menschen gar nicht denken. Ich will beweisen, daß alle Menschen, die nicht an GOtt denken, und ihn nicht zuerkennen suchen, sie mögen übrigens so weise seyn, als sie wollen, gar nicht denken. Ich nehme als einen ausgemachten Satz an, daß das Denken, das man einem Thiere zuschreiben mag, diesen Namen nicht verdiene. Daß Vieh hat keine Erkänntniß von GOtt, weil es nicht denket. Ihm ist dieses zu gute zu halten, weil es seine Kräfte bis dahin nicht erheben kann. Ein Mensch, der diese Kräfte hat, und nicht braucht, handelt wie das Vieh, und denket also nicht. Wir haben täglich Thiere vor Augen, die ungemein listig und ungemein klug sind, bey denen man oft mehr Behutsamkeit und Ueberlegung antrift, als bey vielen Menschen: allein sie denken keinen GOtt! Die Thiere nehmen lauter einzelne Dinge und einzelne Fälle wahr, und lernen sich darnach richten, sie sind aber zu bloß sinnlichen Wahrnehmungen, durch das Gesicht, Gefühl, und Gehör, und einen überaus scharfen Geruch, aufgelegt, und übertreffen und im dieser Erkänntniß ungemein weit. Allein sie können aus diesen einzelnen Fällen keine allgemeine Wahrheiten erfinden, und daraus herleiten.

Dieses

Dieses nenne ich in diesem Blatte vorzügliche Denken. Der Hund hat seine Lectionen gelernet, der Fuchs ist Erfindungsreich sich zu nähren, und zu retten: allein, nie hat ein Thier allgemeine Begriffe von einer Wahrheit gehabt. Es ist also einem Thiere nicht möglich zu erkennen, daß ein GOtt sey, weil das Daseyn GOttes nicht gerade zu in die Sinne fällt, und der Erweis desselben aus den Dingen, die in die Sinne fallen, die Kraft zu denken, das ist aus besondern Sätzen allgemeine herzuleiten, erfordert.

Wie elend ist also ein Mensch, der nicht an GOtt denket. Er mag ein großer Künstler, ein großer Arzt, ein erfahrner Rechtsgelehrter seyn: das sind sinnliche Dinge, das sind sehr enge eingeschränkte Wahrheiten, die man gleichsam mechanisch lernt, wie der Uhrmacher die Uhr macht, ohne die Gesetze zu verstehen, nach welchen sie sich beweget. Es mag ein Mensch noch so artig im Umgange seyn: hat er etwas vor dem artigen und freundlichen Joli, dem Schooßhunde meiner Freundinn Amalia, voraus?

Der Mensch erhöhet sich nur dadurch über das Vieh, wenn er an GOtt denket. Wie

niedrig

niedrig sind alle die, sie mögen sich so klug zu seyn dünken, als sie wollen, die ihre Gedanken nicht zum göttlichen Wesen erheben! Es ist klar, daß, da sie ihren Verstand nicht über das Vieh erheben, sie auch keiner größern Glückseligkeit fähig sind, als die man dem Vieh, und zwar nur in sehr eingeschränktem Verstande beylegen kann. Eine besondere Begebenheit brachte mich letztens zu diesen Gedanken. Ich gerieth in die Gesellschaft einiger Personen, denen ich wohl nicht hätte unter die Augen sagen dörfen, daß sie nicht denken könnten. Der eine war ein Arzt, und der andere ein Gelehrter, der ohne Bedienung lebt, und von seinen Renten zehrt. Sie waren mir vorlängst als Personen bekannt, die nicht an GOtt denken, die diesem Gedanken ausweichen, und die göttlichen Wahrheiten alsdenn verspotten, wenn sie einen besondern Ansatz von Witz spüren, und einen Trieb bekommen, sich vor andern in ihrer Weisheit sehen zu lassen. Dergleichen Personen pflegen gerne paradoxe Sätze zu behaupten. Diesesmal gefiel es ihnen, den Satz zu vertheidigen, daß die Thiere nicht nur vernünftige, sondern eben so vernünftige, und noch wohl vernünftigere Seelen hätten, als die Menschen. Es wurden Beyspiele

angeführet, und man fragte mich mit triumphirenden Minen, ob ich läugnen könnte, daß die Thiere eben solche Seelen hätten, als die Menschen, wenigstens sehr viele? Meine Antwort legte der Gesellschaft ein anders Paradoxon vor, da ich nämlich behauptete, es hätten sehr viele Menschen nur so schlechte Seelen, als die Thiere. Ich ergriff aus dem Vortrage meiner Gegner alles, was mir dienlich war, zu erweisen, daß zu gewißen Wissenschaften, die zumal nur mechanisch getrieben werden, nur eine Thierseele nöthig sey, und der Hauptunterschied des Menschenverstandes, vom Thierverstande, in der Erkänntniß eines göttlichen Wesens bestehe. Ich schloß also, daß alle, die ihre Gedanken nicht mit dieser Wahrheit beschäftigten, von mir nur einem klugen Hunde gleich geschätzt würden. Ich behauptete noch mehr, nämlich, daß der Unterschied des menschlichen Verstandes, von dem Verstande eines Hundes, darinn bestehe, daß er einen GOtt erkennen könne, und allgemeine Begriffe haben könnte; denn beydes ist in gewißem Verstande einerley: endlich schloß ich mit dem Satze, daß ein Mensch, der diese Erkänntniß nicht habe, und nicht haben wolle, noch unter das Vieh erniedrigt sey. Welcher

Glück-

Glückseligkeit sind diese armen Thiermenschen fähig? Und sind wir gar einer Glückseligkeit fähig, wenn wir nicht an ein höchstes Wesen denken, und uns eine Hauptbeschäftigung daraus machen, es erkennen zu lernen? hat nicht diese Beschäftigung selbst das süßeste Ergötzen, und das angenehmste Vergnügen bey sich? haben nicht daher alle starke Geister und alle große Seelen sich von jeher mit dieser Erkäntniß abgegeben, und ist je ein Volk so herunter gekommen und verwildert, daß es nicht an GOtt gedacht haben sollte? Ich bitte also meine Leser, alle die dummen Personen, die nicht an GOtt denken, und alle, die diesen Gedanken hassen, und die göttlichen Wahrheiten aus der Reihe der Wahrheiten weg haben wollen, für Leute zu halten, die nur eine Thierseele bekommen haben, und ihnen daher, so lange bis sie eine Menschenseele sich zulegen, mit der Achtung, die man einem klugen Hunde und artigen Affen erzeiget, zu begegnen. Ich hoffe, selbst diese Begegnung werde ein Mittel seyn, sie zu bessern. Und findet der Leser hier und da ein solches Thier, das sich unter die Menschen verirret hat, und für einen Menschen gehalten seyn will, so beliebe er uns nur von demselben Nachricht zu

geben.

geben. Die sicherste Probe, ob wir mit einem solchen Thiermenschen oder rechten Menschen zu thun haben, ist, wenn man von GOtt zu reden anfängt. Die mit höherm Verstande ausgerüsteten, die wahren Denker werden aufmerksam seyn, und mit reden. Die Möpse aber unter dem Ofen, oder auf dem Küssen, und die Thiermenschen, werden den Augenblick ganz Gedankenlos und dumm aussehen, und etwa gähnen, jene die Schnautzen, und diese die Nasen rümpfen, und so bald es möglich ist, die Gesellschaft verlassen. Es ist also die erste Ursache von mir berührt, warum so viele gar nicht an GOtt denken, weil sie nämlich gar nicht denken können, und nur Thiermenschen sind: wahre Anthropomorpha, wie Menschen gestaltete Thiere.

Die andere Ursache ist, weil sie von GOtt einen höchst irrigen, ja schädlichen Begriff haben. Sie denken, das göttliche Wesen sey etwas fürchterliches, ernsthaftes, gleichsam sauersehendes, und ich weis nicht was vor ein finsteres Wesen, das nur Traurigkeit gebiethe: sie haben sich vorgestellt, GOtt sey höchst gebietherisch und tyrannisch, und ein Feind alles Wohls und der Glückseligkeit. Dergleichen finden sich viele

auch

auch außer den guineischen Küsten und Brasilien, man trift sie mitten unter uns an. Es ist bekannt, daß die sclavischen und wilden Bewohner der angeführten Länder den Teufel selbst darum mit göttlichen Diensten und Opfern verehren, damit er ihnen nicht Schaden thun solle. Die armen Mohren in Guinea werden als Sclaven gebohren, und willkührlich von ihrem barbarischen Fürsten, gleich dem Wilde, zusammen gejagt, und hundertweise den Europäern zu Sclaven in ewige Dienstbarkeit verkauft. Es ist kein Wunder, daß solche sclavische Seelen, die von Jugend auf vor dem gezittert haben, was höher war, als sie, sich solche fürchterliche Begriffe von einem göttlichen Wesen machen. Die Niederträchtigkeit und Furchtsamkeit ist ihnen von Jugend auf gleichsam in die Seele hinein gewachsen, und beugt auch den Gedanken von GOtt nieder. Wie aber so viele Europäer, so viele, die um und neben uns in dem größten Lichte der Wahrheit wohnen, solche mohrische Gedanken, und fürchterliche Vorstellungen haben können, ist wohl der Untersuchung des glückseligen würdig. Denn dieser weis, daß seine ganze Glückseligkeit von GOtt herrühret, und er weis auch, daß die Menge dieser Armseligen in

einer Bedaurungswürdigen Unglückseligkeit, lebt. Sollten wohl die vielen Seelen der Mohren, die unter der Peitsche ihrer tyrannischen Herren und grausamen Wütheriche sterben, in die Leiber der Europäer fahren, um ihren Seelenmangel zu ersetzen? Man sollte fast denken, als ob alle diese, die GOtt als einen Tyrannen ansehen, vor dem Mohren gewesen wären; und ich will sie, es mag damit beschaffen seyn, wie ihm wolle, mohrische Denker nennen. Doch ich will bey dieser wichtigen Sache die wahren Gründe dieser elenden Denkungsart untersuchen.

Es giebt viele von Natur finstere, traurige und melancholische Seelen, durch deren Adern ein dickes Blut sehr langsam durchschleichet: Und da ein jeder Mensch sich GOtt so vorzustellen gewohnt ist, wie er selbst beschaffen ist, wie der leichtsinnige sich GOtt gerne als ein leichtsinniges Wesen vorstellet: so machen sich solche finstere Seelen auch einen sehr finstern Begriff von GOtt.

Es giebt herrschsüchtige Lehrer, voll geistlichen Stolzes, Aufgeblasenheit, die die Wahrheit, daß ein GOtt ist, zum Deckmantel ihrer Herrsch-

Herrschsucht, und ihres Treibens machen; sie wollen, daß alles vor ihnen zittern soll, darum predigen sie GOtt auf eine solche Weise, die in Furcht und Schrecken setzt. Sie wollen sich selbst in ein großes Ansehen setzen, und sich zwischen GOtt und den Menschen zu unentbehrlichen Mittelsmännern machen; daher stellen sie GOtt als ein fürchterliches Wesen vor.

Nein, es ist nichts liebenswürdiger als GOtt, das Wesen, das in dem Besitze der allerhöchsten Vollkommenheiten ist. Ich rufe hier abermal aus: Wie gut ists doch, daß ein GOtt ist! Ja, ich wollte nicht seyn, wenn GOtt nicht wäre. Da GOtt selbst nichts anders seyn kann, als das vollkommenste oder höchstglückselige Wesen, so sehe ich nichts fürchterliches an dem Gedanken, daß ein GOtt ist. Gesetzt, er gieng mich auch gar nichts an, und ich stünde nicht im geringsten in einigem Verhältniße mit GOtt: so würde ich doch auf GOtt hinsehen, als auf eine schöne Gegend, zu der ich nicht kommen könnte; ich würde meine Augen an dieser, und meine Gedanken an GOtt weiden, und dadurch wenigstens auf einige Art und auf einige Zeit mich glücklich zu machen suchen.

Doch, wir wissen, daß GOtt und wir zusammen gehören: Das lehret uns die Vernunft; und was von Heyden nur einige Weisheit gehabt, haben diese Wahrheit gekannt; Wir wissen wenigstens auch aus dem Lichte der Natur, daß wir unser Wesen und Seyn von ihm haben, wir wissen, daß wir sein sind. Also ist dieses unermeßliche Meer der Vollkommenheiten, dieser unendliche Inbegriff aller Glückseligkeit, mir angehörig: diese schöne und fruchtbare Gegend ladet mich ein, und es eröffnet sich ein sanfter Fußsteig, der mich in dieselbe, als in ein Land führet, dessen Besitz ich haben soll. Kurz: GOtt ist mein! welcher Gedanke! welche Wahrheit! Ist dabey etwas erschreckliches, etwas niederschlagendes? Und sollte ich nicht GOtt denken? Wie gut ists doch, daß ein GOtt ist!

Wenn ich noch über dem meine Augen auf die Lehren richte, die wir in der göttlichen Offenbarung finden, was uns die von GOtt berichtet und erzählet, wenn ich diese süßen Berichte vom Himmel herab höre: welch ein neues Meer von Glückseligkeit entdecket sich mir da in dem Gedanken, es ist ein GOtt? Ist der

Mensch über das Vieh dadurch erhaben, daß er GOtt denket: so ist ein Christ bis zum GOtt gleichsam erhaben, daß er denket, dieser GOtt ist sein, und daß er in diesem Lichte lauter göttliche Seligkeiten wahrnimmt, die strömweise auf ihn zu fließen. Es ist ihm nicht möglich, seine Augen diesem großen Schauplatze zu entziehen: er wird nicht müde an GOtt zu denken, und GOtt gleichsam zu studiren: Er hat Lust zum Gesetze des Herrn, und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl. Wie wird doch die Offenbarung durch die Erfahrung in dem Herzen eines jeden Christen gerechtfertiget! Was haben doch die Spötter des Christenthums vor besondere Köpfe und Augen? Warum suchen sie nicht die vortrefliche und reitzende Gestalt, in welcher die göttliche Offenbarung uns das göttliche Wesen darstellt? Was mögen sie vor besondere Einsichten haben, daß sie das große Glück läugnen, so in der christlichen Religion liegt? Ist es möglich, daß ein Mensch so blind seyn kann? Aus welcher Welt mag seine Seele

in die unsrige gekommen seyn, denn diese Welt widerspricht einer solchen Denkungsart?

Wenn die Offenbarung uns mit GOtt bekannt machen will, so erzählt sie uns, daß wir von ihm erschaffen sind, und daß er eine ganze, eine so herrliche Welt uns zum Dienste übergeben und so reichlich ausgerüstet habe. Ich sehe hier nichts, daß mich abschrecken sollte, an GOtt zu denken.

Sie lehret uns, daß dieser GOtt sich als einen liebreichen Vater wolle von uns angesehen wissen: daß er zu dem Ende alle Handlungen, die väterlich genennet werden müssen, wirklich an uns verrichte: daß er uns versorge, uns liebe, uns hebe und trage bis ins Alter: daß er selbst unsere Tage gezählet, die noch kommen sollten, und daß er uns in acht nehme, wie man einen Augapfel in acht nimmt. daß er über dem reich sey an Gütern, und den besten Willen habe, uns damit zu beglücken. Daß er Tag und Nacht uns nicht lasse, und nicht müde werde, sich über uns zu erbarmen. Daß er tausendmal williger ist, uns zu vergeben, und zu begnadigen, als begierig wir seyn können

seiner

seiner Liebe zu genießen. Daß er aller unsrer Noth zuvor komme, u. d. g. Sollte ich an diesen GOtt nicht gern und fleißig denken? Warum sollte ich dem Gedanken ausbeugen, es ist ein GOtt?

Ach wie elend sind die daran, die diesen Gedanken für ein trauriges Geschäfte halten! Es ist eben das die größte Glückseligkeit eines Menschen, daß er das denken darf, und denken kann. Er läßt keine Zeit vorbey streichen seinen Geist damit zu beschäftigen. Ich weis nicht, wie ich die Leute nennen soll, die reden und doch nicht denken können, und daher sagen, der Himmel müßte eben keine besondere Seligkeit geben, weil man in demselben nichts thun würde, als GOtt loben. Ist in diesen Worten, die Bileams Esel nicht reden würde, wohl ein Menschenverstand? Solche elende Gegner hat die christliche Religion, die doch allein uns den einzigen und besten Weg zur Glückseligkeit zeiget. GOtt ist unsere Glückseligkeit. Er ist der würdige Gegenstand unsrer Begierden, und wir dörfen uns unterstehen, er will es so haben, ihn als das letzte Ziel unsrer Wünsche anzusehen. Wer das für betrübt und traurig hält, wer

was bessers weis, ist ein vollkommener Thor, denn mehr als GOtt kann er doch nicht seyn? Da uns also GOtt selbst offensteht zu unserm Wunsch und Wohl, so ist es kein trauriges Geschäfte, an GOtt denken, und sich von ihm unterhalten. Mein Mund soll verkündigen deine Gerechtigkeit, täglich dein Heil, die ich nicht alle zählen kann. Ich gehe einher in der Kraft des Herrn; Ich preise deine Gerechtigkeit allein. GOtt, du hast mich von Jugend auf gelehret, darum verkündige ich deine Wunder.

Woher kömmt es denn, daß so viele Menschen sich vor dem Gedanken an GOtt fürchten, als wenn sie ein Gespenst sehen sollten, da doch nichts erfreulichers als GOtt ist? Es sind noch verschiedene Gründe, die diese Elenden eben dadurch unglücklich machen, daß sie ihr Glück nicht in GOtt suchen.

Kindern ist es, wegen ihrer Schwachheit des Verstandes zu gute zu halten, daß sie kindische Ergötzlichkeiten für ihr höchstes Glück halten. Wie bitterlich weinen sie um eine zerbrochene Puppe, da sie der Verlust einer treuen Mutter noch nicht rühret! wie begierig zittern

sie

ſie nach einem Spielwerk, deſſen Entziehung ſie aufs äußerſte niederſchlägt! Kinder denken nicht an Geſtern und an Morgen, ſondern nur an heute: ſie leben immer im gegenwärtigen. Wie elend würde es nicht um uns ſeyn, wenn wir beſtändig ſo leben, beſtändig ſolche Ergötzlichkeiten haben ſollten? Wenn ein alter Greis bey Abnahme ſeiner Kräfte wieder in das kindiſche zurückgehet, ſo hält man es ihm gleichfalls, ſeiner Schwachheit wegen, zu gute.

Allein, es giebt ſehr viel Menſchen, die immer kindiſch bleiben, das iſt, nur auf das gegenwärtige und ſinnliche ſehen, und in daſſelbe alle ihre ganze Glückſeligkeit ſetzen. Der Gedanke, es iſt ein GOtt, iſt ihnen zu wichtig und zu ernſtlich: wenn ſie demſelben nachhängen, ſo haben ſie nicht Zeit, ihren kleinen kindiſchen Ergötzlichkeiten des Freſſens und Saufens, des Spielens, des Geldſammelns und der unkeuſchen Liebe nachzuhängen. Dieſen ewigen Kindern wird die Zeit lang: ſie fangen an zu gähnen, ſo bald die Unterredung auf GOtt fällt: elende Poſſen, und grobe niederträchtige Scherze, ein Rauſch, eine Karte, ein Beutel voll Geld, dieſes alles füllet ihnen die Augen, den Mund,

die Ohren und die Hände: sie können sich keine Glückseligkeit in wichtigen Dingen vorstellen, daher vermeiden sie solche, uud beugen allen Gedanken, daß ein GOtt sey, aus, weil sie nichts damit machen können. Ich sollte fast denken, es gebe eine Gattung Seelen, die nie aus den Kinderjahren herauskommen, und die immer mit kindischen Spielwerken sich beschäftigen müssen: und diese sind es, die sich vor GOttes Wort fürchten, wie die Kinder vor dem A, B. C. Buch, und den Gedanken an GOtt vermeiden, weil er sie in ihren Lüsten und Begierden störet.

Es giebt noch eine andere Gattung Kinder, die, wenn sie einmal hinter der Schule weggegangen sind, die Schule vermeiden, weil sie sich vor der Strafe fürchten. Menschen, deren Gewissen ihnen sagt, daß sie keine Glückseligkeit verdienen, die solche Lasten auf ihrem Gewissen haben, die sie niederdrücken, und die als solche vorgestellet werden, die bey der göttlichen Erscheinung, wie Adam, sich verbergen oder ausrufen: ihr Berge fallet über uns, und ihr Hügel bedecket uns. Sie fühlen ihr Unglück, und suchen aus Verzweifelung den Gedanken an

GOtt

GOtt aus ihrer Seele heraus zu jagen. Es stehet ihnen nicht an, daß sie nicht ungestraft die ärgsten Laster begehen können, und indem sie sich selbst anklagen, wollen sie GOtt nicht sehen: sie wenden die Augen ab, als wenn er nicht wäre, wenn sie nicht an ihn gedenken, oder er sie nicht sehe, wenn sie ihn nicht sehen. Legen diese elenden nicht dadurch das deutlichste Zeugniß ab, daß ausser GOtt keine Glückseligkeit sey, und daß eine Lasterfreye Seele in GOtt glücklich seyn könne, und im höchsten Grade sey? Das Gewissen, ein schneller Zeuge, predigt durch seine Peinigungen, und Bestrafungen selbst die Glückseligkeit: und diese Wahrheit, daß wir durch und in GOtt nur glücklich seyn können, ist so tief in unser Innerstes hinein gegraben, daß auch bey der ärgsten Zerrüttung unsrer Natur sie unserm Herzen empfindlich bleibet.

Eine dritte Art Menschen will nicht an GOtt denken, aus boshaftem feindseligem Herzen. Diese Armseligen Thoren wollen lieber, daß kein GOtt seyn möchte. Da sie gleich dem Teufel, bey dem Gedanken, es ist ein GOtt, erzittern; so gehen sie in ihrer Raserey weiter,

und

und wollen ihn läugnen. Sie fliehen also vor dem geringsten Gedanken an GOtt, weil sie gerne ungestraft sündigen möchten, und ihrem unbändigen Willen keine Gesetze vorschreiben lassen wollen. Sie können also zur Noth noch leiden, daß ein GOtt sey, wenn derselbe nur ausser allem Zusammenhange mit ihnen gesetzt werde. Aber die geringste Wahrheit, die sie mit einem göttlichen Wesen in Verbindung setzt, bestreiten sie. Sie sprechen sich daher lieber selbst ihren edelsten Theil, die Seele ab: sie geben der Materie die Kraft zu denken: sie wollen auch nicht ewig seyn. Nichts wird feindseliger von ihnen bestritten, als die Offenbarung, die christliche Religion, und die Unsterblichkeit der Seelen. Allein eben darum sind alle diese verschiedenen Arten Menschen unglückselig, weil sie den beglückenden Gedanken, es ist ein GOtt, nicht denken.

Der

Der Krokodil und das Meerpferd.

Die Bosheit herrscht auf diesem Runde,
In Wässern, wie auf trocknem Grunde.
Was Berg und Thal und Wald beklagt,
Das geht im Fluß und Meer nicht besser,
Man sieht die Kinder der Gewässer
Gedrückt, verfolgt und wohl geplagt.
Es stieg aus den verborgnen Tiefen
Manch Ungeheuer in die Höh,
Es naht der Erde, Riesen liefen,
Es wich, und es erschrack die See.

Die Ufer wissen nebst den Höhlen
Von ihrem Grimme zu erzählen,
Des aufgesperrten Rachens Kluft,
Ist so der Fisch als Menschen Gruft.
Zu seinem Ruhm, der Welt zur Plage
Erschuf der älteste der Tage

Den

Den ungeheuren Krokodil,
Des Meeres Furcht, der Erde Schrecken,
Den feste Panzerschuppen decken,
Den Wüthrich in dem breiten Nil.

Einst lag das Unthier an dem Strande,
Und sonnte sich im weichen Sande.
Ein armes Kind, das noch nicht viel
Von diesem Ungeheuer wußte,
Und sich dem Fluße nähern mußte,
Kam aus Versehn zum Krokodil.
So fort war dieser auf den Beinen,
Und biß ihm das Genick entzwey.
Doch glaubt ihr, daß es möglich sey?
Der Krokodil fieng an zu weinen.

Ein Meerpferd, das seit langer Zeit
Entfernt von aller Eitelkeit
In seiner Höhle ruhig lebte,
Und sich der Einsamkeit bestrebte,
Kam gleich dazu und sah mit Lust,
Wie dieser Mörder sich betrübte.
Ach dieses hab ich längst gewußt,
Daß dich der Himmel annoch liebte,
Hub dieser Meerapostel an,
Bedaure du nur dein Verbrechen,
Und weine ferner Tag und Nacht,

Daß

Daß du dieß Kindlein umgebracht,
So wird die Vorsicht es nicht rächen.

Da wär ich so ein Thor, wie du,
Schrie ihm der Neubekehrte zu,
Erspare künftig deine Lehren,
Der Junge macht mich noch nicht satt,
Weil er kein Fleisch am Kopfe hat,
Das ist die Ursach meiner Zähren.

Ihr frommen Seelen, traut des Heuchlers
Thränen nicht,
Denn was er mit dem Munde spricht,
Das läugnet er in seinem Herzen,
Sein Auge weint, und die Gedanken scherzen.

Lichtwer.

Marie

Maximen an einen Jüngling, der die Akademien besuchte.

Höret Jüngling! was euch ein Wanderer zuruft, der eben den Weg gegangen ist, den ihr zu gehen anfanget. Am Ende der Reise ist man Erfahrungsreicher, als am Anfange. — Durch fehlgeschlagene Hoffnung fähiger, andere zu warnen, und bey den Nachwehen über theuer bezahlte Thorheit, weichherziger, sich fremde Thorheit jammern zu lassen.

Wie viel schöne Träume möget ihr euch nicht schon von dem Zustande eurer angetrettenen Freyheit und von den künftigen Belohnungen eures Fleißes gebildet haben. Ihr zählet vieleicht schon mehr Irrthümer, als Wahrheiten in den Büchern der Lehrer, und seyd kühn genug, alles zu beurtheilen, weil ihr nicht weise genug seyd, eure Denksucht zu mäßigen. —

Ihr

Ihr habt euch vieleicht schon manchen Lorber in Gedanken gewunden, in manchem schreyenden Zeitungsblatte euren übertitelten Namen gelesen, und wisset schon, was ihr über zwanzig Jahre für Werke werdet geschrieben, und wie viel Auflagen davon gesehen, und wie viel Aemter und Würden dafür erhascht haben. —

Betrüget euch nicht, mein Sohn! Eure Flügel werden an der Sonne schmelzen. Noch zehn Jahre — so wette ich, ihr werdet über euch lachen, und mit Scham an diese Reisen eurer Einbildungskraft denken.

Indem ihr studiren wollet, so suchet euer Herz zu überreden, als wenn euch nichts an der Wissenschaft gelegen sey; und in dem ihr wirklich studiret, so überredet den Verstand, als wenn ihr alles wissen müßtet — Man lernet nicht, um gelehrt zu seyn, sondern um nützlich zu werden.

Denket nach keinem Systeme, sondern nach eurem Genie. Die Leibnitze schöpften aus sich selbst, nicht aus den Handbüchern der Zunftgelehrten. Sie hatten die Logik der natürlichen

Wendung ihres Geistes, die Weisheit der Vernunft, die Naturlehre der Erfahrung, und die Sittenlehre dem Gewissen zu danken. Aber wenn ihr eine gewisse Schwere fühlet, die euch zu fremden Leisten in der Kunst zu denken niederbeugt — dann denket nach ihnen, und bleibt mittelmäßig.

Wenn ihr eure Lehrer höret, so glaubet: sie sind Lehrer, und haben in allen Meynungen recht. Wenn ihr alleine seyd, so glaubt: ihr habet Menschen gehöret, die irren können.* Jenes macht aufmerksam, dieses gewiß.

Es ist besser in euren Jahren, mit einem einzigen Greise umgehen, und sich von ihm tadeln lassen, als im Kreise von zehn Jünglingen reden, und gelobt werden.

Die Weisheit spricht wenig, weil ihr Reichthum, wovon man mit sicherm Tone sprechen kann, geringe ist. Man wird eure Schwäche kennen, wenn ihr hierinnen fehlet.

Höret

* Alles dieß ist aber nur von Profan-Wissenschaften zu verstehen, und keineswegs auf Glaubenssätze zu ziehen.

Höret mehr, als ihr leset. Denket mehr, als ihr höret. Empfindet, und übet mehr, als ihr höret, leset und denket. Glaubet nicht, daß die Kenntniß der Bücher gelehrt mache. Sammelt im Anfange den Reichthum der Wahrheit durch eigenes Denken.

Leset die alten Schriftsteller, damit ihr gründlich werdet, und die neuern, damit ihr wohl leben lernet. Diese rühmet öffentlich, damit sie euch nicht verfolgen; jene übet heimlich, damit ihr die Neuern recht brauchet.

Ihr müsset ein Pythagoräer seyn, um schweigen zu können, — ein Pyrrhonist, um die Wahrheit zu suchen — ein Freund des Plato, um die Einbildungskraft recht zu brauchen — ein Schüler des Sokrates, um für die Wahrheit leiden zu lernen.

Glaubet nicht, ein junger Mensch dürfe nur gelehrt werden, ohne in diesen Jahren besondere Tugenden zu zeigen. Es steht ihm vortreflich an, wenn er bey aller seiner Munterkeit, bey dem Anblicke eines Unglücklichen ein Almosen sucht, oder bey einem Zwiste durch guten Rath Parteyen verträgt.

Machet keinen Plan auf dieses oder jenes Amt. Studiret für eins, oder für alle. Bestrebet euch, so geschickt zu werden, um das höchste zu erhalten, und so demüthig zu werden, auch mit dem kleinsten zufrieden zu seyn.

Ein Gelehrter, den seine brennende Fähigkeit dazu gemacht, wird berühmt für sich, und wenig glücklich für andere. Ein Gelehrter aus Dürftigkeit und Armuth wird wenig wissen, aber mit mehr Treue wuchern. Die Katzen, die ohne Hunger mausen, spielen und tändeln nur mit dem Raube; die andern, die es aus Hunger thun, nützen ihren Raub, und reinigen das Haus.

Das äußere des guten Geschmacks in der Dichtkunst, und den anmuthigen Wissenschaften, ändert sich alle zehn Jahre. Das Innere ändert sich niemals. Suchet diesen innern Kern: so werdet ihr euch in den Modengeschmack schicken. Wer ein gutes Tuch zum Kleide kauft, kann es immer nach der Mode arbeiten lassen.

Wenn die Wissenschaften den Sitten schaden, warum ist Rousseau nicht ein Holzhacker geworden?

worden? Warum denkt er mit der größten Wissenschaft? Warum schreibt er? Der Fuchs wird den Weinstock gerne für sich allein behalten, und seinen Brüdern die Säure der Trauben predigen, um niemals durstig zu seyn.

Ein junger Mensch, der Staatssachen ergründen will, und den Monarchen Regeln vorschreibt, ist lächerlich.

Hütet euch vor den kleinen Banden eurer Mitbrüder, die im Finstern schleichen. Von ihrer guten Seite werdet ihr immer zu wenig, und von der schlimmern immer zu viel erhaschen. Ein junger Mensch nach dem Geschmacke junger Leute, und nach den Regeln kluger Männer zu seyn, läßt sich selten vergleichen.

Verbessert niemals zu heftig das Urtheil eurer Freunde. So gut dieses geschehen mag: so wird man euch doch hassen.

Viele Lehrer bessern den Verstand, aber man hat wenig Schulen fürs Herz. Dieses wären Realschulen, wo man, wie Lykurg bey seinen Spartanern that, den Söhnen der Mu-

sen gewisse Pflichten mit Belohnungen vorlegte: ihnen Proben der Mäßigkeit und des Eifers bey besondern dazu angestellten Gelegenheiten abfoderte, und ihnen schon in den Jahren eine practische Uebung in den Tugenden beybrächte, die sie hernach in ihrem künftigen Stande nöthig haben.

Eine freywillige Mäßigkeit — und zuweilen eine Entsagung unschuldiger Bequemlichkeiten ist für einen jungen Menschen eben so viel, als ein Collegium in der Haushaltungskunst.

Glaubet, mein Freund! daß einem Greise keine Vergehungen kränkender werden, als diejenigen, die er in eurem Alter begieng, wo es ein Verdienst war, sie zu vermeiden, und ein Unglück, auf die ganze Epoche seines Lebens, sie begangen zu haben.

Der

Der Abend.

Der Abendstern winkt unsrer Erde
Die Ruh am Horizont herauf;
Des Tages Arbeit und Beschwerde
Hört auf dem stillen Erdkreis auf.

Der Landmann, dessen stille Hütte
Der Gott des Schlafes gern bewohnt,
Tritt vor die Thür mit schwerem Schritte,
Und sieht mit Gähnen in den Mond.

Doch in der Stadt im weiten Zimmer
Spült man die großen Gläser aus,
Und bey des Wachslichts stolzem Schimmer
Erhebet sich der Abendschmaus.

Da schimmern Westen bey den Hauben;
Da herrscht und jauchzt der freye Spaß;
Und treuer Saft aus rheinschen Trauben
Stürzt unaufhörlich in das Glas.

Doch, Freund, was' machst du mit dem Weine,
Der schlechtgenützt sein Lager drückt?
Und warum hat ihn von dem Rheine
Der milde Weingott dir geschickt?

Ich seh schon, wie auf deinem Saale
Die Trunkenheit, nicht Bachus, rauscht;
Freund, man entheiligt die Pokale,
Wenn man sich so, wie ihr, berauscht.

O! daß in ungewürzten Zügen
Der edle Saft verschwendet wird;
Und daß der Mensch auch im Vergnügen
Zu seiner Schande strafbar irrt!

Nur Freunde, die sich glücklich dünken,
Wenn sie dem Becher Lieder weihn;
Wir, Freund, wir müßten mit dir trinken,
So würde dir dein Wein, erst Wein.

F. W. Zachariä

Eine

Eine Betrachtung, worinne man zeigt, daß die Hoffnung ein Gut ist, dessen Werth man nicht genug kennet.

Es ist zu bewundern, daß der Mensch das edelste unter den Geschöpfen so viele Unvollkommenheiten hat, als man an ihm siehet. Es scheint, daß allezeit noch etwas ist, das ihm fehlt, weil er keinen Augenblick seines Lebens ohne Verlangen zubringt. Alles, was er sieht, alles, was er hat, alles, was ihm seine Einbildungskraft vorstellt, erweckt in seinem Herzen eben so viele Arten des Verlangens, die nichts vertilgen kann, und ihm dennoch fast unmöglich ist zu erfüllen. Seine Schwäche kann es der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft nicht gleich thun, und seine Einbildungskraft kann ihm nicht hinlängliche Mittel angeben, sich selber Genüge zu leisten. Eine ewige Unruhe naget ihn, und nur die Hoffnung allein ist vermögend, sie zu stillen.

Ob der Mensch gleich in seinen Anschlägen oft unglücklich ist, so besteht er doch eifrigst darauf, und selbst das Unglück, daß es ihm darinne fehl geschlagen, dient ihm fast allezeit zu einem neuen Bewegungsgrunde, sie zu verfolgen. Dieser Durst, den er nicht löschen kann, und der ihn ohne Unterlaß auszehret; alle diese Arten eines unersättlichen Verlangens, daß er niemals versichert seyn kann zu befriedigen, würden ihm sonder Zweifel zu der schrecklichsten Strafe und Marter werden: wenn er nicht die Hoffnung hätte, daß es ihm gelingen würde. Damit schmeichelt er sich: und eben diese Hoffnung macht ihn wenigstens durch die Vorstellung, die er sich schaffet, daß es ihm nicht fehlen kann, glücklich zu seyn.

In der That führt ihn auch die Hoffnung durch lauter angenehme Wege, so gar bis zu dem äußersten Ziel, wo sie genöthigt wird, ihn zu verlassen. Sie allein hat die Kunst, ihm die Empfindung des Gegenwärtigen, wenn es unangenehm ist, unvermerkt zu rauben, und ihm die angenehme Zukunft, wohin er sich zu gelangen vorsetzt, gleichsam gegenwärtig zu machen. Das, was gefällt, mag so entfernt seyn,

als es will: so bringt sie es näher. Man genießt eines Glückes, so lange man es hoffet. Entwischet es: so hoffet man es doch noch. Erlangt man es: so verspricht man sich, es allezeit zu besitzen.

Wir mögen glücklich oder unglücklich seyn: so unterstützt und belebt uns die Hoffnung. Und die Unbeständigkeit menschlicher Dinge ist so groß, daß sie selbst auch unsere kühnsten Anschläge rechtfertigt, weil wir nach den unaufhörlichen Abwechselungen des Guten und des Bösen nicht mehr Ursache haben, das, was wir verabscheuen, zu fürchten, als dasjenige, was wir wünschen, zu hoffen.

Könnte man nicht mit Wahrheit sagen, daß die Hoffnung für uns gleichsam ein zweytes Leben ist, welches die Bitterkeit des ersten, das wir von den Händen des Schöpfers haben, versüßet? Allein, sie ist auch außer dem die Seele der Welt, und das mächtigste Triebwerk, Ordnung und Uebereinstimmung in derselben zu erhalten.

Eben durch sie wird die ganze Welt regiert. Würde man darinne Gesetze machen, wenn man

nicht eine weise Staatsverfassung davon hoffete? Würde man in derselben gehorsame Unterthanen finden, wenn sich ein jeder von ihnen nicht mit der Hoffnung schmeichelte, durch seine Unterthänigkeit etwas zum Wohl seines Vaterlandes beyzutragen? Was würde aus den Künsten werden, und wie sehr würde man sie nicht für unnütze halten, wenn man nicht zu dem Vortheil, den man daraus ziehen muß, Hoffnung hätte? Würden nicht, ohne die Hoffnung zu einem sicherern und gereinigtern Geschmack in allem, was uns zu wissen nöthig ist, zu gelangen, die Wissenschaften versäumet werden, die natürlichen Gaben unbearbeitet bleiben, und die glücklichen Köpfe in eine stumpfe Trägheit gerathen?

Fragt man einen Kriegsmann, was ihn bewegt, seine Tage, die er mit geringerer Gefahr und in größerer Ruhe zubringen könnte, so oft auf blosses Glück zu wagen: so wird er sagen, daß er die Hoffnung, Ruhm und Ehre zu erlangen, liebt, und den traurigen Süßigkeiten eines in Dunkelheit müßigen Lebens vorziehet. Der Handelsmann durchstreicht die Meere: allein er hoffet, sich für die Furcht, welche er unter Sturm und Ungewitter, und Klippen aus-

ausgestanden haben wird, durch seine Reichthümer schadlos zu machen. Der Ackersmann bückt sich auf seinen Pflug, und benetzt die Erde mit seinem Schweiße, aber diese Erde muß ihn nähren, und er würde sich der Mühe wohl entschlagen, sie zu bauen, wenn er davon nicht den Lohn für seine Beschwerden sicher erwartete.

Wir mögen unternehmen, was wir wollen: die Hoffnung ist dabey der Bewegungsgrund, der Vorschmack des glücklichen Ausganges, den wir wünschen, und wenigstens auf eine Zeitlang ein wirkliches Gut, in Ermangelung desjenigen, das uns entwischt. Es ist eine Freude, die wir uns zum voraus machen, die zwar bisweilen betrügt, aber doch, so lange sie dauret, ein Vergnügen giebt, daß dem Genuße desjenigen, was man sich verspricht, nicht im geringsten weicht, und oft alles Vergnügen, das man schon unter den glücklichsten Umständen geschmeckt hat, auslöschet.

Ja wie könnte man selbst seines Lebens geruhig genießen, wenn man nicht von einem Tage zum andern in der Hoffnung lebte, es länger zu erhalten? Es ist so gar unter den Kranken,

selbst

selbst bey den verzweifeltesten Umständen keiner, der sich nicht gegen die Annäherung des Todes betäuben, und fast noch den Augenblick, da er stirbt, seine Genesung hoffen sollte. Wir gehen so gar mit unsrer Hoffnung über den Tod hinaus: indem wir uns bemühen, unser Gedächtniß unter den Menschen unsterblich zu machen. In dieser schmeichelnden Vorstellung sind wir geneigter, uns ohne Rückkehr in den Abgründen der Ewigkeit zu verlieren.

Allgemeines Magazin.

Die Thorheit.

Soll ich so, wie Demokrit,
Wenn ich Thoren sehe, lachen?
Nein! die Thoren lachen mit,
Um sich närrischer zu machen:
Und des Lachens süße Müh
Ist noch viel zu gut für sie!

Soll ich so, wie Heraklit,
Wenn ich Thoren sehe, weinen?

Nein!

Nein! sie weinen oftmals mit,
Um bey Weisen klug zu scheinen:
Und der Thränen süße Müh
Ist noch viel zu gut für sie!

Besser will ich mich bemühn:
Keine Thoren zu betrachten,
Und so bald sie von mir fliehn,
Sie vergessen und verachten;
Der Verachtung kleine Müh
Ist noch noch endlich gut für sie!

Kleine Versuche.

Kurz und Gut.

Seraphion findet mich in einer Gesellschaft. Er läuft auf mich zu, und umarmet mich mit vollen Segeln seiner Freundschaft. Ich erschrecke vor ihm — Ich mache mich von ihm — Ich wünsche, seinen Character zu wissen — So bald er merket, daß ich an einem Freunde, etwas mehr als einen Kuß, den der Wein anglüet, suche, so läuft er fort, und bekennt es, daß ich keinen Geschmack habe. Er war ein Freund, und das ganz kurz und gut!

Ursine

Ursine sieht einen Bettler vor ihrer Thüre stehen. Er flehet und erzählet ihr seine Noth auf eine rührende Art. Sie greift in die Tasche — — kurz und gut, sagt sie! mein Freund! ihr bekommet hier nichts. Wir sind uns selbst Bettler genug. Sie schließt die Thüre zu, und ist fort.

Phintias läßt vier Bogen drucken, zum Schmeckbrode auf einen Folianten. Schön — mein Herr, wir sehen ihren ganzen Geist darinn. Es ist aber besser, daß sie es in vier Bogen gesagt, wer sie sind, als wenn wir erst aus ihrem Folianten, ihr Bißchen Narrheit hätten lesen müssen. Sie machten es kurz und gut.

Herr Archelaus, ein Kaufmann, fängt an zu handeln. Alle Gewölber und Packkammern sind reich, und der Keller ist am besten gefüllt. Er trinkt, so viel er kann. In vier Wochen ist der Keller leer, und der Credit verloren. Er war doch ein Kaufmann. Zum Besten der menschlichen Gesellschaft spielte er seine Rolle bald zum Ende, damit sich keiner mehr von ihm betriegen ließe. Er machte es kurz und gut.

Ein ganzes Blatt voll Thorheiten zu schreiben, die niemand glaubet — und die man niemals bessern wird — ist das nicht selbst Thorheit? — Gut? Wenn es Thorheit ist, so werde ich wenigstens das Lob verdienen: ich schriebe sie kurz, und gut — für Thoren.

S. F. Trescho.

Grabschrift eines Dichters.

Hier ruht ein Dichter göldner Zeit.
Sein Geist erhielt die Ewigkeit,
Für die er Tag und Nacht gesungen.
Stäts sprach er seinen Tadlern Hohn,
Und starb fast wie Anakreon, *)
Als er aus heilger Wuth ein Stück vom Kiel verschlungen.

*) Anakreon erstickte an einem Traubenkerne.

Gedanken von der Liebe des Vaterlandes.

Keine Leidenschaft scheint mehr wunderbare Wirkungen hervorzubringen, als die Liebe des Vaterlandes. Sie war es, die einen Themistokles Gift trinken hieß, sie war es, die einen Coriolan in der Mitte seiner Siege aufhielt. Wie viele Städte würden nicht der Nachkommenschaft unbekannt gewesen seyn, wenn nicht ihre Wirkungen einen von den Bürgern zu Heldenthaten aufgemuntert hätten.

Doch niemals ist es genug, wenn man eine Leidenschaft betrachtet, ihre Wirkungen gekannt zu haben, auch die Ursache davon muß einen Gegenstand der Untersuchung ausmachen. Diese dann soll mein Herz ergründen. Diese forschet mein Verstand!

Ich weis es, ich habe in diesem Stücke viele Vorgänger gehabt, und niemals werde ich im Stande seyn die Gedanken eines La Bruyere, Ochsenstirn oder Creffet erreichen zu können.

Doch was soll mich dieses abschrecken können? ich verlange die Ursache davon für mich selbst zu wissen, und niemals war es meine Absicht Ehre dadurch zu erwerben. Nein: meine eigne Besserung bewog mich zu dieser Arbeit.

Vieleicht werde ich durch Betrachtung einiger Beyspiele leichterdings auf die Käuntniß dieser Ursachen gerathen können.

Das weise Griechenland stellt uns die mehresten von dieser Gattung Helden dar. Es zeigt uns einen Themistokles, einen Phocion, einen Codrus. Wenn gleich die letzten zwey Beyspiele dem Zweifel der Critiker ausgesetzet sind, so kann ich sie doch in einem willkührlichen Satze für wahr ansehen.

Themistokles, der dem stolzen Athen seine Feinde durch wiederholte Siege gedemüthiget hatte, wird durch die Undankbarkeit seiner Mit-

bürger gezwungen, als Sieger bey den Besieg-ten Hilf zu suchen, er erhält sie, und der König der Perser überzeugt durch seine Groß-muth, die durch gegenwärtige Beyspiele über-zeugte Nachkömmlinge, daß oft auch so genannte Barbarn weit menschlichere Gefühle als gesittete Städte hegen können. Themistokles genießt wirklich von den Feinden Griechenlands die Be-lohnung seiner Tapferkeit, durch die er das Vaterland errettet hatte. Wir sehen den The-mistokles glücklich. Bald werden wir ihn auch großmüthig sehen.

Persien und Griechenland gerathen einander in die Haare. Themistokles soll als Feldherr der persischen Völker wider die Griechen zu Felde ziehen. Hätte er sich wohl eine bessere Gele-genheit versprechen dörfen, zugleich seine Schmach rächen, und seine Dankbarkeit bezeigen zu kön-nen? nein gewißlich nicht. Er hat die Macht Griechenland zu demüthigen, und diese Demü-thigung dient ihm nicht nur zur Vollziehung sei-ner Rache, sondern auch zum Beweis eines erkänntlichen Gemüthes gegen seine Gutthäter. Die einzige Liebe des Vaterlandes hält ihn zurücke; auch das undankbare Athen verdienet

Platz

Platz in seinem Herzen. Dankbarkeit, und Rache, und Menschlichkeit machen ihn zweifelhaft, er entschließet sich, und zu was? — zum sterben. So mußte ihm der Tod bey den Persern zum Beweis seiner Dankbarkeit, und bey den Griechen zur Probe einer durch den Undank seiner Mitbürger nicht erloschenen Liebe des Vaterlandes dienen.

Was konnte wohl den Themistokles zu dieser Entschließung bewegen? — Mir scheint keine andere Ursache ihn bewogen zu haben, als die Furcht lasterhaft zu werden, und in der That zu was sollte er sich entschlossen haben können, ohne sich diesem grausamen Zweifel ausgesetzt zu sehen? — Hätte Persien durch seine Beyhilfe gesieget, so hätte er seine Siegeszeichen auf den Gräbern und Gebeinen seiner Voreltern aufpflanzen müssen; und wäre Griechenland den Persern zu Leibe gegangen, so hätte er den Umsturz seiner Gutthäter durch sich befördert gesehen. Da es den Persern stäts nur an klugen Heersführern fehlte, *) und er hiemit

*) Wer an diesem Satze einigen Zweifel trägt darf nur das vierte Buch des Curtius von den Thaten

denselben, durch Annehmung der ihm angebothenen Feldherrn Stelle hätte verhindern können. Wir sehen nun bereits eine Ursache, nämlich die Meynung, die uns die Natur eingepflanzet hat, oder die Furcht lasterhaft zu werden, wenn wir dem Vaterlande unsere Liebe versagen sollten.

Codrus entreißt durch seinen Tod den Feinden den Sieg, welchen sie bereits in den Händen hatten. Er eilt ungezwungen in das Lager hin, er fängt Zwistigkeiten an, nicht um zu siegen, sondern um zu sterben, und wirklich fällt er, und noch sein Fall schreyt den Königen zu, daß sie auch durch ihren Tod ihre Völker zu retten schuldig sind.

Wenn ich immer dem nachdenke, was den Codrus zu dieser Unternehmung mag verleitet haben, so kömmt mir nichts anders zu Sinn, als die Dankbarkeit. Codrus regierte sein Volk

in

Thaten Alexanders des Großen nachlesen. Er wird dort deutliche Spuren finden, was den Persern in dem Kriege mit den Macedoniern die kluge Anführung des griechischen General Memnon genützet habe, der allein nach des Alexanders eigner Geständniß den Lauf seiner Siege hätte hemmen können.

in stätem Frieden. Das Vergnügen des Codrus war das Vergnügen seines Volkes, und die Freude des Volkes war die Freude des Codrus. Um seine Dankbarkeit gegen Athen zu bezeigen, biethet er sich selbst zum Opfer dar, und stirbt für das Heil seiner Unterthanen.

Rom, welches stäts in seinen Nachahmungen Athen übertraf, liefert uns einen Attilius. Allein dieser einzige Attilius scheint mir allein eine reine Liebe des Vaterlandes gehabt zu haben. Denn diesen, wenn man alle Umstände betrachtet, konnte nichts anders zu der Entschliessung bringen den römischen Vätern den Friedensbund mit Carthago zu widerrathen. als das Wohl seines Vaterlandes. Glückselig diejenige, die sich mit dem Regulus eben den Bewegungsgrund auserwählen.

Ich habe nun drey Bewegungsgründe entdecket, von welchen die Liebe des Vaterlandes entspringt. Die vierte Ursache werde ich leicht errathen können, ohne daß ich lange Beyspiele durchsuchen darf. Sie ist der Ruhm. Wir lesen in den Geschichten mit Erstaunen die Thaten dieser Helden; die Geschichtschreiber bemühen sich

gleichsam in die Wette sie mit Lobsprüchen zu überhäufen. Jeder Mensch, dem nicht das Laster das menschliche Gefühl entrissen hat, ist von Natur schon ehrbegierig, um wie mehr werden wir zur Liebe des Vaterlandes bewogen werden, wenn wir selbe als ein Mittel zur Sättigung unsrer Ehrbegierde ansehen. Wollte ich noch weiter gehen, so könnte ich vieleicht auch die fünfte Ursache ergründen. Wir sehen Völker, welche ihre Eiferer nicht nur mit Ehre, sondern auch mit Reichthümern überhäufen. Wer weis es, ob dieses nicht allein einige Engelländer zu wilden Patrioten macht.

Doch genug, ich habe meine Gedanken entdecket, und ich wünsche nur, daß jeder von meinen Mitbürgern die zwo ersten Ursachen sich gefallen lasse, da sie die Liebe des Vaterlandes zur Tugend machen; hingegen die letzte vermeide, indem sie aus uns nicht Freunde des Vaterlandes, sondern Gleißner gestaltet.

Versuch einer saphischen Ode bey Gelegenheit eines Donnerwetters.

Schon genug Strafe, genug Unglück stammt uns
Von dem erzürnten Vater der Erschaffnen
Muß denn der Aeltern Laster und Vergehen
Säuglinge treffen.

Wende den Donner mit erbettner Sanftmuth
Von unsrer Scheitel; laß den Ast des Friedens
Den grünen Oelzweig Blut gewohnte Fluren
Bald überschatten.

Wenn dein Arm Blitze, Wirkungen der Rache
Uns abzustrafen donnerend herabwirft,
Wirst von den Blitzen du in uns getroffen,
Schone dein Bildniß.

Denke des Bundes, den in den armen'schen
Bergen dem Noe neugeschaffne Zeichen
Mußten andeuten, da du uns Versöhnung
Göttlicher schenktest.

Wie oder willst du deiner Allmacht Werke
Mit Furcht und Schrecken unter uns verbreiten?
Soll uns dein Zürnen von dir überzeugen,
Daß du ein GOtt bist?

Was braucht es donnern, da uns die Geschöpfe
Da uns das Weltrund deine GOttheit malet.
Halt O erzürnter deine Hand zurücke;
Schone den Sünder.

J. B. S.

Demonstration
eines
Dorfschulmeisters.

Ich befand mich auf der Reise, und die hereinbrechende Nacht nöthigte mich in einem Dorfe einzukehren. Als ich in das Wirthshaus trat, so traf ich daselbst einen Tisch voll Bauern an, die ihrem Schulmeister mit großer Aufmerksamkeit zuhörten. Ja, sprach er, das müssen wir Gelehrte verstehen; die Erde

steht

steht mitten in der Welt, recht mitten drinne, recht in dem Centrum, und ist so groß, daß so viele Menschen darauf wohnen können, als Sand am Meere ist. Daß wir aber schier einander zu dicht auf dem Nacken sitzen, und einer immer dem andern den Acker abpflügt, das macht, daß die große Wüste Arabiens, welche zehnmal hundert tausend Millionen deutsche Meilen lang ist, nicht bewohnt ist. Aber es ist recht gut, denn indessen ruhet doch das Erdreich aus, und so bekommen unsre Nachkommen einmal desto besser Getreide. Denn es ist doch alles um des Menschen willen gemacht, und muß ihm über lang oder kurz Vortheil bringen. Das macht, er ist der rechte Finis der ganzen Welt. Aber ihr guten Leute verstehet das nicht. Denn ihr wißt viel davon, was Genus, numerus und Casus ist, und was nominativus, genitivus und accusativus mensa heißt. Dieses alles habe ich in meiner Jugend gelernet, und von meinem Schulmeister manches N B. darüber mit seinem baculo auf mein Capitolium gekriegt. Ja, ja sagten die Bauern, wir wissen ja, daß ihr studirt habt, und eure Sachen versteht. Aber ihr sagtet, daß alles um des Menschen willen gemacht wäre, wozu dienen uns

denn

denn die Flöhe? Flöhe, sprach er, wecken den Menschen auf, und erinnern ihn an seine Arbeit zu gehen, darum sind auch die Hunde damit versorget worden, die euch sonst nicht halb so gut bewachen würden. Die Sonne und der Mond müssen uns erleuchten, und die Sterne zieren den Himmel, und machen, daß er so schön bunt aussieht, und dieses alles um des Menschen willen. Ich möchte doch wohl wissen, fieng einer von den Bauern an, wie groß so ein Stern wäre? der Schulmeister versetzt: ich versichere euch bey meiner Ehre, daß er so groß ist, wie unser ganzes Dorf. Die Bauern schittelten die Köpfe, und der Schulmeister fuhr fort: Ihr wollt das nicht glauben? und ich schwöre euch, daß es von hier bis an die Sterne zwanzig gute Meilen sind, Meilen, die der Fuchs gemessen hat. In einer solchen Weite wird eine Sache kleiner. Das läßt sich hören, antwortete ein Bauer, ich dächte aber, wenn die Sterne näher bey der Erde gesetzt wären, so hätten sie nicht so groß seyn dörfen, und der Himmel hätte doch schön hergesehen. Ihr seyd ein guter ehrlicher Mann, antwortete der Schulmeister, wenn ihr nur Latein könntet, so wollte ich euch was sagen, was ihr in eurem Leben

nicht

nicht gehört habt, von dem influxu ſtellarum, der Conſtellation, ich meyne, wie die Planeten regieren. Dann würdet ihr erſt ſehen, warum die Sterne ſo groß ſeyn mußten, und daß alles um des Menſchen willen ſo iſt. Aber ſo heißt es: ridendo dicere verum quid vetat? das heißt: es iſt verbothen einem die Wahrheit zu ſagen, der mit Pferdreiten zu thun hat, und die Urſache ſteht dabey, nämlich: Ars longa, vita brevis, welches ſo viel heißen ſoll: daß ihr in eurem kurzen Leben dieſe lange Kunſt nicht begreifen könnt.

Der geflügelte Fiſch.

Lang ſah ein Fiſch, den die Natur mit Flügeln
Nicht ſonder Abſicht ausgeſchmückt,
Den großen Phöbus ſich im Weltmeer
ſpiegeln;
Und endlich rief er ganz entzückt:
Ich muß, ich muß dich in der Nähe,
Wohlthäter aller Weſen! ſehn.

Er schwingt sich in die gränzenlose Höhe:
O GOtt! wie groß bist du, wie liebenswerth,
wie schön,
Wie rein, wie wundervoll sind diese Stralen,
Die jeden Tropfen in dem Ocean
Mit deinem großen Bild bemalen.
O selig, wer dein Antlitz schauen kann!
So bethet er die milde GOttheit an.
Jetzt fühlt er nur, und schweigt, und opfert ihr
drey Thränen:
Doch plötzlich schließt sein starrend Auge sich,
Zu schwach für GOtt so nahe Scenen.
Der kühnen Flügel zart gewebte Sehnen
Verdorren. Großer GOtt! dein Blick verzeh-
ret mich:
So lallt er, sinkt entgeistert nieder
Und fand im Ocean sich wieder.

Erkenne dich an diesem Bild
Noch nicht verklärter Christ. Von deinem
GOtt erfüllt
Wagst du auf deines Geistes Schwingen
Bis in sein Allerheiligstes zu dringen.
Ja, wo der Cherub selbst sein Angesicht verhüllt,
Da forschest du mit heilig-kühnen Blicken,
Und siehst mit unaussprechlichem Entzücken

Den

Den großen Ewigen in seinem Glanz:
Doch hier versengst du dein Gefieder,
Dein Aug erstarrt, dein Geist zerfließet ganz.
Du sinkest aus den Himmeln nieder
Und findst dich auf der Erde wieder.

poetische Versuche.

Der Hamster und die Ameise.

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet. — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räubrischen Geitz mit dem Leben büßen lassen.

Leßing.

Momus und Asträa.

Dort als des Titus Königsstab
Das Glück der goldnen Zeit den Römern widergab,
Sprach Momus höhnisch zu Asträen:
Du trägst dein Schwert wohl nur zur Pracht?
Der Kaiser läßt es müßig stehen.
Er herrscht mit Gnade, nicht mit Macht.
Thor! rief die Göttinn aus, der du nicht weiter siehst:
Mein Schwert mag müßig seyn, wenn es nur schrecklich ist.

Eberlein.

München
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen.

Vierter Jahrgang.

Zwölftes u. letztes Monathstück.

Im September 1768.

München
zu finden in der akademischen Buchhandlung.

10010383

Der Herbst.

Ode an seinen Freund K.

Komm wieder, fruchtbarer Herbst! in die beraubten Gefilde,
Die der befriedigte Landmann geleert!
Komm wieder, und hüpfe gelind, wo sonst die prächtigen Aehren
Mit segenreich wallenden Gipfeln gewankt.
Dort kömmt er! sein frölicher Arm trägt ein gedoppeltes Füllhorn
Mit Obst und reifenden Früchten umsteckt:

Die lächelnde Scheitel umkränzt des Weinstocks
duftender Schatten,
Der die sich färbende Traube verbirgt.

Er kömmt, und mit ihm der Sturm, der
jetzt mit brausenden Flügeln
Des Sommers verpestende Dünste verjagt;
Er kömmt; es fliehen vor ihm der Linden wel-
kende Blätter,
Die nie Gelehrten den Schatten versagt.
Dort steht er! der traurige Baum, und seufzt
mit nackenden Wipfeln,
Und schüttelt gezwungen sein gelbliches Laub:
Jetzt deckt ihn der Morgen mit Reif, und nei-
disch sieht er den Weinstock,
Der prächtig mit grünenden Blättern erscheint.
Wie reitzend beschäftigt er dort die Hände jauch-
zender Winzer,
Die lächelnd des Schweißes Vergeltung be-
sehn,
Und den gesammleten Most schon voller Zufrie-
denheit keltern;
Die Hügel ertönen von ihrem Gesang.
Der Frost verdrängt euch noch nicht, ihr Kin-
der der zeugenden Flora,
Die künstelnd Pracht, Nutzen und Anmuth ver-
eint! Hebt

Hebt jetzo vom Morgen bethaut, die nieder sin-
kenden Spitzen,
Die der verderbende Sommer versengt.
Euch tödtet der schädliche Frost bereifter und
stürmischer Nächte,
Ihr Blüten vom zärtlichen Nelkengeschlecht!
Dort schimmert noch scheckiger Mohn; dort blü-
hen noch spate Aurikeln,
Und trotzen der Kälte nach.

Streicht nicht so eilig vorbey! den niemals
ermüdenden Hunden
Wird schwerlich die flüchtige Beute entgehn,
Ihr Jäger! auf, lasset einmal das drohende
Hifthorn erschallen,
Bis Wälder und Förste sein Tönen durcheilt.
Dort zeigt euch der sumpfigte Weg des Wildes
kaum merkliche Spuren,
Ihr folget ihm munter und holt es noch ein;
O welch eine reitzende Müh! Dianens würdge
Beschäftgung
Erfüllet mein Herz mit Vergnügen und Lust.
Der Nachhall erwiedert verstärkt das Heulen
lechzender Hunde,
Die Eifer und Ungeduld schäumend erhitzt.

Die wiedergefundene Spur entdeckt das schüchterne Rehe,
Das endlich zerrissen im Staube sich krümmt.
Schon bringet mit schneidendem Hauch der Nordwind die glänzenden Flocken,
Und wälzet sie stürmisch in bebender Luft:
Doch schnell verjagt sie der Strahl der alles erwärmenden Sonne,
Die lächelnd Schnee, Nebel und Wolken durchdringt.
Freund! wage dich herzhaft ins Feld; sieh die entblätterten Gipfel,
Wo sonst die zärtliche Nachtigall sang;
Und dort das taumelnde Laub bejahrter und schattiger Eichen,
Worunter Amyntas sonst frölich gespielt:
Der jetzt mit säumender Hand den Schatz gefälliger Hirten,
Sein Rohr an die staubigten Wände gehängt,
Bis ers im lockenden May, vom Lenz und Liebe begeistert,
Mit doppelt begierigen Händen ergreift.
So schnell vergieng er der Lenz! so bald verblühte der Sommer;
So streichen auch Jugend und Jahre dahin!

Drum,

Drum, Freund! drum wiedm' auch den Herbst
dem Scherz, dem Vergnü-
gen, der Freundschaft,
Eh Winter und Jahre dich fühllos gemacht!

Westphälische Gedichte.

Die untergehende Sonne.

Der Tag erblasset. Sein heiteres Licht wird mit jedem Augenblicke schwächer, und drohet, bald ganz zu verlöschen. Die feurige Quelle dieses kostbaren Elements nähert sich mit starken Schritten dem Horizonte. Nur noch ein schmaler Streif scheidet sie davon. Sie hat schon den größesten Theil ihrer Stralen abgeleget. Das Auge verträgt schon ihren Anblick, dessen völliges Verschwinden es in der nächsten Minute erwartet. Ein feuriger Glanz vergoldet die ganze Abendseite des Himmels. Die letzte Erscheinung der Sonne ist eben so prächtig, als heute ihre erste war. Sie läßt uns bey ihrem Untergange gleichsam empfinden, wie viel wir an ihr verlieren. Jetzt versinkt sie = = = Sie ist hin = = = und ich habe sie vielleicht jetzt zum letztenmal in meinem Leben

gesehen. Ehe sie ihre Reise bis zur Morgenseite wird vollendet haben, hat der Engel des Todes aus den Händen des Ewigen den gemessenen Befehl erhalten, mehr als dreyßig tausenden (*) von unserm Geschlechte ihren Aufenthalt in den finstern Wohnungen des Schattenreiches anzuweisen. Tausend Würgengel sind schon ausgegangen, diesen Befehl zu vollstrecken. Sie kennen ihre Opfer mit Namen; gewiß, keinen zu verfehlen. Wer weis? steht nicht auch der meinige mit auf dieser fürchterlichen Liste? Wer weis? wird sich nicht auch für mich diese Nacht in eine ewige Nacht verwandeln? in eine Nacht, welche der späte Morgen der Ewigkeit allererst unterbrechen wird?

Wie

(*) Dieser Gedanke ist nichts weniger, als übertrieben. Von dreyßig Menschen stirbt jährlich einer. 1000, 000, 000 Menschen leben zur Zeit auf dem Erdboden. Von diesen sterben also jährlich mehr, als 33, 000, 000, welches auf jeden Tag im Jahre mehr, wie 90, 000, und also noch etliche Tausend mehr machet, als der Tag Secunden hat. Eine Sommernacht zu acht Stunden gerechnet, liefert also auf das wenigste 30, 000 Menschen in das Grab. Es saget also der obige Gedanke, im strengsten Verstande genommen, noch weniger, als sich in der That befindet.

Wie finster ist jetzt der Anblick der Natur? Die Farben sterben. Die Schöpfung entschlummert. Melancholische Schatten bedecken die ganze Körperwelt, welche schwarz gekleidet das abermalige Absterben eines Tages zu betrauren scheint. Das Geräusche der Welt verwandelt sich in eine schüchterne Stille. Die Bande der Gesellschaft sind aufgelöset. Die Verknüpfung der Seele mit der Körperwelt ist fast gänzlich unterbrochen, da Licht und Schall, ihre vornehmsten Werkzeuge, schlafen. Sie ist allein. Kein mitleidiger Lichtstral besuchet sie mehr. Von einer fühlbaren Dunkelheit umgeben, fühlet sie nur sich, und sich in einer Einöde. Durch das ganze Gebieth der Natur herrschet ein allgemeines fürchterliches Stillschweigen. Welch ein natürliches Bild des Todes? Er ist eben das, nur in einem höhern Grade. In der Nacht ist die Welt für uns tod. In der Todesnacht sind wir es für die Welt, und zugleich für uns selbst. Unfähig zu empfinden, zu denken und zu wirken, betäubt, fühllos, und sich ihrer selbst unbewußt, erwartet die schlafende Seele, um erwachen zu können, den mächtigen Ton der göttlichen Posaune, welche den Anfang der Ewigkeit verkündiget, und

Welten zum Gerichte ruft. Die Nacht der Natur läßt doch der Seele noch die Kraft, wirksam zu seyn; und ihre Stille locket sie, es auf eine für sie selbst nützliche Art zu seyn, als es ihr das Geräusch des Tages verstattet. Sie veranlasset sie, über sich selbst nachzudenken, und, von äußern Eindrücken ungestört, für das Glück der Zukunft zu sorgen. Und woran ist mir wohl mehr, als daran, gelegen? Nacht! sey mir willkommen! Von deinen Stunden will ich einen bessern Gebrauch machen, als ich von denen des Tages gethan habe. Deine Finsterniß soll meine Seele erleuchten. Du bist eine nahe Verwandtinn des Todes. Der Umgang mit dir soll mich zu seiner Bekanntschaft führen. Vielleicht höret er auf, mir fürchterlich zu seyn, wenn ich ihn kennen lerne; oder sein Schreckenbild störet mich in dem gefährlichen Schlafe der Sicherheit.

Sie ist nicht mehr, die Sonne, die Königinn des Himmels, und die sichtbare Regentinn des Tages. Aber er ist noch, und ist ohne Veränderung derselbe, der sie und mich erschaffen hat. Sie hat sich meinen Blicken entzogen, und ihr Untergang hat die Welt des Lichtes, ih-

res größesten Schatzes, beraubet. Von dem prächtigen Schauspiele der Schöpfung, welches ich noch vor einer Stunde bewunderte, bleibt mir nichts, als das bloße Andenken zurück. Ich sehe die Schaubühne des heutigen Tages von allen Verzierungen entblößet, leer, und in ein wüstes Trauergerüste verwandelt. In Wahrheit! was ist jetzt alles, was man auf Erden prächtig nennet? Wo ist der stolze Schimmer sichtbarer Herrlichkeiten geblieben? Die Schöpfung hat alles verlohren, was mich heute an ihr entzücket hat. Aller ihr Reitz ist mit dem abgeschiedenen Tage zu Grabe gegangen. Die Natur erwartet ihren verlohrnen Schmuck allererst mit der Zurückkunft der Sonne wiedergesetzt! dieses geschähe nicht mehr! Was wäre dann alle irrdische Pracht? aller Glanz des Goldes? aller reiche Schimmer blitzender Edelgesteine? alle mannichfaltige Anmuth des Weltgebäudes? Kunst, Schönheit, Herrlichkeit mit allen ihren blendenden Reitzungen, was sind sie für uns, wenn das Licht fehlet? Ein nichts! Aber ein Nichts, welches Glanz genug hat, um die Augen fast aller Menschen zu blenden, Erniedrigender Gedanke für die stolze Eitelkeit unsers Geschlechtes! Dinge, welche alles, was sie

sind

sind und was sie gelten, von den Stralen der Sonne borgen, machen Wesen, welche nach dem Bilde der GOttheit geschaffen, und zu dem Glücke ihrer Gemeinschaft bestimmet sind, ihrer angebohrnen Würde und ihrer natürlichen Hoheit vergessen. Dinge, welche jeder Morgen neu erschaffen muß, und deren ganzer Werth von der Gnade eines jeden Tages abhänge, machen sich Geister unterwürfig, welche der Allmächtige zu Herren seiner Schöpfung gesetzet hat? Wäre dieses glaublich, wenn es nicht die Erfahrung lehrete? muß ich nicht, so schwer auch dieses Geständniß meiner Eigenliebe ankömmt, es gestehen, daß die meisten Handlungen des abgeschiedenen Tages, wo nicht alle, aus dieser niedrigen Quelle geflossen sind? Auf einen so hohen Grad hat also das flüchtige Licht des Tages meine blöden Augen blenden können? O! so sey du mir gesegnet! wohlthätige Nacht! du zerbrichst diese Götzenbilder! deine Schatten tödten die Zauberkräfte des Tages. Dein mächtiger Arm zerreißt meine Ketten, und setzet meine erlöfete Seele in Freyheit. Oder vielmehr du thust es, ewiger Vater! Herr der Natur! gütiger Vater denkender Wesen! mitleidig gegen meine Schwäche, schenkest du mir

die

die Nacht zum Lehrer, die mich empfinden läßt, wie alles außer dir nichts ist, und du alles bist. Die dunkeln Schatten der Nacht sind schreckliche, aber heilsame Bothen, von dir abgesandt, um mich vor dem blendenden Schimmer verführerischer Reitzungen zu warnen, und mich durch die Erfahrung zu belehren, daß du allein mein einziges, wahres und höchstes Gut seyest: Darum verhüllen auf deinen Befehl schwarze Finsterniße die Schönheiten der Erde, damit ich ungehindert die unvergänglichen Schönheiten des Himmels sehen, und Lieb gewinnen möge. Wie lebhaft empfinde ich jetzt in der Finsterniß, welche mich umgiebt, die Nichtigkeit der Hoffnungen, welche mich heute durch ihren falschen Schein bezauberten? Was für Wünsche entstunden nicht in meiner von eiteln Einbildungen trunkenen Seele bey dem Anblicke eines prächtig scheinenden Glückes? Alle meine Kräfte waren angestrenget, um Entwürfe zu machen, wie ich mir dasselbe zuwegebringen möchte. Alsdann glaubte ich ohne Ausnahme beglückt zu seyn, und keines andern Dinges mehr zu bedörfen. Nichts war an meinen Entwürfen vergessen, als nur das, was allein sie hätte vernünftig machen können, die Vorstellung von der Ungewißheit

heit und Vergänglichkeit ihres Gegenstandes. Meine liebreiche Freundinn, die holdselige Nacht, wecket mich auf, und störet diesen für meine Ruhe gefährlichen Traum. Mit Verwirrung werde ich es inne, wie schändlich ich mich selbst betrogen habe. Ich sehe jetzt meine schönen Entwürfe in ihrem wahren Lichte. Beschämt gestehe ich es vor mir selbst, sie waren nichts, als thörichte Mittel zu einem noch thörichtern Endzweck. Wie unglücklich wäre ich, wenn sie mir gelungen wären? meine Gemüthsruhe, meine Unschuld, und wie leicht auch das Glück der Zukunft, wären das Opfer meiner Thorheit geworden. Die gütige Vorsicht trat ins Mittel, und verhinderte mich wider meinen Willen unglücklich zu werden. Habe ich meiner selbst so sehr vergessen können? hat ein bloßer Schein, dessen Falschheit zu entdecken eine mäßige Aufmerksamkeit zugereichet hätte, mich zu solchen Ausschweifungen verleiten, und mir die Augen gegen die Wichtigkeit meiner heiligsten Pflichten, und gegen die deutlichsten Aussprüche meines eigenen Gewissens verschließen können? Bittres Andenken! Die Reue zernaget mein Herz. Ihr Feuer frißt um sich in den Wunden, welche heute mein Gewissen empfangen hat. Ich werde ein

Mar-

Martyrer meiner Unvernunft. Ich leide die so mühsam gesuchten Strafen meiner Thorheit. Aber ich leide sie zu meinen Besten. Diese schmerzliche Reue wird mich nie gereuen; sie wird mich weise, sie wird mich seelig machen. Ihr Feuer wird mein Herz und mein Gewissen reinigen, und die Schulden meiner Sünden aus dem Schuldbuche des Himmels tilgen. Durch sie geläutert wird mein Herz heiliger, und meine Tugend vollkommener werden. Wie viel glücklicher bin ich jetzt unter den Schmerzen der Reue, als unter den heutigen Freuden der Eitelkeit? Diese verführten mich von dem Wege der Vernunft. Jene machen mich zur Vernunft wiederkehren. Hiemit sey der Schluß gefasset! Nie will ich künftig den flatterichten Freuden des Tages weitere Eindrücke in mein Herz verstatten, als ich gewiß bin, daß sie der Abend billigen wird. Meine künftigen Tage sollen immer vor dem Richterstuhl der Nacht ihre Rechnung ablegen. Ich will durch nächtliche Ueberlegungen meiner vergangenen Tag verbessern, und meine zukünftigen verhüten. Gütiger Vater! vergieb nach deiner Liebe der aufrichtigen Reue die Fehler, welche zu verbessern mein ernster Vorsatz ist!

Unter-

Untergehende Sonne! verlöschendes Licht des Tages! lebendiges Bild von der Unbeständigkeit aller irrdischen Dinge! Lehrreiches Schauspiel für mich! der ich auch einmal untergehen; dessen Lebenslicht auch einmal verlöschen; und die Vergänglichkeit aller Dinge mit einem neuen Beyspiele bestärken muß! möchte doch mein Untergang einst dem deinigen gleich seyn? Du gehst mit Pracht und mit Majestät unter. Auf gleiche Art verläßt ein Gerechter die Schaubühne dieses Lebens. Ein tugendhafter Wandel führet zu einem herrlichen Tode. Ein Geist, dessen innere Fähigkeiten die Religion erweitert; dessen Hoffnungen die Lehre des Christenthums erhöhet; und dessen Gesinnungen der Geist der Gottseligkeit geheiliget hat; sieht der Auflösung des Körpers, der bisher ihm zum Aufenthalt gedienet hat, mit gesetzter Gelassenheit zu. Er geht gleich der Sonne nicht für sich, sondern nur für die Zuschauer unter. Er ist gewiß, daß er gleich ihr prächtiger wieder aufgehen wird. Diese Hoffnung lebet in seinem letzten Gedanken. Ein zufriedenes Lächeln stirbt auf seinen erstarrenden Wangen. Er sinkt der Ewigkeit in die Arme, unterstützet von den getreuen Händen der Allgenugsamkeit, auf welche er durch sein

ganz

ganzes Leben vertrauet hat. Seine verlassene Wohnung zerfällt in Staub. Seiner wird in kurzer Zeit unter den Lebendigen vergessen. Die Räder der Natur bewegen sich indessen ohne Stillstand fort. Die Planeten wälzen sich nach wie vor um ihre Sonnen: bis der, dessen gebiethend Wort sie zu erst in Bewegung setzte, ihnen den Befehl giebt, zu vergehen. Nun stirbt die Natur: aber der Gerechte lebet wieder. Er lebet, um nie wieder zu sterben. Der erste Blick, welchen er um sich thut, entdecket ihm seinen Erlöser. Er erkennet ihn, seinen göttlichen Freund, mitten unter der Menge himmlischer Heere, welche ihn begleiten; er erkennet ihn an der Herrlichkeit des Vaters, welche ihn umgiebt, und an der Allmacht eines Schöpfers, mit welcher er ausgerüstet zur Erschaffung neuer Welten hervorgeht. Ein Blick voll göttlicher unaussprechlicher Huld befiehlt ihm, hinzu zunahen, und ein Zeuge noch nie gesehener Wunder zu seyn. Die schlafende Stimme durchschallet die grundlosen Tiefen des Nichts; und plötzlich steigt eine neue Sonne mit neuen Welten hervor. Sie glänzet für den Gerechten. Sie glänzet mit einem himmlischen unauslöschlichen Glanze. Ein segnender Blick ihres Schöp-

fers weihet sie zu der ewigen Wohnung der Seligen ein. Hier ist das Haus des ewigen Friedens, der Sitz der Zufriedenheit und das Vaterland der Liebe. Hier hat der Allmächtige für seine Lieblinge gebauet. Hier ist das Reich seines Sohnes und seiner Erwählten. Hiehin geht der Gerechte, geführet von seinem unsterblichen Freunde, und nimmt das Reich in Besitz, welches die ewige Liebe des Vaters ihm von Ewigkeit her bereitet hat. O seliges Schicksal! sey du das Ziel aller meiner Wünsche! mich deiner würdig zu machen soll der Endzweck meiner nächtlichen Bemühungen seyn. Wenn mit dem Tag die Geschäfte des Tages ein Ende haben, wenn mit dem Licht der Welt auch das Geräusch der Welt verschwindt; dann will ich in seliger Einsamkeit meine Seele zu himmlischen Gesinnungen bilden. Dann will ich unangesehen von Menschen und nur von dem Auge der Allgegenwart bemerket, mich mit meinem himmlischen Freunde und mit der Ewigkeit bekannt machen. In diesen für den größesten Theil der Menschen verlohrnen Stunden will ich lernen, wie ich heilig leben, und einmal des Todes der Gerechten sterben kann.

Christ in der Einsamkeit.

Das

Das Stadtleben.

Du, deren freyes Herz, von Stadt und
Lärm entfernt,
Das Glück der Einsamkeit vergnügt empfinden
lernt;
Die, wenn du vor dem Reitz geschmückter Un-
ruh fliehest,
Dem Vater der Natur in seinen Werken siehest,
Melinde! glaube nicht, daß das Geräusch der
Stadt
Die Weisheit stäts verscheucht, und keine Rei-
tzung hat.

Es lebt auch hier, entfernt von Eitelkeit
und Sorgen,
Oft mitten in der Stadt ein Mann der Stadt
verborgen,
Der seine Größe fühlt, der Thoren Stolz ver-
lacht,
Und sich durch Redlichkeit und Tugend glücklich
macht.

Er suchet unerkannt die Laster zu bestreiten;
Er theilt nicht Lehren aus; er schmählt nicht
auf die Zeiten;
Er tadelt andre nicht; sein Beyspiel lehret blos:
Er bleibt sich selbsten gleich und auch im Klei=
nen groß.
Genug, er kennt sich selbst. Er lacht von hei=
tern Höhen
Auf Thoren sanft herab, die zornig auf ihn
schmähen.
Er lebet für die Welt und nicht für sich allein,
Und mitten im Gedräng kann er oft einsam
seyn.

Die prächtige Natur kann man auch hier
empfinden;
Geselligkeit und Witz kann Freunde hier ver=
binden.
Von Schmeicheleyen fern, von Falschheit un=
verstellt,
Sind sie sich eine Stadt, sie sind sich eine
Welt.
Nur muß ein Weiser hier, um ungestöhrt zu
leben,
Den Ruhm und Ehrsucht fliehn; anstatt nach
Ruhm zu streben.

Mit

Mit allem Vorbedacht, und mit der feinsten List,
Verbirgt er vor der Welt, daß er ein Weiser ist.
Kann man nicht auf dem Land auch stolze Tho=
ren sehen,
Die mit sich selbst vergnügt die stille Weisheit
schmähen?
O Freundinn! ungestraft darf Niemand weise
seyn.
Wer Thoren fliehen will, der bleibe ganz al=
lein.

Uns hat der Vorsicht Macht in eine Welt
gesetzet,
Die jeden, der sie kennt und können will, er=
götzet:
Doch diese Welt ist nicht für Menschen ganz
allein;
Auch Thieren räumte sie zugleich den Erdball
ein.
Da wie das flücht'ge Wild in Büschen leiden
können;
Wer würde Thoren auch nicht ihren Platz ver=
gönnen?
Theils thöricht von Natur und theils muthwil=
lig blind,
Sind sie genug gestraft, indem sie Thoren sind.

Ein Weiser lebt vergnügt auch mitten unter ihnen:
Sie müssen ihm noch oft zu seinem Endzweck dienen.
Sie sind dem Weisen stäts, trotz ihrem stolzen Wahn,
So sehr, als wie das Wild dem Menschen, Unterthan.
Wahr ists, es muß der Mensch ergrimmte Löwen fliehen;
Ein Weiser muß sich oft des Thoren Zorn entziehen:
Jedoch die Klugheit siegt; durch List wird Macht geschwächt:
Stäts ist ein Weiser frey; der Thor bleibt stäts ein Knecht.

Glaubst du, daß nur die Stadt der Thoren Schwarm umschränket?
Daß man nur in der Stadt nicht fühlet und nicht denket?
O nein! kein Winkel ist in dieser Welt so klein,
Es schleichet unbemerkt sich doch ein Thor hinein.
Wann Mops in seinem Dorf den Nachbar quält und drücket,
Im Kleinen Untreu wird, und seinen Freund berücket,

Auf seinen Reichthum stolz den Armen von sich
jagt,
Dem Knecht den Lohn entzieht, und plumpe
Lügen sagt.
Da Pseudon in der Stadt mit seinem Anstand
lüget,
Stolz ist mit Artigkeit, mit guter Art betrü-
get:
Ist Mops ein kleiner Thor, ein kleinrer Bö-
sewicht,
Als Pseudon? Das glaubt Mops: ich aber
glaub es nicht.

Ist Thrax, der jeden Tag zu trunknen Fe-
sten weihet,
Noch thörigter, als Grill, der in den Schenken
schreyet?
Nein, denn ihr Unterschied ist dieser nur al-
lein:
Der wird vom Bier berauscht; der von Cham-
pagnerwein.

Wenn Stentor in der Stadt mit stolzen
Schritten gehet;
Da Mävius sich stolz bey seinen Bauren bläht:

Hat Stentor größern Stolz? Ich wollte wetten, nein.
Er Trullibet *) will stäts mehr als ein Bischof seyn.

Die Stadt macht manchen fromm: bemerkt
scheut man Verbrechen:
Man ziehet auf das Land, sich an dem Zwang zu rächen.
Die Freyheit ist es zwar, die Sterbliche beglückt:
Doch alle Herzen sind zur Freyheit nicht geschickt.
Sie werden bald ihr Glück mit ungezähmten Lüsten
Und ihren freyen Stand mißbrauchen und verwüsten.
Der Weise bleibt vergnügt und groß in jedem Stand:
Frey bleibt er in der Stadt, frey bleibt er auf dem Land.

Der, der die Welt nicht kennt, in unschuldsvoller Jugend,
Hält oft aus frommen Wahn Unwissenheit für Tugend.

Er

*) S. die Geschichte des Joseph Andreas.

Er glaubt sich tugendhaft; doch wenn sich seinem Geist
Auf einmal eine Welt voll neuer Wollust weißt,
Dann ist er oft zu schwach, die Neigungen zu zwingen,
Die sich ins offne Herz des Unerfahrnen dringen:
Er folgt der Wollust Ruf, vergißt sein vor'ges Glück,
Und wird oft lasterhaft in einem Augenblick.
So traut ein Kaufmann dort den unbeständ'gen Winden,
In einer neuen Welt ein blendend Glück zu finden;
Doch siehet er noch oft mit thränenvollem Blick
Nach seinem Vaterland, nach seinem Freund zurück.
Er weis, was er verläßt, er weis nicht, was er findet:
Doch folgt er seinem Glück, und Freund und Port verschwindet.
Im Fliehn beseufzet er, von seinem Wahn regiert,
Das Glück, daß er jetzt sucht, das Glück das er verliert.

So giebt der Jüngling auch, sieht er gleich oft zurücke,
Der Unschuld sanfte Lust für unbekanntes Glücke;
Der Neubegierde Macht reißt ihn vom sichern Port
Wild in die stürmsche See der Leidenschaften fort.

Der ist kein Weiser noch, dem die Erfahrung fehlet,
Der noch die Welt nicht kennt, auf die er strafend schmählet.
Der, der verdient mit Recht, daß man sein Lob erhöht,
Der Welt und Wollust kennt und ihren Reitz verschmäht.
Der ist so gut ein Thor, der jede Lust verachtet,
Als der, der ohne Ziel nach neuen Freuden schmachtet.
Ein Weiser mäßigt sich; ein Thor weis gar kein Ziel:
Der, der sich selbst nicht kennt, traut stäts sich gar zu viel.

Wer andre wirklich kennt, wird auch sich selbsten kennen.
Soll jede Zeit mit Recht euch wahre Weisen nennen:
Lebt nicht der Nachwelt blos, lebt unsrer Zeit zugleich;
Kennt andre, kennt die Welt, vor allen kennet euch.

Der Lärm der Städte kann die Ruhe nicht verscheuchen:
Wer dieses Glück verdient, von dem wird sie nicht weichen.
Der, dessen eitles Herz dieß Glück nicht in sich hat,
Bleibt traurig auf dem Land und traurig in der Stadt.
Wer wirklich ruhig ist, scheut nicht des Volkes Menge,
Er bleibet ungestört und ruhig im Gedränge.
Ein Thor will stäts bemerkt und stäts bewundert seyn:
Ein Weiser lebt vergnügt, schließt in sich selbst sich ein.
Er wird, bereit, dem Lauf der Thoren auszuweichen,
Des Lebens dunkle Bahn mit stillem Schritt durchschleichen.

Sein

Sein Herz bleibt dem Gesetz der Tugend unterthan;
Den äußerlichen Schein bestimmt der Bürger Wahn.
Melinde, komm und hilf Geschmack und Witz verbreiten!
Hilf uns in unsrer Stadt der Thoren Schwarm bestreiten!
Mehr, als Ermahnungen, lehrt oft ein feiner Scherz:
Was Sitten bessern kann, das bessert auch das Herz.

v. Chronegk.

Auserlesene Gedanken einiger Römer und Griechen, über unterschiedliche Stücke der Sittenlehre.

Was beklagest du dich über Elend und Ungemach? Hast du einen Menschen gesehen, der nicht gleichen Zufällen unterworfen, über welche du klagest? Es beklagen sich aber nicht alle. Der thörichte König,

der unweise Reiche, der so ohne Verdienst glücklich in der Welt ist, der beklaget sich allezeit. Der arme Weltweise, der den Menschen und die Welt und sich selbst kennet, der allein klaget nicht. Betrachte das Gute, welches du in deinem Leben hast, so wirst du dich nicht beklagen. Erwähle den Stand, der dir angemessen ist, so lebest du wohl. Es ist ein Zeichen eines unweisen Menschen, täglich über das zu klagen, was wir nicht ändern können. So dir aber etwas begegnet, darüber auch ein Kluger klagen kann, so klage es nur einem Freunde, und wenig Bekannten: klagest du es vielen Leuten, so beklagest du dich bey deinen Feinden, denen du mit deiner Klage Freude erweckest.

Der Ehestand ist den Menschen ein erwünschtes und angenehmes Uebel. Siehst du nicht, daß die Götter die Natur der Menschen dahin leiten mußten, daß sie eine Begierde hätten, sich zu verheurathen, damit die Erde gebauet würde. Wären alle Menschen weise, so würden unter fünfzig Menschen nicht einer gefunden werden, der sich ein Weib nehmen würde. Der Arme, der ein Weib nimmt, ist zweyfach arm, er ist wahrhaftig elend, er beschließt

an dem Tage seiner Hochzeit die Freude seines Lebens. Er machet seinem Elende den Anfang mit Musik und Saitenspiele.

Sey nicht stolz gegen einen Armen und Elenden. Es ist nicht deine Weisheit, daß du groß und vornehm bist; es ist vieleicht nicht seine Schuld, daß er arm und verächtlich ist. Die Menschen sind alle dem Schicksale unterworfen. Schaue den Armen vor deinen Füssen, und gedenke, du werdest auf deinem Sterbbette noch elender seyn, als der ist; der nun in betrübter Gestalt vor deinen Augen steht, und ein Almosen von deiner Hand fodert. Du wirst in einen Zustand gerathen, wo du deinen Zustand alsdenn gern mit ihm verwechseln wolltest. Der Böse, der Narr, der Hochmüthige, sind aufgeblasen gegen den Armen, aber das Herz des Weisen ist mit Barmherzigkeit, mit Demuth und Erbarmen angefüllt.

GOtt sieht alles. GOtt hört alles. Fürchte dich vor ihm, er sieht, was du begehst, wenn du schon in der Finsterniß deine Schandthat begehst. Kein Böser und Lasterhafter ist seiner Strafe entronnen. Sey GOttes eingedenk,

wenn

wenn es dir wohl geht, damit er dich nicht durch die Strafe an ihn gedenken mache. Wenn du in der Aufrichtigkeit wandelst, so kannst du dir die Hülfe GOttes versprechen, und du wirst von GOtt erhöret werden, wenn dein Gebeth nur das begehret, was dir gut und nothwendig ist.

Trachte dein Gemüth mit Wissenschaft auszuzieren, denn sie ist eine Besitzung, die dir nicht kann genommen werden. Die Wissenschaft wird dich zu einem zahmen und vernünftigen Menschen machen. Die Wissenschaft ist ein sicherer Stab in der Pilgerschaft dieses Lebens. Sie ist die schönste und herrlichste Besitzung, die dir zufallen kann, und ohne welche du in der Welt nicht glücklich seyn wirst. Bist du groß und mächtig ohne Wissenschaft, so bist du nichts als ein hölzerner Götze in einem marmorsteinernen Tempel: Der Preis der Wissenschaften ist so groß, daß auch der Bauer den Gelehrten ehret. Wer die Wissenschaften nicht hoch hält, der ist ein Narr: denn der Gelehrte sieht auch dann, wann es bey dem Ungelehrten ganz finster ist. Der Ungelehrte sieht auch das nicht, was er glaubet wohl zu sehen. Aber

wo die Vernunft mangelt, da ist die Wissenschaft vergebens.

Sey arbeitsam, denn es ist nichts betrübters noch beschwerlichers als der Müßigang.

Je größer der Glanz, die Ehre und Herrlichkeit bey einem Menschen sind, desto mehr befinden sich bey ihm schlaflose Nächte und kummerhafte Sorgen.

Der Hochmüthige ist vor GOtt ein Gräuel; er läuft seinem Untergange entgegen; die Reden der Weisen finden kein Gehör bey ihm; aber der Weise läßt sich leiten.

Habe nicht viel Freunde; aber einen sollst du haben: denn er ist so nothwendig, als das Feuer und das Wasser zur Erhaltung deines Lebens.

Wenn du zu Gaste laden willst, so lade die Weisen und Gelehrten; speisest du aber den Narren und Ungelehrten, so wird er die Gutthat übel vergelten.

Das Kennzeichen weiser Reden ist die Einfalt.

Die

Die Armuth ist ein Uebel, welches nicht alle Menschen tragen können, aber noch viel weniger Menschen können Ehre und Reichthum ertragen. Wer die Ehre mit Demuth, Leutseligkeit und Mäßigkeit erträgt, der ist ein weiser Mann zu nennen. Hochmuth ist der Anfang zu dem Falle.

Wo du einen Undankbaren siehst, so gedenke, er sey lasterhaft, und hüte dich vor ihm.

Fliehe vor den Bösen, denn ihr Umgang ist gefährlich, und der Mund der Lasterhaften ist eine tiefe Grube.

Es ist ein elendes Ding um ein böses Herz: es machet den unglücklich, welchen es regieret, und stiftet Unglück bey den übrigen Menschen.

Ohne die Hoffnung wäre das Leben aller Menschen sehr elend; diese ist der Trost in den Gefahren, eine Stütze in allem Unglücke, und die Zuversicht in dem Tode selbst.

Einen guten Mann erkennet man daran, wenn er ein Freund der Tugendhaften, und ein Feind der Lasterhaften ist.

Die Zeit ist ein gewisser Zeuge, ob man weise oder thöricht gehandelt habe.

Willst du glückselig seyn, so begnüge dich mit dem Mittelstande.

Die Frechheit und Ausgelassenheit ist ein gewisser Gefährte der Reue.

Bey dem Unweisen und Hochmüthigen ist kein Rath: durch die Thorheit und Unbedachtsamkeit geschehen die meisten Uebel in der Welt. Der Weise berathschlaget sich in der Nacht, und wenn er aufsteht, so ist er frölich, weil er einen Ausgang aus der Gefahr gefunden.

Vor allem soll man die Aeltern ehren: Ein Sohn, der Vater und Mutter ehret, wird glücklich seyn. Ehre die Aeltern, so wirst du lange und glücklich leben.

Ein Weib ist das Heil oder der Untergang eines Hauses. Ein vernünftiges und gutes Weib ist eine Stütze ihres Mannes, und eine Zierde ihrer Kinder. Erkenne aber das kluge Weib daran, ob es könne ein Geheimniß behalten. Ein böses oder lasterhaftes Weib ist das größte Uebel in der Welt, und ein solches

kann

kann nicht gebessert werden. Ein böses Weib ist grausamer, als das wildeste Thier auf dem Felde; es ist grausamer und gefährlicher, als ein Löwe.

Wie glücklich ist der, der eine eigne Wohnung hat, sie sey gleich so klein, daß sie einem Reichen verächtlich scheint.

Allzugroße Sorgen des Lebens sind das Gift, durch welches die meisten Menschen zu Grunde gehen.

Ein unweiser und ungelehrter Sohn ist die Schande des Vaters.

Hüte dich vor denen, die allzeit wohl beredt sind, die allzeit freundlich lachen, und die sehr angenehme Worte von ihrer Zunge fallen lassen: denn bey solchen ist Falschheit in dem Herzen, und Galle unter der Zunge.

Durch gute Auferziehung wird ein Land erhalten, eine Stadt gebauet, der Vater geehret, die Mutter erfreuet, und der Sohn wird eine Stütze eines Hauses; aber der Vater, der versäumet, den Sohn zu der Arbeit und zu der

Wissenschaften zu erziehen, wird mit Thränen und Armuth in die Grube fahren.

Drey Dinge sind bey allen Menschen gleich: Die Geburt, das Elend, oder die Unbeständigkeit des Glücks, und der Tod.

Schmeicheley ist die Schwester der Verleumdung. Schmeicheley ist ein goldener Strang, an welchem viele ihr Leben verloren.

Leichtfertigkeit und Muthwillen sind die Früchte des Reichthumes und des Ueberflußes. Der Weise erhebt sich nicht in seinem Vermögen; aber der Thörichte, und der Unverständige werden stolz.

Es ist schwerer, seinen Mund zu bewahren, als seine Schätze.

Betrübe dich nicht über die Urtheile des Pöbels; denn drey Dinge sind es, die nicht können gezwungen werden: das Wasser, das Feuer, und der Mund des Volkes.

Kunst und Wissenschaft sind allzeit ein glückseliger Port der Sterblichen, an welchem sie niemals völligen Schiffbruch leiden können.

Die

Die Feindseligkeit ist dem Vernünftigen ein Licht, durch welches er zur Weisheit geleitet wird.

Alles, was geschieht, und alles, was wir vor Augen sehen, beweist uns die Hand, und die Regierung eines allweisen und allmächtigen GOttes.

Der Müßiggang ist eine gewisse Mutter der Armuth.

Reichthum und Zufriedenheit wohnen selten bey einander: darum misgönne dem Reichen seinen Reichthum nicht; er bezahlet ihn mit einer großen Sorge und vielen Beschwerlichkeiten.

Urtheile nicht geschwind, die Zeit bringet die Wahrheit an den Tag, nach welcher du richten sollst.

Glücklich zu leben, ist kein gewissers Mittel, als wenig zu reden, und von andern Menschen niemals zu reden, als wenn man verbunden ist, es zu thun.

Glaube nicht, daß du etwas vornehmen, oder thun kannst, daß du nicht getadelt werdest;

dein Anschlag mag so gut, löblich und vernünftig seyn, als er will, so werden sich dennoch Leute finden, welche deine Handlungen verachten und verwerfen.

Wenn sich dein Herz aufblähet, und deine Augen stolz werden, so schaue deine Hände an, die werden verfaulen, schaue deine rothe Wangen an, die werden erblassen; schaue deine Augen in dem Spiegel, die werden ersterben, schaue deinen Mund, der wird sich mit Seufzen zuschliessen, und deine ganze Gestalt und Herrlichkeit wird zu einem Scheusale werden, und alle Lebendigen werden vor dir fliehen.

Gehorsam ist der Vorbothe der Glückseligkeit.

Je mehr Weisheit und Wissenschaft einer besitzt, desto mehr wird er den Göttern gleich. Darum sind diejenigen Narren, die in der Unwissenheit aufgeblasen sind; denn der Putz ihres Leibes ist eine goldene Kette an dem Halse eines Affen; und das Vertrauen auf ihr Geschlecht ist ein Wind, der mit Staube angefüllet ist.

Die Erfüllung aller Begierden bringt endlich Ueberdruß; aber der Geitzige kann nicht erfüllet werden.

Die

Die Ordnung, die Arbeit, und die Beobachtung der Gesetze, sind das Heil eines Staates.

Hüte dich von dem Heuchler: er ist böser, denn Gift; er ist gefährlicher, als eine Viper; fliehe vor ihm, denn bey ihm ist kein Friede. Sein Mund redet angenehme Dinge; Süßigkeit ist auf seinen Lippen; aber das Herz ist mit Galle angefüllet, und ist gleich einem Köcher, in welchem vergiftete Pfeile verborgen sind, welche geschwind zu dem Verderben abgeschossen werden.

Sey nicht neidisch über die Größe des Ungerechten und Lasterhaften: denn du siehst nur sein Auswendiges, aber sein Herz siehst du nicht, welches eine Behausung ist von den unreinsten Lüsten und Begierden, von Neid, Haß, Angst und Schrecken.

Fliehe die Menschen, welche Verstellung lieben: denn diese haben viele Wege, den Unschuldigen zu verderben; der Verstellte lauert auf das Leben seines Freundes, und in seiner Gemeinschaft ist verborgenes Unglück.

Verlasse dich nicht auf die Stimme des Pöbels: sie ist veränderlich wie der Wind; Unwahrheit ist in dem Ruhme und in der Nachrede des großen Haufens verborgen.

Hitze und Eilfertigkeit sind der Vater und die Mutter der todten und unzeitigen Geburten.

Gewöhne dich und deine Kinder zu der Arbeit; denn sie wird dich erheben. Ehre begleitet dieselbe aller Orten, und Reichthum folget ihr nach; aber die Fußstapfen des Trägen führen zu dem Untergange, und ihr Letztes ist mit Schande bedeckt.

Liebe die Mäßigkeit: denn durch dieselbe erhältst du die Kraft deiner Seele.

Verschwiegenheit hat allzeit einen gewissen Lohn.

Lauf nicht nach allzu großer Ehre und Reichthum: denn das Leben ist nichts anders, als eine Schaubühne, von welcher du bald hinter den Vorhang zurück gehen wirst. Ist es nun der Mühe werth, sich große Arbeit zu geben, damit du auf dieser Schaubühne eine Person spie-

spielest; die in der Welt mit vielen unnöthigen Sorgen beladen ist?

Einem Weisen kömmt nichts unerwartet: er wird durch Glück nicht all zu sehr erfreuet, und durch Unglück nicht übernommen, noch erschrecket, oder zu Boden geschlagen.

Fliehe verwegene Menschen, denn sie sind böse Rathgeber.

Die Tugend allein ist eine vollkommene und beständige Besitzung.

Gleichwie der Spiegel einem Blinden nichts nützet, also sind die Vorstellungen des Weisen vergebens bey einem Hochmüthigen und bey den Narren; und daran erkennet den vernünftigen Mann, wenn er sich tadeln läßt, und erkennen kann, daß er unweislich gehandelt habe.

Wo in einem Staate Müßiggang, Pracht, Ausgelassenheit und Hochmuth eingewurzelt, da wird die Empörung nicht ausbleiben.

Wie kurz, wie blind, wie unstät, wie ungewiß ist das Glück und das Leben der Menschen!

Gesundheit, Vernunft und Zufriedenheit sind besser, als Schätze und Herrlichkeit; auch wohnen diese drey selten beysammen in den grossen Pallästen.

Ehrbarkeit, Aufrichtigkeit und ein gutthätiges Herz sind starke Mauern, welche die Tugendhaften beschützen.

Wo Geitz sich einfindet, da ist gewiß auch Ungerechtigkeit, Falschheit und Untreue.

Das Herz des Ehrgeitzigen ist ein wildes Meer, dessen Wellen an alle Ufer schlagen, und sich niemals in Ruhe setzen.

Beklage dich nicht über die bösen Zeiten, in welchen du lebest: alle vorher gegangenen sind gewesen, wie die, in denen du lebest: und die, so nach dir kommen, werden gleich seyn allen vergangenen.

Ein guter und tugendhafter Mann ist ein allgemeines Gut, und ein böser ist ein allgemeines Uebel, aus welchem die Seufzer der Wittwen, und die Thränen der Weisen herkommen.

Ein

Ein Ungelehrter ist ein Blindgebohrner, der keinen Stab in der Hand hat.

Einige Tage in dem Leben sind glücklich, andere unglücklich. Wenn die Unglücklichen aufstehen, so verzage nicht, und werde nicht kleinmüthig; denn die Fröhlichen kommen auch wieder: aber laß dich durch diese nicht zu der Ausgelassenheit verleiten.

Keiner ist so stark, so wild, so böse und ungebunden gewesen, der nicht endlich jemanden gefunden, von dem er gezähmet worden.

Das Herz des Bösen kann nicht gemildert, oder zu der Barmherzigkeit bewogen werden.

Verlache den Armen und Elenden nicht, denn es kann dir ein gleiches begegnen.

Laß dich nicht bethören durch ein großes Gerücht, und viele Lobsprüche von einem reichen Manne: denn das Gerücht kann auch das, so nichts ist, groß machen.

Trachte der Ehre nach; aber trachte nicht nach aller Ehre, und setze nicht deine Glückseligkeit darinnen; bearbeite dich aber, daß deine

Tu-

Tugend die Hochachtung erwerbe: denn ein Tugendhafter hat wahre Ehre genug.

Lobe dich selbst nicht, damit du nicht verachtet werdest. Aber verachte das Lob von andern nicht, damit man nicht erkenne, daß dein Herz von Stolz und Einbildung angefüllet sey.

Von den Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens.

Der Mensch, vom Wahne fortgerissen,
Klagt, ohne was er klagt, zu wissen,
Und sucht sein Unglück, das ihn flieht.
Er glaubt, es habe GOtt zum Leben
Die Zeit zu geitzig ihm gegeben,
Die er doch nur sich selbst entzieht.

Mit seinem Schöpfer unzufrieden,
Seufzt er: mir ist kein Glück beschieden,
Weil mir zu ihm die Dauer fehlt.
Die Lust ist gar zu bald verschwunden:
Mir bleibt von durchgelebten Stunden
Kaum ihr Gedächtniß, das mich quält.

Dort geht, noch unbekannt dem Leide,
Der Jüngling mit dem Volk der Freude,
Und nur die Lust erfüllt sein Herz;
Er singt, und stocket unterm Singen.
Die Zeit kömmt, und mit ihren Schwingen
Verscheuchet sie von ihm den Scherz.

Die Zeit eilt mit geschwindem Schritte,
Und hat bey jedem meiner Tritte
Mich näher an das Grab gebracht.
Ich seh des Todes bange Höhle;
Sein Bild schreckt und verwirrt die Seele,
Das jeder Tritt mir heller macht.

Und wenn ich gleich den Tod nicht scheue,
Und meines Lebens mich erfreue;
Wie lange währet sein Genuß?
Die Zeit bemüht ihn zu verhindern,
Macht Männer wiederum zu Kindern,
Und unser Leben schließt Verdruß.

So klagt der Mensch. Zu seiner Schande
Trägt er der Thorheit harte Bande,
Und seufzt nur unter ihrer Last.
Er könnte durch den Kerker dringen,
Und frey seyn, und sein Schicksal zwingen;
Doch, diese Müh ist ihm verhaßt.

Das Laster kömmt mit falschen Tücken
Den trägen Menschen zu berücken,
Und schnell gelingt ihm jeder Streich.
Es weist auf seine falschen Schätze;
Ihr Menschen folgt mir, ich ergötze:
Nur mein Reich ist der Freude Reich.

Der fürchterliche Feind der Tugend
Die Wollust nähert sich der Jugend,
Und stiehlt aus ihrer Brust die Ruh.
Es trinkt im Wein die wilde Freude,
Die Heroldinn vom nahen Leide,
Dem Jüngling die Zerstreuung zu.

Ein Schwarm vergeblicher Geschäfte,
Verzehrt des reifern Alters Kräfte,
Vom Ehrgeiz braust sein männlich Blut.
Es achtet keiner weisen Lehre;
Denn seine Tugend ist die Ehre,
Und nur für die besitzt es Muth.

Der alte will, bey grauen Haaren,
Noch Güter auf die Zukunft sparen,
Und bebend sammelt seine Hand.
Sein Herz, gehärtet von dem Geitze,
Bleibt füllos bey des Mitleids Reize,
Und Zahlen nur kennt sein Verstand.

Gewohnt die Stunden zu verschwenden,
Läßt sie der Mensch sich leicht entwenden,
Und, was sie werth sind, weis er nicht.
Sie sind bald ein Geschenk an Freunde,
Und bald ein leichter Raub der Feinde,
Und nie ein Eigenthum der Pflicht.

Er eilt, das Leben zu durchstreichen,
Als würd er nie sein End erreichen,
Als wär er Herr der Ewigkeit.
Nur wenn des Alters Last ihn drücket,
Wenn ihm der Tod schon Bothen schicket,
Fühlt er die Kürze seiner Zeit.

Dann sieht er mit verkehrten Augen,
Wie wenig die Geschäfte taugen,
In die sein Geist sich sonst versteckt.
Sein Leid verkündigt seine Klage;
Durch das Gesicht verderbter Tage
Wird sein erstaunter Geist erschreckt.

Kehrt noch einmal zu ihm zurücke,
Ihr ungeschätzten Augenblicke,
Die er nur auf ein Nichts verwandt!
Die Nebel sind um ihn verschwunden.
Der Tugend heiligt alle Stunden
Sein jetzt erheiterter Verstand.

Was seh ich? Ja! er ist erhöret;
Der Hand des Todes wird gewehret;
Den offnen Rachen schließt das Grab.
In die bereits erstorbnen Glieder
Kömmt schon ein frisches Leben wieder,
Und sichtbar nimmt die Krankheit ab.

Sein erstes Leben wird bereuet,
So lange die Gefahr ihm dräuet,
Und diese Reue wanket nicht.
Die Welt soll ihn nicht mehr verführen,
Und er verbürgt mit starken Schwüren,
Sich künftig nur allein der Pflicht.

Jedoch sein Muth beginnt zu wanken.
Es fliehn die heiligen Gedanken;
Warum? Er fühlt, er wird gesund.
Des Arztes Stirn ist ohne Sorgen,
Und macht ihm, heitrer jeden Morgen,
Die nähere Genesung kund.

Ihn den gewohnten Weg zu leiten,
Umgiebt ihn jetzt von allen Seiten
Der Lüste sonst geliebter Schwarm.
Zwar anfangs wagt er kleine Kriege;
Doch bald, verzweifelnd an dem Siege,
Wirft er sich ihnen in den Arm.

Von

Von seinem vorigen Entschluße
Bleibt noch das Bild, ihm zum Verdruße
In dem davon entfernten Geist.
Es macht ihm bey dem Laster bange.
Das Leben währt ihm jetzt zu lange,
Das seine Thorheit ihm verweist.

Die ihr den GOtt der Götter schmähet,
Wenn ihr dem Rauche gleich vergehet,
Den man vergißt, wenn er zerstiebt.
Wie? Ihr verstummet hier, ihr Blöden?
Versuchts doch, uns zu überreden,
Daß unser Glück die Zeit nur giebt!

Der Fleiß in nützlichen Geschäften,
Der edle Wucher mit den Kräften
Bestimmt das menschliche Geschick.
Des Menschen Glück nicht einzuschränken,
Verlieh ihm GOtt die Kraft zu denken,
Und sprach: Mensch, schaffe dir dein Glück!

Doch, sucht beym Pöbel, sucht bey Fürsten!
Wo sind sie, die nach Weisheit dürsten?
Wie ist der Klugen Zahl so klein!
Den Leidenschaften wird gefröhnet;
Du, arme Tugend, wirst gehöhnet;
Und dein soll doch die Herrschaft seyn.

Ihr Menschen, lernt doch euch gebieten!
Seyd frey und laßt die Thoren wüthen,
Und nützet jeden Augenblick.
Ihr werdet GOtt nicht mehr verklagen,
Und, voll vom Danke, freudig sagen:
Die Zeit ist nicht zu kurz zum Glück.

Der Bienenstock.

Gedanken über den Stolz und seine gefährlichen Folgen.

Im Stolze, dem Vernünftler Stolze, hat unser Irrthum Grund und Lauf:
Ein jeder steigt aus seinem Kreise zu seinen Wolken kühn hinauf.

Pope.

Die große Ungleichheit, die wir oft in den Werken des Geistes von einem und eben demselben Manne antreffen, ist nicht im geringsten etwas wunderbares. Denn, gleichwie

der Körper des Menschen aus den Elementen zusammengesetzt ist: also verändert er sich auch mit dem Wetter, und ist einem öftern Wechsel unterworfen, als der Mond. Eben so ist es auch mit der Seele. Ob diese gleich an sich selbst unveränderlich ist: so müssen doch ihre Kräfte wirken, weil sie mit diesen körperlichen Werkzeugen der Empfindung, die sich beständig ändern, verbunden, und in und durch dieselben zu wirken genöthigt ist, nothwendig mehr oder weniger gehindert werden und nach ihren Graden der Klarheit, wie das Queckſilber in dem Wetterglase, steigen oder fallen. Daher kömmt es, daß das Gemüth eine Stunde so lauter ist, als die ätherische Luft, die nächstfolgende Stunde hingegen so unrein, als der dickste Nebel.

Wird uns ein heitrer Tag gegönnt: so steigen
wir auf Seraphs Flügeln,
Erheben, wie Elias dort, uns flammend zu der
Wolken Hügeln,
Und sehn durch Augen, die nicht sterben, was
die Natur nur fassen kann.
Am nächsten wolkichttrüben Tage zeigt das Gehirn schon Stumpfheit an:

Wir pressen es mit aller Macht, elende Zeilen auszuschmieden.
Bald ist es Witz, bald albern Zeug; so wie das Wetter unterschieden:
Dann kömmt, wie am Aprilentage, dieß beydes untermenget vor.

Da die Kräfte des Gemüths auf die Art von den Werkzeugen des Körpers abhängen, und diese letztern so veränderlich sind als der Wind: wo ist denn die Gewißheit des menschlichen Wi=ßes; wo der Praler mit der menschlichen Ver=nunft? Diese Wankelhaftigkeit des sterblichen Baues, dieser Unbestand menschlicher Weisheit sollte uns Demuth lehren, und unsern Stolz erniedrigen. Es ist gewiß keine Leidenschaft, es sey auch welche es wolle, bey dem menschlichen Geschlechte so allgemein, als der Stolz: dennoch ist keine so unvernünftig. Er ist in der That der rechte Grund der Thorheit: und derjenige, der den größten Antheil davon hat, muß folglich den geringsten Theil von der Vernunft haben.

Wenn wir das ganze menschliche Geschlecht durchsehen: so werden wir finden, daß sie alle über den einen oder den andern Mangel klagen. Wo aber werden wir einen finden, der Ver=nunft

nunft genug hat, sich über seinen Mangel an derselben zu beklagen? wir klagen alle über den Mangel an etwas, das wir in der That nicht nöthig haben: jedoch in Ansehung des einzigen Stückes, dessen wir wahrhaftig bedörfen, geben= ken wir alle, daß wir nicht nur genug, sondern überflüßig davon haben. Denn wer ist wohl, der mit seinem Antheile von Verstande nicht zufrieden ist, oder sich nicht für geschickt hält, andre zu leiten? Unser Stolz auf die Vernunft ist in der That so groß, daß wir mehr Begierde besitzen für weise als für gut und tugendhaft ge= halten zu werden. Was kann gleichwohl einen offenbarern Beweis von unsrer Thorheit geben? Denn wer ist wohl jemals zu gleich böse und weise gewesen? Weisheit und Bosheit können eben so wenig vereinigt seyn, als Wahrheit und Falschheit: wo die eine eintritt, da muß die andere weichen.

Unter allen menschlichen Vorzügen ist die Vernunft unstreitig der größte: allein es giebt einige Leute, welche die Natur wirklich mit vorzüglichen Kräften begabt hat, die allzu ge= neigt sind, mit einer Art von Verachtung auf ihre Nebengeschöpfe von geringern Gaben hinab=

zusehen. Wollten sie aber nur unparteyisch in sich selbst hineinschauen, und sich betrachten: so würden sie gewiß gestehen, daß sie nichts in der Natur haben können, dessen sie sich als ihres wahren Eigenthums rühmen möchten. Diejenigen, welche die meiste Weisheit besitzen, werden allzeit die demüthigsten seyn: sie werden erkennen, daß, mit was für guten Eigenschaften sie auch beglückt seyn mögen, die Ehre davon allein ihrem Schöpfer gebühret. Wenn meine Uhr gut geht: soll sie sich denn selbst damit groß machen; oder ist nicht der Werkmeister zu rühmen? Wie vielmehr der Schöpfer, der dieß menschliche Maschinenwerk nicht allein zusammen gesetzet, sondern auch allen Stoff dazu gemacht hat! Derjenige, der sich selber in Betrachtung irgend einer treflichen Eigenschaft die Ehre anmaßet, ist ein Dieb, und beraubet seinen Schöpfer. Der königliche Psalmist sagt mit vollkommener Wahrheit, wenn er den Herrn lobet und preiset, daß sein Volk die Gaben zu dem Tempelbau so willig gegeben hatte: „Allein wer bin ich, und was ist mein Volk, daß „wir im Stande seyn sollten, so willig die „Gaben auf diese Art dar zu bringen? Denn „alles kömmt von dir, und von deinem Eigenen

„ha-

„ haben wir dir gegeben. „ — Es ist in der That nichts, wobey die Menschen so geneigt sind, stolz darauf zu thun, als auf ihre Vernunft. Wir sehen sie als unser eigenes innerliches Kleinod an, das keiner Gefahr unterworfen ist, wie der Reichthum oder andere äußerliche Gaben des Glücks verloren zu werden, sondern in uns selbst befestigt liegt, und so lange bey uns bleibt, als unsere Wirklichkeit. Wie oft sehen wir aber gleichwohl, daß dieser gerühmte Vorzug durch die geringsten Mittel gänzlich vernichtet wird? Ein Dachziegel, der herabfällt, wird ein oder das andere kleine Gefäß des Gehirns zerrütten: so verschwindet er, wie eine ausgelöschte Flamme, so, daß sein Feuer nie wieder angezündet wird. Wie oft geht dieß Kleinod, womit man pralet, durch einen lähmenden Schlagfluß verloren: nicht anders, als wie die verwelkten Zweige eines Baumes, dessen Gefäße, weil sie verstopft sind, aus Mangel ihres Nahrungssaftes verdorren. Ja in Wahrheit, wie oft hat der eitle Stolz auf die Vernunft, und die sich selbst angemaßte Ehre davon, die menschliche Natur zu einem Viehe erniedrigt, und die gerechte Strafe eines Nebukadnezars nach sich gezogen? Der Stolz ist der Vater des

Uebels, und unter allen Leidenschaften dem Schöpfer am verhaßtesten und uns selbst am schädlichsten. Er veranlasset uns, ihm sein gebührendes Lob, und uns selbst alles Vergnügen zu rauben: denn ein Stolzer wird allzeit einen oder den andern armen Mardochai finden. Der Stolz macht, daß Leute ihre eigne Verdienste durch ein Vergrößerungsglas, die Verdienste anderer durch ein Verkleinerungsglas ansehen: und ob er uns gleich gegen unsre eigene Thorheiten blind macht; so verursachet er doch, daß wir die Schwachheiten anderer Menschen mit Adlersaugen ausspüren und nach dem Worte der vollkommenen Weisheit den Splitter in des andern Auge sehen, aber des Balkens in dem unsrigen nicht gewahr werden. — Stolz und Vernunft können niemal zusammen stimmen: sie sind von Natur einander entgegen gesetzt und so zuwider, als Liebe und Haß; ja sie können so wenig beysammen stehen, als Licht und Finsterniß.

Es giebt inzwischen auch eine gerechte, nothwendige und wohl gegründete Ehrbegierde, die wir billig allemal von dem Stolze sorgfältig unterscheiden sollten.

Ein

Ein Vergnügen daran zu finden und eine jede Gelegenheit zur Anwendung aller uns verliehenen Kräfte dazu zu ergreifen, daß wir unsern Schöpfer ehren und unsern Nebengeschöpfen dienen mögen, ist nicht allein vernünftig, sondern auch der höchste und edelste Gebrauch, wozu die menschliche Vernunft angewendet werden kann: ja es ist in der That die eigentliche Absicht, wozu sie uns gegeben ist. Wenn wir einen Menschen seine Kräfte zu diesem Zwecke anwenden sehen: kann gegen ihn nichts ungerechter oder für die Gesellschaft nichts schädlicher seyn, als daß man es seinem Stolze zuschreibe. Wir sind allzu geneigt, andere nach uns selbst zu beurtheilen. Sehen wir, daß ein anderer Eigenschaften besitzt, die uns stolz machen würden: so schließen wir ohne weitern Beweis, er sey stolz. Vorzügliche und vortrefliche Eigenschaften ziehen allzeit neidische Augen auf sich. Und was für eine Tugend wird der Neid nicht zu einem Laster ausdeuten? Diejenige Ehrbegierde, welche einen gemeinen Nutzen hervorbringt, oder hervorzubringen sucht, kann niemals mit Rechte getadelt werden. Allein einige Leute sind so neidisch, daß sie keine leuchtenden Gaben an

andern sehen können, ohne die Zähne dawider zu blöcken, wie Hunde, die den Mond anbellen.

Unsern Stolz zu beugen und unsern ungerechten Tadel zu zäumen, sollten wir billig alle in uns selbst hineinschauen, und das lebendige und lehrreichste Buch, unsere eignen Herzen, durchforschen: denn nichts wird unsern Stolz so kräftig unterdrücken, oder unsre widrige Urtheile bessern, als die Selbsterkenntniß. Derjenige, der seine eignen Unvollkommenheiten auf das klärste einsieht, wird der letzte seyn, der die Mängel an andern Menschen aufsucht und verdammet: er wird seyn, wie diejenigen, welche das im Ehebruche ergriffene Weib vorführten; er wird sich selbst überwiesen finden, und stillschweigend davon schleichen. Der einzige Weg, wodurch der Mensch zur wahren Weisheit gelangen kann, ist, daß er sich selbst kenne. Wer gern für wahrhaftig weise gehalten seyn möchte, der muß erst seine eignen Fehler aufsuchen und bessern. Denn was für Achtung wird man gegen die Lippen desjenigen beweisen, der ihnen durch sein Leben widerspricht. Wer wird sich an die Lobeserhebungen der Freyheit aus dem Munde eines Menschen, der sich selber die Sclaverey

verey wählet, kehren? Oder wer wird einen, der seinen eignen Weg nicht sehen kann, zum Wegweiser erwählen? Es ist gewiß, der Mensch hat außer dem mannichfaltigen äußerlichen Eindruck von den Elementen, die er keinesweges vermeiden kann, in sich selbst so viele falsche Freunde, so viele schmeichlerische Hofleute, welche Leidenschaften heissen, die in seinem Gemüthe so angenehm betrügerische Bilder malen und einen so künstlichen Schatten über seine Vernunft ziehen, daß sie es ihm sehr schwer machen, sich nach seiner wahren Beschaffenheit unpartheyisch zu beschauen: jedoch, so schwer es auch ist, so läßt es sich dennoch thun. Dieser Nebel des Gemüths kann aufgekläret werden; diesen falschen Freunden kann man die Maske abnehmen, und diese innerliche Schmeichler des Herzens kann man entdecken, und verdammen: wenn man mit Entschlossenheit seine Vernunft gebraucht, und sie vor dem unpartheyischen Richterstuhle derselben zum Verhör zieht. Die Allerbesten unter dem menschlichen Geschlechte werden Mängel genug an sich finden, ihren Stolz nieder zu schlagen, wenn sie sich nur vollkommen und unpartheyisch durchschauen und sorgfältig in die Spiegel ihrer eigenen Gemüther sehen.

Die

Die Selbsterkenntniß ist unter allen Gütern, die wir zu erlangen vermögend sind, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen, für uns selbst das nützlichste, und für andere das vortheilhafteste. Sie lehret uns nicht nur demüthig von uns selbst zu gedenken und unsere Fehler zu bessern, sondern auch, nach Art des Himmels, mit den Schwachheiten andrer Menschen Mitleiden zu haben und sie zu vergeben: sie lehret uns, so groß auch der Grad der Vernunft seyn mag, womit wir beglücket sind, uns nicht durch Stolz aufblasen zu lassen, sondern zu bedenken, daß es eine Gabe ist, die uns anvertrauet worden, von der wir eine genaue Rechenschaft geben müssen; sie lehret uns, nicht die geringste Ehre davon uns selbst anzumaßen, sondern allen Preis und Ruhm demjenigen zu geben, von dem wir die Kraft empfangen haben.

Allgemeines Magazin.

Der

Der Anakreontist.

Ein Dichter, der den Wein und auch die
Liebe prieß,
Die Namen aller Weine kannte,
Und aller Schönen Namen nannte,
Und denn in Duodez sein Werkchen drucken
ließ —
(Denn das war damals so die Mode,
Daß weil ein klein Format nicht schwer zu hal-
ten ist,
Man Thorheit lieber da, als wie in Quarto,
liest. —
Begegnete nach seinem Tode
Dem Schatten des Anakreon.
Mein Vater, schrie er, hier, erkenne deinen
Sohn!
Ich sang mit dir aus einem Tone:
Ein Kuß, ein lockicht Haar und eine schöne
Hand,
Ein dunkler Hain, ein Blümchen, und ein Band.

Ein

Ein Weinfaß, ein Pokal, draus schuf ich neue
Lieder
Und lobte dich allein, und andre meiner Brüder.
Zwar hatt' ich oft ein leeres Glas;
Doch stellt ich mich zum Scherze trunken:
Und ob gleich meine Scherze stunken,
War doch manch junger Herr, der sie mit Bey-
fall las —

Anakreon blickt schamroth nieder;
Freund, spricht er, spott nicht meiner Lieder!
Mir war die Thorheit zu verzeihn.
Zu meiner Zeit, wo man noch Laster Tugend
nannte,
Und für der Dichtkunst Reitz nicht bessre Quellen
kannte,
Als falsche Götter, Lieb und Wein,
Da war die Thorheit zu verzeihn.
Doch jetzt von Wein und Liebe singen,
Wo Tugend Lehrer hat, die auf der Dichtkunst
Schwingen
Die Kunst verstehn, für sie die Herzen zu be-
zwingen,
Da muß mein Lied ein Laster seyn,
Und du sollst es mit mir bereun!

O Dichter, straft die Fabel nicht,
Daß sie von bittrer Wahrheit spricht!
Anakreons Jahrhundert ist vorbey.
Manch großer Mann gesteht, daß es doch Wahrheit sey,
Daß, wer zum Scherz die Sinnlichkeit erhebt,
Auch oft im Ernst der Tugend widerstrebt.

Trescho.

Aver-

AVERTISSEMENT.

Mit dem vierten Jahrgange schließen sich nun unsre Monathstücke. Wir hatten uns kein anders Ziel vorgenommen, als unsern Landsleuten gute Muster in verschiedenen Gattungen der deutschen Sprach = Dicht = und Redekunst in die Hände zu spielen, und dieß haben wir bereits erreichet. Damit nun die ganze Sammlung für Liebhaber nicht gar zu kostbar werden möchte, so hören wir zu sammeln auf; denn weil wir die Quellen immer angezeiget, woraus wir geschöpfet haben, so haben unsere Leser hiedurch Gelegenheit genug bekommen, sich mit den besten Auctoren Deutschlands bekannt zu machen, und sich dieselben selbst anzuschaffen. Zur Bequemlichkeit der Leser wird nächstens ein zweyfaches Register über alle vier Jahrgänge nachkommen.

München,
gedruckt mit akademischen Schriften, durch
Andreas Luber, Factor.

Anzeige
der
in dieser
Sammlung
befindlichen Stücke.

I. Verzeichniß.
Prosaische Stücke

Die erste oder römische Zahl bedeutet den Jahrgang, die zweyte das Monathstück, die dritte das Blatt.

Zu finden in der churfürstlichen akademischen Buchhandlung, 1768.

10010585

Physikalische Stücke.

Merkwürdigkeiten des Menschen. Erster Abschnitt. Von dem Lobe des Menschen überhaupt. I. 2. 95.

Merkwürdigkeiten des Menschen. Betrachtung des Auges. I. 4. 262.

Betrachtung des Ohrs. I. 7. 494.

Vom Geruche. I. 8. 566.

Vom Geschmacke und Gefühle. I. 9. 661.

Vom Knochengebäude. I. 10. 778.

Merkwürdigkeiten des Menschen. Siebenter Abschnitt. Betrachtung des Körpers. I. 12. 931.

Betrachtungen über die merkwürdige Auferweckung eines Erstickten. II. 3. 225.

Von der Erzeugung der Wolken, des Regens, Schnee und Hagels. II. 4. 265.

Merkwürdigkeiten der Vögel. II. 7. 513.

Erklärung der natürlichen Ursache des Erdbebens. II. 9. 659.

Register.

Auszug aus einem Briefe von dem Mergel. II. 10. 735.

Ein neues Lehrgebäude über den Brand an den Bäumen. II. 11. 821.

Außerordentliche Wirkung eines Wetterstrals an Messern und Gabeln. II. 12. 903.

Gedanken von den Ursachen, warum in kalten Wintern die Bäume erfrieren. ꝛc. III. 3. 170.

Von dem Blitz, und dessen Wirkungen. III. 9. 656.

Vom Nutzen der Frösche in den Küchengärten. III. 10. 764.

Gedanken vom Hundssterne und den Hundstägen. III. 11. 814.

Anmerkungen über die ehemalige und gegenwärtige Anzahl der Einwohner auf unsrer Erdkugel. IV. 1. 57.

Lob des Winters. IV. 3. 133.

Gedanken vom Schnee und Schneewasser. IV. 5. 363.

Von den Krebsen. IV. 7. 494.

Die Erscheinungen des Donners und der Elektricität. IV. 9. 616.

Ob das Einweichen des Getreides in dazu dienlichen Mischungen die Fruchtbarkeit desselben sehr befördere. IV. 10. 682.

Fortsetzung der Abhandlung von der Aehnlichkeit zwischen dem Donner und der Elektricität. IV. 10. 703.

Mo-

Register.

Moralische Stücke.

Der bestrittene Unglaube. I. 1. 22.

Gedanken an dem letzten Tage des Jahrs. I. 3. 203.

Von der Nothwendigkeit unsre Zeit wohl anzuwenden. I. 4. 254.

Auszug zweyer Briefe ꝛc. über die Auferziehung der Kinder von 1. bis 3. Jahren. I. 7. 529.

Dritter Brief von Erziehung der Kinder zwischen 3. und 6. Jahren. I. 9. 646.

Fünfter Brief von der Erziehung. I. 10. 749.

Sechster Brief von der Erziehung. I. 11. 807.

Von der Unsterblichkeit der Seele, erster Abschnitt. I. 11. 856.

Von der Unsterblichkeit der Seele, zweyter Abschnitt. I. 12. 879.

Sechster Brief von der Erziehung. I. 12. 916.

Betrachtungen über die Religion. II. 1. 12.

Von der Unsterblichkeit der Seele, dritter Abschnitt. II. 2. 90.

Von der Beschaffenheit, dem Umfange, und dem Nutzen der Moral. II. 3. 167.

Von der göttlichen Vorsehung. II. 4. 247.

Betrachtung über die Verschiedenheit der Vergnügungen ꝛc. II. 5. 334.

Vergleichung zwischen den alten und neuen Freygeistern. II. 5. 358.

Register.

Abhandlung von der Klugheit bey moralischen Vorurtheilen. II. 12. ~~918.~~ 913.

Sophron an den Charidemus, ein moralischer Brief. III. 2. 96.

Die Vorsehung. III. 6. 413.

Die Zufriedenheit. III. 7. 501.

Phädon an seinen Sohn. III. 8. 616.

Von der Leichtsinnigkeit. III. 11. 781.

Die Wahrheit. III. 12. 843.

Die Bescheidenheit. III. 12. 879.

Der Einfluß der Tugend auf die Glückseligkeit. III. 12. 886.

Betrachtung über die Philosophie. III. 12. 892.

Von den Ausschweifungen der Jugend. IV. 1. 6.

Betrachtungen über die Vorurtheile. IV. 2. 112.

Neujahrsgedanken. IV. 4. 298.

Das menschliche Leben eine beständige Maskerade. IV. 5. 394.

Die Ergötzlichkeiten. IV. 5. 408.

Morgengedanken. IV. 6. 428.

Abendgedanken. IV. 6. 434.

Die Lebensstände. IV. 6. 451.

Die Reichthümer. IV. 7. 524.

Die aufgehende Sonne. IV. 8. 553.

Von der Gewohnheit. IV. 8. 576.

Die Gesellschaften. IV. 9. 648.

Der Auctor und der Vater. IV. 9. 658.

Von

Register.

Von unsrer Glückseligkeit in GOtt. IV. 11. 745.

Eine Betrachtung, worinne man zeigt, daß die Hoffnung ein Gut ist, dessen Werth man nicht genug kennet. IV. 11. 779.

Die untergehende Sonne. IV. 12. 809.

Außerlesene Gedanken über unterschiedliche Stücke der Sittenlehre. IV. 12. 830.

Gedanken über den Stolz ꝛc. IV. 12. 852.

Satyrische Stücke.

Kleider machen Leute, aus Rabnern. I. 2. 140.

Schreiben an die Churfürstl. Akademie, und pro memoria über das Sonderbare in Büchertiteln. I. 3. 209.

Merkwürdige Nachricht vom Erdbeben von 1755. I. 4. 291.

Eingelaufene Briefe, oder Beschreibung einer seltenen Birne. I. 4. 312.

Des Herrn Fox Beschreibung der Insel Marovisos. I. 5. 336.

An die Herausgeber der Baier: Samml. von L. S. in Landshut. I. 5. 357.

An die Herausg. der baierisch. Samml. I. 5. 390.

Gedanken über die Hundsseuche. I. 6. 419.

Schreckliche Erscheinung, und ein neues Lehrgebäude von Gespenstern. I. 6. 464.

Eingelaufene Briefe. I. 7. 517.

Von Erlernung der Sprachen aus Rabnern. I. 7. 548.

Register.

55 Eingelaufene Briefe vom schädlichen Einfluße der neuern Philosophie auf die Rechtsgelehrsamkeit. I. 8. 604.

56 Glaubet, was ein Alter schreibt. I. 9. 676.

57 Lebensprognostica auf alle Tage der Woche. I. 10. 769.

58 Scherzhafte Beweise der Seelenwanderung. I. 11. 823.

59 Schreiben über die Mittel sein Glück zu machen. I. 11. 845.

60 Gut macht Muth aus Rabnern. I. 12. 902.

61 Eingelaufene Briefe, oder Recension der Landshutischen Vers-Thesen. II. 1. 46.

62 Brief an die Herausgeber von der Briefkunst. II. 2. 134.

63 Nachricht von einem Spinnhause für Männer. II. 2. 143.

64 II. Briefe an die Herausgeber von der Briefkunst. II. 3. 209.

65 Eine Verwandlung. II. 3. 218.

66 Das Winterkleid. II. 4. 283.

67 Schreiben eines Materialisten an einen Wochenschriftsteller. II. 4. 291.

Neue Theses eines Alten. II. 5. 371.

III. Briefe an die Herausgeber von der Briefkunst. II. 5. 390.

Nachricht von einer moralischen Windwage. II. 6. 441.

Briefe an die Herausgeber von einem seltenen Muster eines Redners. II. 6. 456.

Register.

72 Chria Æphtoniana um Erlangung einer Schulmeister-Stelle. II. 6. 469.

73 IIII. Brief von der Brieffunst. II. 7. 536.

74 Ein Brief über den neulich gesehenen Kometen II. 7. 546.

75 Etwas aus der Meßkunst. II. 8. 615.

76 Etwas Geographisches. II. 9. 701.

77 Der Bewunderer. II. 11. 841.

78 Etwas neues aus den elysischen Feldern. II. 11. 872.

79 Gedanken von der Satyre nebst einem Auszuge von Nicolaus Klims unterird. Reisen. III. 2. 128.

80 Zween Briefe über eine poetische Beschreibung des letzten Krieges. III. 2. 148.

81 An die Herausgeber der Samml. über einen schönen deutschen Brief. III. 2. 154.

82 Aesthetischer Beweis, daß man bey seinem eignen Scherze lachen müsse. III. 3. 225.

83 Versuch einer Regelnverfassung über die Neujahrs Wünsche. III. 4. 267.

84 Etwas ohne Ueberschrift. III. 4. 311.

85 Nachrichten von einigen Gelehrten in Sachsen ꝛc. III. 5. 381.

86 Ein Sendschreiben an die Herausgeber der baierischen Sammlungen. III. 6. 474.

87 An den Satyrenschreiber Philidor. III. 8. 640.

88 Ein vielleicht künftiges Jahrhundert. III. 9. 696.

Register.

89 Schreiben und Rechnung eines Herrn Autors an den Herrn Buchhändler seinen Verleger. III. 10. 758.

90 Schreiben an eine Demoiselle bey ihrer Ankunft in diese Welt. IV. 2. 73.

91 Schreiben an eine Dame, welche rein deutsch lernet. IV. 2. 123.

92 Von alten Gebräuchen. IV. 3. ~~719~~ 179

93 An die Herausgeber der baierisch. Monatstücke, ein Schreiben von den Anagrammaten. IV. 4. 335.

94 Ein Testament. IV. 4. 352.

95 Vorschlag von einer neuen gelehrten Zeitung. IV. 6. 464.

96 Eine Vorrede. IV. 7. 537.

97 Erste Gründe der Carmiuologie ꝛc. IV. 8. 561.

Erzählungen.

98 Der großmüthige Mohr. I. 1. 59.

99 Der brittische Simon. I. 2. 128.

100 Von dem Gerichte der Egypter über die Todten, aus den Druiden. I. 2. 154.

Der Schüler, der seinen Meister übertreffen will. I. 4. 283.

2 Der Wolf und die Thiere. I. 5. 393.

3 Der Rangstreit der Thiere. I. 5. 398.

Die Furien. I. 9. 699.

Der edelmüthige Landmann. I. 9. 701.

Die

Register.

Die schönste Amtsverrichtung der Priester. I. 9. 703.

Der Tod. II. 1. 34.

Zevs und das Pferd. II. 4. 317.

Zeit und Ewigkeit, ein Traum. II. 6. 407.

Eine Entzückung. II. 6. 427.

Das beschützte Lamm. II. 6. 480.

Die Beschreibung Jupiters. II. 7. 543.

Ohne daran zu denken, eine Erzählung. II. 8. 620.

Der Bestrafte Ehrgeitzige. II. 9. 691.

Das Buch der Verdienste. II. 9. 724.

Allegorische Erzählung. II. 10. 794.

Solon, eine allegorische Geschichte. II. 11. 853.

Lausus und Lydie. II. 12. 942.

Der Peruckenstock. III. 1. 76.

Der Schäfer und der Philosoph. III. 3. 135.

Die Frühlingsraupe. III. 4. 304.

Das Krokodill und die Eidexe. III. 4. 309.

Die zween Ochsen. III. 5. 396.

Geschichte des Mirza, und der Fee Alzemire. III. 6. 454.

Geschichte der Nachfolger des Mirza. III. 7. 531.

Die Geschenke der Feen, oder die Gewalt der Erziehung. III. 8. 583.

Der Affe. IV. 5. 404.

Der Bär im Holze. IV. 6. 448.

Der

Register.

Der Affe und der Chymist. IV. 6. 461.
Die Eule und der Schatzgräber. IV. 6. 463.
Der Riese. IV. 7. 535.
Der Papagey. IV. 7. 544.
Der Pilger und der Eremit. IV. 8. 605.
Die Raupe. IV. 10. 727.
Der Hamster, und die Ameise. IV. 11. 801.

Vermischte Stücke.

Gelehrte Neuigkeiten. I. 1. 69.
Nachricht. I. 2. 159.
An die Herausgeber der baierischen Sammlungen. I. 3. 223.
Nachrichten. I. 3. 236.
Nachricht. I. 4. 320.
Avertissement. I. 5. 400.
Von den Hilfsmitteln zur Bevölkerung eines Staates. I. 6. 447.
Gelehrte Nachrichten. I. 9. 707.
Eine Erinnerung der Sammler an die Kunstrichter ihrer Stücke. I. 9. 713.
Nachricht. I. 11. 871.
Gelehrte Neuigkeiten von den akademischen Preisfragen. II. 1. 72.
Von Einrichtung einer chirurgischen Schule. Ingolstadt den 15. Oct. II. 1. 77.

Ein

Register.

Ein chinesischer Roman aus den Zeiten vor der Sündfluth. II. 4. 305.

Gedanken über die beste Art, die classischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen. II. 8. 578.

Die vier Stufen des menschlichen Alters. II. 8. 628.

Betrachtung über den fruchtbaren Einfluß der Bemühungen der deutschen Gesellschaften in das deutsche Staatsrecht. II. 9. 712.

Nachricht von den akademischen Preisfragen. III. 1. 78.

Sorem an den Aretes, ein Brief über den Duell. III. 3. 190.

Sorems Vater an seinen Sohn. III. 3. 201.

Die neuern Helden. III. 3. 213.

Gelehrte Neuigkeiten, über Herrn Finauers gelehrten Geschichte. III. 4. 288.

Etwas aus der Münchnerzeitung. III. 4. 320.

Terses an Sorems Vater. III. 5. 335.

Sorem an seinen Vater. III. 5. 347.

Nachrichten von gelehrten Sachen. III. 7. 557.

Gelehrte Nachrichten von der öttingischen gelehrten Gesellschaft. III. 8. 643.

Nachricht von neu herausgekommenen Schriften. III. 9. 704.

Versuch von der Critik. III. 10. 711.

Die Freundschaft. III. 11. 831.

Die

Register.

Die Unentschlossenheit. III. 12. 896.

Nachricht wegen der chronologischen Einleitung in die Kirchengeschichte. IV. 1. 1.

Gespräch vom Schaden, den ungeschickte Lehrer einem Lande bringen. IV. 1. 47.

Von der Wahl der Haushofmeister. IV. 7. 514.

Von der Wahrheit in Satyren. IV. 8. 589.

Der Witz und die Wissenschaft. IV. 9. 636.

Die Welt im Auge des Weisen. IV. 9. 645.

Schreiben eines verarmten Pythagoräers. IV. 9. 668.

Vom falschen Ruhme der Uneigennützigkeit. IV. 10. 720.

Urtheil der Menschen. IV. 10. 735.

Maximen an einen Jüngling, der die Akademien besuchte. IV. 11. 770.

Kurz und Gut. IV. 11. 785.

Gedanken von der Liebe des Vaterlandes. IV. 11. 788.

Demonstration eines Dorfschulmeisters. IV. 11. 796.

II. Verzeichniß
Poetiſche Stücke.

Oden.

1 Maximilian Joseph. l. 1. 3.
2 Lob der GOttheit. l. 2. 83.
3 An die Vorsicht. l. 2. 124.
4 Allgemeines Gebeth. l. 4. 287.
5 Ueber die Ehre. l. 5. 323.
6 Die Weisheit. l. 5. 352.
7 Die Auferstehung. l. 7. 483.
8 Der Christ. l. 8. 563.
9 Die Schöpfung. l. 10. 723.
10 Wider die Verächter der Religion. l. 10. 787.
11 Morgengedanken. l. 12. 875.
12 Der Herbst. ll. 1. 3.
13 Die Ruhe. ll. 2. 83.
14 Der Winter. ll. 3. 163.
15 Das Reich des Meßias. ll. 4. 243.
16 Die Glückseligkeit. ll. 6. 403.
17 Ode an die Freygeister. ll. 6. 417.
18 Die Gelassenheit. ll. 6. 474.
19 Der Erlöser. ll. 7. 483.
20 Einladung auf das Land im Frühlinge an J. A. M. ll. 8. 571.
21 Die Zukunft. ll. 9. 651.
22 Der Ruhm GOttes. ll. 10. 731.
23 Schriftmäßige Betrachtungen über einige Eigenschaften GOttes. ll. 11. 811.
24 Liebe zum Privatleben, eine Ode. ll. 11. 848.
25 Der Sommer. ll. 11. 865.

Register.

Der Religionsspötter. II. 12. 891.
Die Vereinigung des menschl. mit dem göttlichen Willen. II. 12. 963.
Ode zum Preise der GOttheit nach natürl. und sittlichen Gegenständen. III. 2. 83.
Von den Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens. III. 3. 163.
Die wahre Ehre. III. 4. 243.
Der baierische Musentempel. III. 6. 403.
Die Eintracht. III. 7. 518.
Einige Gegenstände der Natur. III. 8. 567.
Das Märzenbier. III. 8. 606.
Die GOttheit. III. 9. 647.
Der Wein. III. 9. 682.
Betrachtungen über mich selbst. III. 11. 775.
Die Wollust. III. 12. 839.
Der Herbst. IV, 1. 3.
Der Tod eine anakreontische Ode. IV. 1. 63.
Das Glück der Christen. IV. 2. 67.
Der Weise. IV. 3. 131.
Die GOttheit. IV. 4. 295.
Der Tabacksraucher. IV. 4. 345.
Der Weise. IV. 5. 357.
Ode auf die Charwoche, der GOttversöhner. IV. 6. 421.
Ode an den Frühling. IV. 8. 550.
Die Eigenschaften des Frommen. IV. 9. 613.
Warnung vor der Wollust. IV. 10. 677.
Einige Gegenstände der Natur. IV. 10. 688.
An die Deutschen. IV. 11. 741.
Das Privilegium. IV. 7. 542.
Der zufriedene Bauer. IV. 9. 656.
Dauer der Scribenten. IV. 10. 724.
Der Abend. IV. 11. 777.

Lehr-

Register.

Lehrgedichte.

Der Ursprung des Uebels. I. 3. 163.
Daß es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen. I. 6. 403.
Der in seiner Größe niedrige Mensch. I. 8. 586.
Gedicht von der Zufriedenheit. I. 11. 796.
Von der Uebereinstimmung der Tugend und der Natur. II. 5. 323.
Gedanken von der göttlichen Regierung. III. 5. 323.
Vermischte Betrachtungen. III. 6. 445.
Philosophische Betrachtungen. IV. 7. 485.
Das Stadtleben. IV. 12. 821.

Fabeln und Erzählungen.

Der Palmesel. I. 1. 62.
Der Ball. I. 1. 64.
Der Tanzbär. I. 1. 65.
Der Priester und der Kranke. I. 1. 67.
Der Löwe und Fuchs. I. 2. 153.
Der Beleidiger der Majestät. I. 4. 243.
Der Tod des ungerechten Geitzhalses. I. 4. 246.
Die Gartenlust. I. 4. 284.
Die Fliege. I. 4. 309.
Der Reisende. I. 5. 334.
Der geldhmte Kranich. I. 5. 350.
Der Fuchs und die Elster. I. 5. 395.
Der fromme General. I. 6. 459.
Die Erziehungskunst. I. 6. 461.
Die seltsamen Menschen. I. 6. 478.
Der errettete Arzt. I. 7. 559.
Der Informator. I. 8. 633.

Register.

Der Fuchs und das Eichhorn. I. 8. 637.
Der Kranke. I. 9. 643.
Die Geschichte von dem Hute. I. 9. 695.
Der Hänfling. I. 9. 704.
Der Proceß. I. 10. 764.
Der Philosoph. II. 1. 36.
Der gereiste Freygeist. II. 2. 110.
Die Frau und der Geist. II. 2. 155.
Der ungerathene Sohn. II. 2. 158.
Das gelehrte Bier. II. 3. 206.
Das ertrunkene Weib. II. 3. 223.
Der Wolf und der Hund. II. 4. 259.
Die Krähe und die Elster. II. 4. 262.
Der Kürbis und die Eichel. II. 4. 276.
Der Greis und der Tod. II. 4. 319.
Der Lohn der Tugend. II. 5. 354.
Die Schwalbe und der Sperling. II. 5. 356.
Die Bienen. II. 5. 369.
Der Wolf und das Pferd. II. 5. 398.
Die Raupe und der Schmetterling. II. 6. 416.
Kaiser Sigismund. II. 6. 439.
Der Löwe und der Esel. II. 6. 479.
Der Wanderer. II. 7. 541.
Sylla und der schlechte Dichter. II. 7. 567.
Die Biene. II. 8. 645.
Der Mohr und der Weiße. II. 8. 647.
Der Affe und die Katzen. II. 10. 803.
Der Riese und der Zwerg. II. 10. 806.
Die Nachbarn. II. 10. 808.
Der Adler, der Rab und der Schäfer. II. 11. 888.
Die Lotterie, eine Erzählung. II. 12. 908.
Der Tod des ungerechten Geitzhalses. II. 12. 934.

Der

Der Magister und der Bauer. III. 1. 77.
Das ausgerechnete Glück. III. 2. 115.
Der Widerspruch. III. 3. 222.
Der schreyende Verketzerer. III. 4. 308.
Der betagte Maulbeerbaum. III. 6. 469.
Das Pferd und der Esel. III. 6. 483.
Die Schlange. III. 7. 556.
Der Affe. III. 10. 753.
Die zärtliche Frau. III. 10. 769.
Das Testament, eine Erzählung. III. 12. 884.
Die Ruthe und die Peitsche. III. 12. 891.
Die zwo alten Weiber. IV. 2. 122.
Der Esel und die Dohle. IV. 4. 351.
Der Lichtwurm und das Erdwürmchen. IV. 4. 355.
Der Vater und Aristippus. IV. 5. 375.
Der abgeworfene Reuter. IV. 5. 392.
Das Kind und der Schatten. IV. 6. 432.
Die Laster und die Strafe. IV. 6. 445.
Die blinde Henne und die Taube. IV. 6. 45[illegible]
Der Papagey. IV. 6. 459.
Die Tulipane. IV. 7. 511.
Der Floh. IV. 7. 523.
Der Paradiesvogel. IV. 8. 585.
Der Vater und der Sohn. IV. 8. 602.
Der Schulmeister. IV. 9. 644.
Die Brüder. IV. 9. 664.
Die Harmonie der Sphären. IV. 9. 673.
Das Kind und die Schneckenhäuser. IV. 10. 717.
Die Zauberinn. IV. 10. 731.
Der Krokodil und das Meerpferd. IV. 11. 767.
Der geflügelte Fisch. IV. 11. 799.
Der Anakreontist. IV. 12. 863.

Sinngedichte, und kleinere Stücke.

Der Bettler. I. 3. 235.
Auf den Verleumder. I. 9. 706.
Caligula. I. 9. 706.
An eine Alte. I. 9. 706.
Der Neidische. II. 1. 43.
Grabschrift eines Frauenzimmers. II. 1. 44.
Meine Gesinnungen. II. 1. 44.
Auf die im Drucke erschienene Churb. deutsche Sprachkunst. II. 2. 142.
Die Stärke des Weins. II. 3. 237.
Das Paradies. II. 3. 237.
Grabschrift eines Scholastikers. II. 7. 566.
Der gesetzte Muth. III. 2. 159.
Der schmerzlose Erb. III. 3. 239.
An den Ergast. III. 3. 239.
An die Herausgeber, drey Sinngedichte von S. A. R. III. 4. 315.
Seufzer eines Ehemanns bey einer kranken Frau. IV. 1. ~~86.~~ 56
An Thyrsis. IV. 5. 403.
Die Frage. IV. 5. 407.
Die wider den Cäsar verschwornen Helden. IV. 5. 417.
Die Tugend. IV. 7. 533.
Das Daseyn. IV. 8. 608.
Der Neid. IV. 9. 635.
Der Heide. IV. 9. 672.
Die Eulen. IV. 10. 738.
Die Thorheit. IV. 11. 784.
Grabschrift eines Dichters. IV. 11. 787.
Momus und Asträ. IV. 11. 802.

Register.

Schäferpoesien.

173 Idas und Mykon. III. 7. 550.
4 Myrtill. III. 7. 553.
175 Wintergedanken. IV. 4. 347.
6 Der Wunsch, aus Geßners Idyllen. IV. 5. 379.

Theatralische Stücke.

7 Philemon und Baucis ein Schauspiel in Versen von einem Aufzuge. II. 10. 748.
8 Eraſt ein Schauspiel in einem Aufzuge. III. 1. 27.
179 Der Schatz ein Schäferspiel von einem Aufzuge. III. 5. 355.

Vermischte Poesien.

180 Das glückliche Leben. I. 2. 126.
1 Geschicktes und Ungeschicktes. I. 3. 233.
2 Der Garten und die Gegend um Nymphenburg. I. 11. 835.
3 Die weise Antwort. II. 1. 37.
4 Die Glückseligkeit an Damon. II. 1. 39.
185 Empfindungen auf dem Lande. II. 1. 41.
6 Schreiben der Penelope an den Ulyß aus dem Ovid übersetzt. II. 2. 115.
7 Die deutschen Musen in der Wüste. II. 3. 202.
8 Gedanken bey dem Schluße des 1765. Jahres II. 3. 238.
9 Der verläumdete Weise. II. 6. 477.
190 Mein Neid. II. 8. 617.
1 Der Weltlauf. II. 8. 641.
2 Das Dorf, ein Gedicht. II. 9. 671.

Des

Register.

Des Cato Antwort. II. 9. 697.
Ovids neunter Brief im 1sten Buche aus Pontus, übersetzt. II. 9. 703.
Der sterbende Adam an seine Kinder und Nachkommenschaft. II. 11. 833.
Betrachtung des Schöpfers in seinen Geschöpfen II. 12. 967.
Der moralische Nutzen der Poesie. III. 1. 3.
Der Pedant. III. 1. 73.
Das Lob der Lobsucht. III. 3. 176.
Das Bessere. III. 3. 209.
Eingesandte Stücke; ein Glückwunsch. III. 3. 228.
Die vier Jahrszeiten. III. 4. 286.
Die Lügen. III. 4. 300.
Die vier Tagzeiten. III. 5. 392.
Die Ehrbegierde. III. 5. 398.
Die Glückseligkeit des Landlebens. III. 7. 487.
Der Renommist, ein scherzhaftes Heldengedicht. Erster Gesang. III. 11. 791.
Der Renommist, zweyter Gesang. III. 12. 852.
Der Renommist, dritter Gesang. IV. 1. 18.
Der Renommist, vierter Gesang. IV. 2. 86.
Der Renommist, fünfter Gesang. IV. 3. 151.
Der Schulfuchs. IV. 3. 190.
Der Renommist, sechster und letzter Gesang. IV. 4. 318.
Die Tugend ihr eigner Lohn. IV. 6. 446.
Versuch einer saphischen Ode bey einem Donnerwetter. IV. 11. 795.
Der Herbst. IV. 12. 805.
Von den Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens. IV. 12. 846.

München, gedruckt mit akademischen Schriften durch Andreas Luber, Factor.

10.16383

10010383